Maxim Gorjki

Foma Gordjejew

Stuttgart & Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

INDIANA
UNIVERSITY
LIBRARY

In ähnlicher Ausstattung sind noch folgende

hervorragende ausländische Romane

bei uns erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Bazin, C. P., Der Grundstein. Roman. Geheftet ℳ 3.—; gebunden ℳ 4.—
Bellamy, Edward, Gleichheit. 4. Auflage. Geheftet ℳ 3.—; gebunden ℳ 4.—
Boborykin, P., Abendliches Opfer. Roman. 2 Bände. Geheftet ℳ 5.—; gebunden ℳ 6.—
Boisgilbert, Edmund, Weltuntergang. Roman. Geh. ℳ 3.—; geb. ℳ 4.—
Bourget, Paul, Der Schüler. Roman. Geheftet ℳ 3.—; gebunden ℳ 4.—
Caine, Hall, Der Manksmann. Roman. 3 Bde. Geh. ℳ 6.—; geb. ℳ 9.—
Couperus, Louis, Schicksal. Roman. Geheftet ℳ 2. 50; gebunden ℳ 3. 50.
Couperus, Louis, Ekstase. Roman. Geheftet ℳ 2.—; gebunden ℳ 3.—
Daudet, Alphonse, Rosa und Ninette. Roman. Geh. ℳ 3.—; geb. ℳ 4.—
Daudet, A., Die kleine Kirche. Ein Ehe-Roman. Geh. ℳ 4.—; geb. ℳ 5.—
Daudet, A., Die Stütze der Familie. Roman. Geh. ℳ 4.—; geb. ℳ 5.—
Eekhoud, Georges, Rees Doorik. Roman. Geh. ℳ 2.—; geb. ℳ 3.—
Ewald, Karl, Der Lindenzweig. Roman. Geh. ℳ 2.—; geb. ℳ 3.—
Gawalewicz, M., Der Nachtfalter. Roman. Geh. ℳ 2.—; geb. ℳ 3.—
Geijerstam, Gustaf af, Das Haupt der Medusa. Roman. Geheftet ℳ 2.—; gebunden ℳ 3.—
Haggard, H. Rider, Beatrice. Roman. Geheftet ℳ 4.—; gebunden ℳ 5.—
Haggard, H. Rider, Kleopatra. Historische Erzählung aus dem Jahrhundert vor Christi Geburt. Geheftet ℳ 3.—; gebunden ℳ 4.—
Harte, Bret, Cressy. Roman. Geheftet ℳ 2. 50; gebunden ℳ 3. 50.
Hope, Anthony, Der Gefangene von Zenda. Romantische Erzählung. Geheftet ℳ 3.—; gebunden ℳ 4.—
Jókai, M., Die gelbe Rose. Roman. Geheftet ℳ 2.—; gebunden ℳ 3.—
Juel-Vansen, Erna, Die Geschichte eines jungen Mädchens. Geheftet ℳ 2.50; gebunden ℳ 3. 50.
Kipling, Rudyard, Das Licht erlosch. Roman. 5. Auflage. Geheftet ℳ 3.—; gebunden ℳ 4.—
Leffler, A. C., Weiblichkeit und Erotik. Roman. Geh. ℳ 3.—; geb. ℳ 4.—
Leffler, A. C., Eine Sommergeschichte. Roman. Geh. ℳ 4.—; geb. ℳ 5.—
Lie, Jonas, Drauf los! Roman. Geheftet ℳ 3.—; gebunden ℳ 4.—
Lie, Jonas, Niobe. Roman. Geheftet ℳ 3.—; gebunden ℳ 4.—

Loti, Pierre, Ramuntcho. Roman. 2. Auflage. Geh. ℳ 2.50; geb. ℳ 3.50.
Loti, Pierre, Madame Chryſanthème. Roman. 2. Auflage. Geheftet ℳ 2.—; gebunden ℳ 3.—
Mantegazza, Paolo, Die Kunſt zu heiraten. 6. Auflage. Geheftet ℳ 2.—; gebunden ℳ 3.—
Mantegazza, Paolo, Die Kunſt, einen Gatten zu wählen. Geheftet ℳ 2.—; gebunden ℳ 3.—
Maupaſſant, Guy de, Stark wie der Tod. Roman. Geh. ℳ 4.—; geb. ℳ 5.—
Maupaſſant, Guy de, Unſer Herz. Roman. Geh. ℳ 2.—; geb. ℳ 3.—
Nordenſvan, Georg, Maler Figge. Geheftet ℳ 2.—; gebunden ℳ 3.—
Notowitſch, Nik., Die Lücke im Leben Jeſu. Geh. ℳ 3.—; geb. ℳ 4.—
Ouida, Syrlin. Roman. 2 Bände. Geh. ℳ 5.—; gebunden ℳ 7.—
Potapenko, J. N., Ein Auserwählter. Roman. Geh. ℳ 3.—; geb. ℳ 4.—
Potapenko, J. N., Praktiſche Lebensweisheit. Roman. Geh. ℳ 3.—; geb. ℳ 4.—
Roberto, F. de, Hermann Raeli. Roman. Geh. ℳ 2.50; geb. ℳ 3.50.
Rodziewicz, Marie, Sie. Roman. Geheftet ℳ 3.—; gebunden ℳ 4.—
Rodziewicz, Marie, Dewajtis. Roman. Geh. ℳ 4.—; geb. ℳ 5.—
Sienkiewicz, H., Ohne Dogma. Roman. 2 Bände. Geh. ℳ 5.—; geb. ℳ 6.—
Stockton, Frank R., Zum Nordpol und Erdkern. Eine Erzählung aus dem zwanzigſten Jahrhundert. Geheftet ℳ 2.—; gebunden ℳ 3.—
Tetmajer, Der Todesengel. Roman. Geheftet ℳ 2.—; gebunden ℳ 3.—
Tolſtoj, Leo, Die erſte Sproſſe. Geheftet ℳ 1.—; gebunden ℳ 2.—
Tolſtoj, Leo, Das Reich Gottes iſt in Euch. Geh. ℳ 5.—; geb. ℳ 6.—
Tolſtoj, Leo, Auferſtehung. Roman. 10. Auflage. Geh. ℳ 2.—; geb. ℳ 3.—
Twain, Mark, Der amerikaniſche Prätendent. Roman. Geheftet ℳ 4.—; gebunden ℳ 5.—
Zola, Emile, Das Geld. Roman. 9. Auflage. 2 Bände. Geheftet ℳ 5.—; gebunden ℳ 6.—
Zola, Emile, Der Zuſammenbruch. (Krieg von 1870/71.) Roman. 15. Aufl. 3 Bände. Geheftet ℳ 5.—; gebunden in 3 Bände ℳ 8.—
Zola, Emile, Doktor Pascal. Roman. 2 Bde. Geh. ℳ 5.—; geb. ℳ 6.—
Zola, Emile, Lourdes. Roman. 4. Auflage. 3 Bände. Geheftet ℳ 6.—; gebunden in 2 Bände ℳ 8.—
Zola, Emile, Paris. Roman. 7. Auflage. 3 Bände. Geheftet ℳ 6.—; gebunden in 2 Bände ℳ 8.—
Zola, Emile, Rom. Roman. 8. Aufl. 3 Bde. Geh. ℳ 6.—; geb. in 2 Bde. ℳ 8.—
Zola, Emile, Fruchtbarkeit. Roman in ſechs Büchern. 8. Auflage. 2 Bände. Geheftet ℳ 6.—; gebunden ℳ 8.—
Zola, Emile, Arbeit. Roman in drei Büchern. 2 Bände. Geheftet ℳ 6.—; gebunden ℳ 8.—

Stuttgart. **Deutſche Verlags-Anſtalt.**

Foma Gordjejew

Roman

von

Maxim Gorjki

Aus dem Russischen übersetzt von Klara Brauner

Vierte Auflage

Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt
1901

473030

PG 3464

.G5 F6

Alle Rechte,
insbesondere das Recht der Uebersetzung in andre Sprachen, vorbehalten.
Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

97-1-18

Erſtes Kapitel.

Vor etwa ſechzig Jahren, als an der Wolga mit märchenhafter Schnelligkeit Millionen erworben wurden, diente auf einer der Barken des reichen Kaufmanns Sajew ein junger Burſche, Ignat Gordjejew, als Waſſerſchöpfer.

Reckenhaft gebaut, hübſch und nicht dumm, wie er war, gehörte er zu jenen Menſchen, denen immer und überall das Glück hold iſt — nicht weil ſie begabt und fleißig ſind, ſondern mehr deshalb, weil ſie über einen rieſigen Energievorrat verfügen und auf dem Wege zu ihren Zielen ſich über die Wahl der Mittel keine Gedanken zu machen pflegen, ja es ſelbſt nicht können: ſie kennen außer dem eignen Willen kein andres Geſetz. Manchmal ſprechen ſie voll Angſt von ihrem Gewiſſen, zeitweiſe quälen ſie ſich aufrichtig im Kampfe damit ab, — doch das Gewiſſen iſt nur für ſchwache Seelen eine unbeſiegbare Macht; die Starken bezwingen es bald und machen es ihren Wünſchen dienſtbar, denn ſie fühlen unbewußt, daß, wenn ſie ihm Freiheit und Unbeſchränktheit einräumen, es ihnen das Leben verſtümmeln würde. Sie opfern dem Gewiſſen nur Tage; ſollte es aber vorkommen, daß ihre Seelen von ihm unterjocht werden, ſo fühlen ſie ſich, trotzdem ſie beſiegt ſind, doch niemals als vernichtet und leben ebenſo geſund und kräftig unter ſeiner Oberherrſchaft, wie ſie ohne ſie gelebt haben.

Mit vierzig Jahren war Ignat Gordjejew ſelbſt Beſitzer von drei Dampfſchiffen und zehn Barken. Er wurde als reicher und kluger Mann an der Wolga geachtet; doch er erhielt den Beinamen „der Tolle“, denn ſein Leben floß nicht in gleichmäßigem Fahrwaſſer hin, wie bei andern Menſchen, die ſeinesgleichen waren, ſondern es ſchäumte ohne Unterlaß rebelliſch auf und ſtürzte aus ſeinem Bette heraus, weitab vom Hauptziel des Daſeins dieſes Menſchen, dem Geldgewinn. Man hätte glauben können, es gäbe drei Gordjejews, oder drei Seelen in Ignats Körper. Die eine davon, die mächtigſte, war nur gierig, und wenn Ignat ſein Leben ihren Befehlen unterordnete, ſo war er einfach ein von einer unbezähmbaren Leidenſchaft zur Arbeit erfaßter Menſch. Dieſe Leidenſchaft brannte Tag und Nacht in ihm, er gab ſich ihr gänzlich hin, riß überall Hunderte und Tauſende von Rubeln an ſich, und doch ſchien es, als würde er ſich niemals am Raſcheln und Klimpern des Geldes ſättigen. Er ſtürmte die Wolga auf und ab, indem er Netze anlegte und feſtigte, mit denen er nach Gold fiſchte: er kaufte in den Dörfern das Korn zuſammen und führte es in ſeinen Barken nach Ribinsk; er plünderte und betrog, manchmal ohne es ſelbſt zu merken; manchmal merkte er's und lachte triumphierend die von ihm Betrogenen offen aus und wuchs im Wahnſinn ſeiner Geldgier bis zur Poeſie. Doch indem er der Jagd nach dem Rubel ſo viel Kraft widmete, war er nicht im engen Sinne des Wortes gierig, und legte ſogar manchmal eine unverſtändliche, aber aufrichtige Gleichgültigkeit gegen ſeinen Beſitz an den Tag. Einmal ſtand er während des Eisganges auf der Wolga am Ufer, und als er ſah, wie das Eis ſeine neue fünfundvierzig Faden lange Barke zertrümmerte, indem es ſie ans ſteile Ufer preßte, brummte er durch die Zähne:

„So iſt's recht ... nur zu ... drück und quetſch ſie! Nun, noch einmal! rr ...!“

„Wie ſteht's, Ignat," fragte ihn ſein Gevatter Majakin, der zu ihm trat, „das Eis preßt dir wohl gute Zehntauſend aus dem Beutel, nicht wahr?"

„Macht nichts! Ich werde andre Hunderttauſend herausbringen ... ſieh doch, wie die Wolga arbeitet! Was? Die verſteht es? Sie, das Mütterchen, kann die ganze Erde durchrühren, wie ein Meſſer den Quark ... ſchau nur, ſchau! Da haſt du meine ‚Bojarenfrau'! Sie iſt nur einmal im Waſſer geweſen ... Nun, wollen wir ihr eine Gedenkfeier halten?"

Die Barke wurde zu Spänen zerſplittert. Ignat ſaß mit ſeinem Gevatter in einer Schenke am Ufer, trank Schnaps und ſchaute durchs Fenſter zu, wie die Trümmer der „Bojarenfrau" mit dem Eis auf dem Waſſer trieben.

„Thut's dir leid um das Zeug, Ignat?" fragte Majakin.

„Was ſoll mir denn da leid thun? Die Wolga hat's gegeben, die Wolga hat's auch genommen ... Ich bin doch nicht um meine Hand gekommen ..."

„Aber doch ..."

„Was — doch? Wenigſtens hab' ich geſehen, wie das alles zuging ... ich hab' für die Zukunft gelernt. Schade, daß ich nicht geſehen hab', wie mein ‚Wolgarj' verbrannt iſt. Wie ſchön das ſein muß, wenn auf dem Waſſer, in dunkler Nacht ſo ein Scheiterhaufen flackert, was? Das war ein rieſengroßes Dampfſchiff ..."

„Als ob's dir da auch nicht leid gethan hätte?"

„Um das Dampfſchiff? Um das Dampfſchiff war's ſchade, das ſtimmt ... Das war doch aber nur dumm. Was hat man davon? Man kann ſchon weinen: die Thränen löſchen kein Feuer. Laß die Dampfſchiffe nur verbrennen ... und wenn auch alles verbrennt — ich pfeif' drauf! Wenn nur das Herz nach Arbeit brennt, dann wird alles wieder auferſtehen ... iſt's ſo?"

„Ja—a," ſagte Majakin lächelnd. „Das ſind ſtarke Worte, die du ſprichſt. Und wenn jemand

ſo ſpricht, kann man ihn bis aufs Hemd ausziehen, er wird doch reich ſein ...“

Indem Ignat den Verluſten von Tauſenden ſo philoſophiſch gegenüberſtand, kannte er doch den Wert einer jeden Kopeke; er ſelbſt gab den Armen ſelten etwas und nur denjenigen, die ganz arbeitsunfähig waren. Wenn aber ein halbwegs geſunder Menſch bettelte, ſagte Ignat ſtreng:

„Mach, daß du weiter kommſt! Du kannſt noch arbeiten ... geh und hilf meinem Hausknecht den Dünger einfahren, — kriegſt dann einen Siebziger ...“

In den Zeiten ſeines Arbeitseifers war er den Mitmenſchen gegenüber hart und erbarmungslos, — er gönnte auch ſich ſelbſt bei der Rubeljagd keine Ruhe. Und plötzlich — gewöhnlich geſchah das im Frühling, da alles auf der Erde ſo berückend ſchön wird und der klare Himmel die Seele ſo vorwurfsvollfreundlich anweht — bekam Ignat Gordjejew das Gefühl, er ſei nicht der Herr ſeiner Arbeit, ſondern ihr niedriger Sklave. Er wurde nachdenklich, blickte unter den dichten, gerunzelten Brauen forſchend um ſich und ging ganze Tage lang finſter und gereizt herum, als frage er ſchweigend irgend etwas und fürchte ſich, laut zu fragen. Dann erwachte in ihm ſeine zweite Seele, die wilde und wollüſtige Seele eines ausgehungerten Tieres. Er war dann allen gegenüber frech und cyniſch, trank, führte ein ausſchweifendes Leben, verführte andre zum Trinken und gelangte bis an die Grenze des Wahnſinns; in ihm ſchien ein Vulkan ſeinen Schmutz auszuſpeien. Er ſchien wild an den Ketten zu reißen, die er ſich ſelbſt geſchmiedet hatte und die er trug; er riß an ihnen und war zu kraftlos, ſie zu zerreißen.

Zerrauft, ſchmutzig, mit vor Trunkenheit und ſchlafloſen Nächten verſchwollenem Geſicht, mit wahnſinnigen Augen und heiſer brüllender Stimme ſtürmte er mit ſeiner rieſenhaften Geſtalt durch die Stadt, aus einer Spelunke in die andre, warf das Geld hinaus, ohne es zu zählen, weinte beim Singen von

melancholiſchen Volksliedern, tanzte, ſchlug um ſich, doch er fand nirgends und in nichts Ruhe.

Einmal geſchah es, daß ſich Ignats Trinkkumpanen ein verabſchiedeter Diakon anſchloß, wie ein Stück Kot, das ſich an einen Stiefel feſtklebt; es war ein kleiner, dicker Menſch in einem durchlöcherten Meßgewand mit einem Kahlkopf. Er war ein häßliches, widerwärtiges Weſen ohne jede Perſönlichkeit und ſpielte die Rolle eines Narren. Man ſchmierte ihm die Glatze mit Senf ein, ließ ihn auf allen vieren herumkriechen, ein Gemiſch von verſchiedenen Schnäpſen trinken und cyniſche Tänze tanzen; er führte das alles ſchweigend aus, mit einem idiotiſchen Lächeln auf dem verkommenen Geſicht, und nachdem er alles, was ihm befohlen wurde, gethan hatte, ſagte er regelmäßig, indem er die Hand mit nach oben gekehrter Handfläche vorſtreckte:

„Verabreichen Sie mir ein Rubelchen.“

Man lachte ſchallend über ihn und gab ihm manchmal zwei Groſchen, manchmal bekam er nichts, es kam aber vor, daß man ihm zehn Rubel und noch mehr hinwarf.

„Du Gewürm!“ rief ihm einmal Ignat zu. „Sprich, wer biſt denn du?“

Der Diakon erſchrak vor dem Schreien und ſchwieg, ſich tief vor Ignat verneigend.

„Wer biſt du? Sprich!“ brüllte Ignat.

„Ich bin ein Menſch ... der dazu da iſt, beſchimpft zu werden,“ antwortete der Diakon, und die Geſellſchaft lachte über ſeine Worte.

„Biſt du ein Schuft?“ fragte Ignat drohend weiter.

„Ich bin ein Schuft aus Not und durch die Schwäche meiner Seele.“

„Komm her!“ rief ihm Ignat zu. „Komm und ſetz dich zu mir ...“

Der Diakon trat mit ſchüchternen Schritten, vor Angſt zitternd, zu dem betrunkenen Kaufmann hin und blieb vor ihm ſtehen.

„Setz dich zu mir," sagte Ignat, faßte ihn bei der Hand und machte dem Erschrockenen neben sich Platz. „Du bist mir verwandt ... Ich bin auch ein Schuft! Du — aus Not, ich — aus Uebermut ... ich bin ein Schuft vor lauter Sehnsucht! Hast du verstanden?"

„Ja," sagte der Diakon leise.

Und die Gesellschaft lachte.

„Weißt du jetzt, wer ich bin?"

„Ja ..."

„Dann sag: ‚Du bist ein Schuft, Ignat!'"

Der Diakon konnte nicht. Er blickte Ignats Riesengestalt entsetzt an und schüttelte verneinend den Kopf. Und die Gesellschaft lachte, daß es wie ein Donner wiederhallte. Ignat konnte den Diakon nicht dazu bringen, ihn zu beschimpfen. Da fragte er ihn:

„Soll ich dir Geld geben?"

„Ja, geben Sie!" In den Diakon kam Leben.

„Wozu brauchst du es?"

Der Diakon wollte nicht antworten. Ignat packte ihn beim Kragen und schüttelte aus diesem unreinen Munde folgende Rede heraus, die er voll Angst und leise, beinahe flüsternd, hielt:

„Ich habe eine Tochter ... sie ist sechzehn Jahre alt ... sie ist in einer geistlichen Schule. Für sie ... sammle ich ..., denn wenn sie austritt ... wird sie nicht einmal so viel haben ... um ihre Nacktheit zu bedecken ..."

„Ah ..." sagte Ignat und ließ den Kragen des Diakons los. Darauf saß er lange sinnend und finster da und beobachtete unausgesetzt den Diakon. Dann sagte er mit lachenden Augen:

„Du lügst ja, Trunkenbold."

Der Diakon bekreuzte sich schweigend und ließ den Kopf auf die Brust sinken.

„Es ist wahr!" bekräftigte jemand aus der Gesellschaft die Worte des Diakons.

„So? Also gut!" schrie Ignat und wandte sich an den Diakon, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug:

„He du! Verkauf deine Tochter! Wieviel willst du?“

Der Diakon schüttelte den Kopf und kauerte sich zusammen.

„Einen Tausender!“

Die Gesellschaft lachte, als sie sah, wie der Diakon zusammenfuhr, als ob kaltes Wasser auf ihn geschüttet würde.

„Zwei!“ brüllte Ignat mit funkelnden Augen.

„Was haben Sie? ... Wie ist's denn?“ lallte der Diakon und streckte seine beiden Arme Ignat entgegen.

„Drei!“

„Ignat Matwjeitsch!“ rief der Diakon mit dünner, gebrochener Stimme aus. „Um des Herrn willen ... um Christi willen! Hören Sie auf ... ich werd' sie ja sonst verkaufen! Um ihrer selbst willen werd' ich sie verkaufen.“

In seinem krankhaft gellenden Schreien tönte eine Drohung gegen jemand heraus, und seine Augen, die früher von niemand bemerkt worden waren, leuchteten wie Kohlen. Doch die betrunkene Gesellschaft lachte wild über ihn.

„Ruhig!“ rief Ignat drohend aus, richtete sich in seiner ganzen Größe auf und furchte die Stirn. „Ihr Teufel, versteht ihr nicht, um was es sich handelt? Man könnte dabei weinen, und ihr lacht ...“

Er trat zum Diakon hin, kniete vor ihm nieder und sagte ihm mit Bestimmtheit:

„Diakon, jetzt hast du gesehen, welch ein Schuft ich bin. Nun, spuck mir ins Gesicht!“

Es geschah etwas Monströses und Komisches. Der Diakon warf sich auch zu Ignats Füßen und kroch wie eine riesige Schildkröte um ihn herum, küßte ihm die Kniee und brummte schluchzend etwas. Ignat beugte sich zu ihm herab, versuchte ihn vom Fußboden aufzuheben und schrie befehlend und bittend:

„Spucke! Ziel nur auf meine schamlosen Augen!“

Die Gesellschaft, die von Ignats drohendem Schreien eine Minute lang bestürzt war, lachte jetzt

473030

wieder so, daß die Scheiben in den Fenstern der Schenke zitterten.

„Ich geb' dir hundert Rubel, spucke!"

Und der Diakon kroch am Boden herum und schluchzte vor Angst, oder vor Glück, zu hören, wie dieser Mensch ihn um Erniedrigung bat.

Endlich erhob sich Ignat vom Fußboden, stieß den Diakon mit dem Fuß fort, warf ihm ein Geldpäckchen zu und sagte finster lächelnd:

„So ein Gesindel... Kann man denn solchen Menschen beichten? Die einen fürchten sich, die Beichte zu hören, die andern lachen den Sünder aus... Ich wollte mich schon gehen lassen... Das Herz hat mir gezittert... Ich wollte schon anfangen... Und ich hab' mir nichts dabei gedacht... so war's! Mach, daß du fortkommst! Und gieb acht, daß ich dich nie mehr zu sehen bekomme, hörst du?"

„So ein Kauz!" rief die Gesellschaft entzückt.

In der Stadt zirkulierten Legenden über seine Trinkgelage, er wurde von allen getadelt, doch niemand schlug es ab, an seinen Orgien teilzunehmen. So lebte er ganze Wochen. Und dann erschien er unerwartet zu Hause, noch ganz von der Atmosphäre der Schenken durchtränkt, doch schon zerknirscht und still. Mit demütig gesenkten Augen, in denen jetzt die Scham brannte, hörte er schweigend die Vorwürfe seiner Frau an, ging dann sanft und stumpf wie ein Schaf in sein Zimmer und schloß sich dort ein. Er blieb einige Stunden nacheinander mit auf die Brust gesenktem Kopfe auf den Knieen vor den Heiligenbildern stehen; seine Arme hingen hilflos herab, der Rücken krümmte sich, und er schwieg, als wagte er nicht zu beten. Die Frau ging auf den Fußspitzen zur Thür hin und horchte. Schwere Seufzer drangen heraus, gleich den Seufzern eines müden und kranken Pferdes.

„O Herr! Du siehst ja..." flüsterte Ignat dumpf und preßte die Handflächen fest an die breite Brust.

In den Bußtagen trank er nur Wasser und aß Roggenbrot. Seine Frau stellte des Morgens eine

große Waſſerkaraffe, anderthalb Pfund Brot und Salz vor die Thür ſeines Zimmers. Er öffnete die Thür, nahm ſich dieſe Mahlzeit herein und ſchloß ſich wieder ein. Man ſtörte ihn zu ſolchen Zeiten durch nichts und vermied es ſogar, ihm vor die Augen zu treten. Nach einigen Tagen erſchien er wieder an der Börſe, ſcherzte, lachte, nahm Beſtellungen für Kornlieferungen an, war wie ein erfahrenes Raubtier auf der Hut und zeigte ſich wieder als feiner Kenner alles deſſen, was das Geſchäft betraf.

Doch während aller drei Lebensphaſen verließ Ignat nicht der eine leidenſchaftliche Wunſch, einen Sohn zu haben, und je älter er wurde, deſto heftiger wurde dieſer Wunſch. Oft entſpann ſich zwiſchen ihm und ſeiner Frau ein Geſpräch darüber, in der Art des folgenden. Des Morgens beim Thee oder zu Mittag blickte er ſeine Frau, eine dicke, gemäſtete Perſon mit rotbackigem Geſicht und ſchläfrigen Augen, übellaunig an und fragte ſie:

„Nun, ſpürſt du nichts?“

Sie wußte, was er meinte, doch ſie antwortete ſtets:

„Wie ſollt' ich etwas ſpüren? Deine Fäuſte ſind ja wie Gewichte . . .“

„Ich frag', ob du nicht guter Hoffnung biſt, Dummkopf . . .“

„Kann man denn bei ſolchen Schlägen guter Hoffnung ſein?“

„Das iſt nicht von den Schlägen, ſondern davon, daß du ſo viel frißt. Du ſtopfſt dir den Bauch mit allerlei Gerichten voll, und das Kind hat keinen Platz zu wachſen.“

„Hab' ich dir denn keine Kinder geboren?“

„Nichts als Mädchen!“ ſagte Ignat vorwurfsvoll. „Ich brauche einen Sohn! Verſtehſt du? Einen Sohn und Erben! Wem werde ich nach dem Tod mein Kapital hinterlaſſen? Wer wird für meine Sünden beten? Soll ich denn alles einem Kloſter ſpenden? Man hat ihnen ſchon genug

gegeben! Soll ich's dir laſſen? Biſt auch eine, die betet ... Du denkſt auch in der Kirche an nichts als aus Eſſen. Und wenn ich ſterbe, wirſt du wieder heiraten ... und mein Geld wird dann irgend einem Tölpel zufallen ... arbeite ich denn deswegen? Ach du ..."

Und ihn umfing zornige Traurigkeit, denn er fühlte, ſein ganzes Leben hätte keinen Zweck, wenn er keinen Sohn bekäme, der es fortſetzen würde.

In den neun Jahren ſeiner Ehe gebar ihm ſeine Frau vier Töchter, doch ſie ſtarben alle. Ignat erwartete mit Herzklopfen ihre Geburt und betrauerte ihren Tod nur wenig — er brauchte ſie ſo wie ſo nicht. Seine Frau ſchlug er ſchon im zweiten Jahre nach der Hochzeit, zuerſt ſchlug er ſie in betrunkenem Zuſtande und ohne Zorn, einfach nach dem Sprichwort „liebe deine Frau wie deine Seele, und ſchüttle ſie wie einen Birnbaum", aber nach jeder Geburt, die ihn um ſeine Hoffnungen betrog, flammte in ihm Haß gegen ſeine Frau auf, und er ſchlug ſie jetzt mit Vergnügen, indem er ſich an ihr dafür rächte, daß ſie ihm keinen Sohn gebar.

Eines Tages, als er ſich geſchäftlich im Samarer Gouvernement befand, erhielt er von zu Hauſe von den Verwandten ein Telegramm, das ihn vom Tode ſeiner Frau benachrichtigte. Er bekreuzte ſich, ſann eine Weile nach und ſchrieb ſeinem Gevatter Majakin:

„Beerdigt ſie ohne mich, gieb acht aufs Geld ..."

Dann ging er in die Kirche und hielt dort eine Seelenmeſſe; als er für den Frieden der Seele der verſtorbenen Akulina gebetet hatte, begann er daran zu denken, daß er möglichſt bald wieder heiraten müſſe.

Damals war er dreiundvierzig Jahre alt; er war groß und breitſchultrig und hatte einen tiefen Baß wie ein Protodiakon;*) ſeine großen Augen blickten dreiſt und klug unter den dunkeln Brauen hervor; in ſeinem gebräunten Geſicht, das von einem dichten ſchwarzen Bart umrahmt war, und in

*) Tiefſter Baß im Kirchenchor.

seiner ganzen mächtigen Gestalt war viel rein russische, gesunde, ordinäre Schönheit; in seinen gemessenen Bewegungen und dem stolzen, behäbigen Gang lag ein Gefühl von Kraft und von großem Selbstbewußtsein. Er gefiel den Frauen und mied sie nicht.

Kaum war ein halbes Jahr seit dem Todestage seiner Frau vergangen, als er schon um die Tochter eines ihm geschäftlich bekannten molokanischen*) Kosaken im Ural anhielt. Der Vater des Mädchens gab ihm seine Tochter, ungeachtet dessen, daß Ignat auch im Ural als ein „toller" Mensch berüchtigt war, und im Herbst kehrte Ignat Gordjejew mit seiner Frau, der jungen Kosakin, nach Hause zurück. Sie hieß Natalja. Groß, schlank, mit weit offenen, blauen Augen und einem langen, dunkelblonden Zopf, war sie eine des schönen Ignat würdige Erscheinung. Er war hochbeglückt, war auf seine Frau sehr stolz und liebte sie mit der leidenschaftlichen Liebe eines gesunden Mannes. Doch bald begann er, sie nachdenklich und scharf zu beobachten.

Selten erschien ein Lächeln auf dem ovalen, streng regelmäßigen Gesicht seiner Frau, — sie dachte immer an etwas, was dem Leben fremd zu sein schien, und in ihren blauen Augen, die stets kalt und ruhig waren, leuchtete manchmal etwas Dunkles, Menschenscheues. In der freien Zeit, die ihr die Beschäftigung mit der Wirtschaft übrig ließ, setzte sie sich im größten Zimmer des Hauses ans Fenster und blieb hier regungslos und schweigend zwei, drei Stunden sitzen. Ihr Gesicht war der Straße zugewandt, doch der Blick ihrer Augen verhielt sich allem gegenüber, was dort hinter dem Fenster lebte und sich bewegte, so teilnahmslos und war zugleich so tief, als blicke sie in sich hinein. Auch ihr Gang war seltsam — Natalja bewegte sich in den geräumigen Zimmern des Hauses langsam und vorsichtig, als ob etwas Unsichtbares die

*) Religiöse Sekte.

Freiheit ihrer Bewegungen beengte. Das Haus war mit einem schweren, ordinär prahlerischen Luxus eingerichtet, alles darin glänzte und schrie von dem Reichtum des Besitzers, aber die Kosakin bewegte sich an den teuern Möbeln und den aufgetürmten Silbergeräten scheu vorüber, als fürchte sie, all diese Sachen könnten sie packen und ersticken. Das lärmende Leben der großen Handelsstadt interessierte diese schweigsame Frau wohl nicht, und wenn sie mit ihrem Mann spazieren fuhr, waren ihre Augen auf den Rücken des Kutschers gerichtet. Wenn ihr Mann ihr vorschlug, mit ihm Besuche zu machen, ging sie und benahm sich dort ebenso seltsam wie zu Hause; wenn Gäste zu ihr kamen, bewirtete sie sie eifrig, ohne das geringste Interesse daran zu äußern, wovon sie sprachen, und ohne einen von ihnen den andern vorzuziehen. Nur der kluge und witzige Gevatter Majakin rief manchmal auf ihrem Gesicht ein Lächeln hervor, das blaß wie ein Schatten war. Er sagte von ihr:

„Das ist ein Baum und kein Frauenzimmer. Doch das Leben ist wie ein nie verlöschendes Feuer, wir alle flammen darin auf, auch diese Molokanin wird Feuer fangen, wart nur, laß ihr Zeit. Dann werden wir sehen, was für Blumen auf ihr blühen werden . . ."

„He, du Heidin!" sagte Ignat scherzend zu seiner Frau. „Worüber sinnst du? Sehnst du dich nach deinem Kosakendorf? Lebe lustiger!"

Sie schwieg und blickte ihn ruhig an.

„Du gehst gar oft in die Kirche . . . warte doch damit! Du wirst noch Zeit haben, dich von den Sünden loszubeten . . . Du mußt ja zuerst sündigen. Du weißt: wenn man nicht sündigt, hält man nicht Buße, und wenn man nicht Buße hält, rettet man sein Seelenheil nicht . . . Sündige also, solang du jung bist. Wollen wir spazieren fahren?"

„Ich hab' keine Lust dazu."

Er setzte sich zu ihr, umarmte sie, die kalt blieb

und mit der Erwiderung seiner Liebkosungen geizte, sah ihr in die Augen und sprach:

„Natalja! Sag, warum bist du so wenig froh? Langweilst du dich mit mir?"

„Nein," erwiderte sie kurz.

„Also was ist's? — Willst du nach Hause zurück?"

„Nein, nein ... das ist nur so ..."

„Woran denkst du?"

„Ich denke an nichts ..."

„Also was ist's?"

„So ..."

Einmal gelang es ihm, eine wortreichere Antwort von ihr zu erlangen:

„Bei mir im Herzen ... ist etwas Banges. Auch in den Augen ... Und es scheint mir immer, daß das alles nicht das Richtige ist."

Sie zeigte mit der Hand auf die Wände, die Möbel, auf alles um sich. Ignat dachte über ihre Worte nicht nach und sagte lachend:

„Da hast du unrecht! Da ist alles ganz echt ... alle Sachen sind teuer und haltbar ... Wenn du aber willst, werde ich alles verbrennen, verkaufen, verschenken und neue Sachen anschaffen! Nun, willst du?"

„Wozu?" sagte sie ruhig.

Endlich begann es ihn zu wundern, daß sie, die so jung und gesund war, so lebte, als ob sie schliefe, nichts wünschte, nur in die Kirche ging und allen Menschen gegenüber scheu war. Und er tröstete sie:

„Wart nur, bis du mir einen Sohn gebierst, dann wird für dich ein ganz andres Leben beginnen. Du bist deshalb traurig, weil du wenig Sorgen hast, und er wird dir schon Sorgen verschaffen ... Du wirst ja einen Sohn gebären?"

„Wie Gott wollen wird," antwortete sie und senkte den Kopf.

Dann begann ihn ihre Stimmung zu reizen.

„Nun, Molokanin, warum läßt du die Nase

hängen? Sie geht wie auf Glas ... und blickt, als hätte sie jemand umgebracht! Ach ja! Bist ein so saftiges Frauenzimmer und hast zu nichts Lust ... Närrin du!"

Einmal kam er betrunken nach Hause und begann sie mit seinen Liebkosungen zu verfolgen. Sie wich ihm aus. Da wurde er zornig und schrie:

„Laß die Possen, Natalja! Gieb acht!"

Sie wandte ihm ihr Gesicht zu und fragte ruhig:

„Was wird dann sein?"

Ignat machten diese Worte und ihr furchtloser Blick ganz wild.

„Was?" brüllte er und näherte sich ihr.

„Willst du mich vielleicht schlagen?" fragte sie, ohne sich zu rühren und ohne mit dem Auge zu blinzeln.

Ignat war gewohnt, daß man vor seinem Zorn zitterte, und es war für ihn seltsam und kränkend, ihre Ruhe zu sehen.

„Da hast du!" schrie er und holte mit der Hand nach ihr aus. Sie wich langsam, doch zur rechten Zeit seinem Schlag aus, faßte ihn dann bei der Hand, stieß sie von sich und sagte, ohne die Stimme zu heben:

„Wenn du mich anrührst, so komm nie wieder zu mir! Ich werde dich nie mehr zu mir lassen!"

Ihre großen Augen wurden schmal, und ihr scharfer, schneidender Glanz ernüchterte Ignat. Er las auf ihrem Gesicht, daß auch sie ein starkes Tier war, und daß sie, wenn sie wollte, ihn nie zu sich lassen würde, auch wenn man sie totschlüge.

„Ach, du Heidin!" brüllte er und ging. Doch wenn er ihr auch das eine Mal nachgegeben hatte, so wollte er es kein zweites Mal thun; er hätte es nicht gelitten, daß ein Weib und noch dazu seine Frau sich vor ihm nicht beugte: das würde ihn erniedrigt haben. Er fühlte sofort, daß seine Frau ihm dann in nichts und niemals gehorchen würde und zwischen ihm und ihr sich ein hartnäckiger Kampf um die Oberherrschaft entspinnen müßte.

„Gut! Wollen wir ſehen, wer den andern unterkriegt," dachte er am nächſten Tag, indem er ſeine Frau mit finſterer Neugierde beobachtete, und in ſeinem Herzen flammte ſchon der ſtürmiſche Wunſch auf, den Kampf zu beginnen, um möglichſt bald den Sieg auszukoſten.

Aber nach vier Tagen erklärte Natalja Dominiſchna ihrem Mann, ſie ſei ſchwanger. Ignat erzitterte vor Freude, umarmte ſie feſt und ſagte:

„Du biſt ein Prachtweib, Natalja! Nataſcha ... wenn's ein Sohn iſt! Wenn du einen Sohn gebierſt, werde ich dich vergolden! Mehr als das! Ich ſag's dir gerad' heraus, ich werde dein Diener ſein, ich ſag's vor Gott! Ich werd' mich dir zu Füßen legen, und du kannſt auf mir herumtreten, ſo viel du willſt!"

„Das ſteht nicht in unſrer, ſondern in Gottes Hand!" ſagte ſie leiſe und überzeugend.

„Ja, in Gottes Hand!" rief Ignat bitter aus und ſenkte traurig den Kopf. Von dieſem Augenblick an begann er ſeine Frau wie ein kleines Kind zu pflegen.

„Warum haſt du dich ans Fenſter geſetzt? Gieb acht, daß du nicht in den Zugwind kommſt, ſonſt wirſt du noch krank!" ſagte er ſtreng und freundlich zu ihr. „Warum ſpringſt du über die Treppe? Du wirſt alles in dir aufrütteln ... du ſollteſt mehr eſſen, iß für zwei, damit auch er genug hat ..."

Die Schwangerſchaft machte Natalja noch in ſich gekehrter und ſchweigſamer; ſie ſchien noch tiefer in ihr Inneres eingedrungen zu ſein und war vom Pulſieren des neuen Lebens unter ihrem Herzen ganz in Anſpruch genommen. Doch das Lächeln ihrer Lippen wurde heller, und in den Augen flammte manchmal etwas Neues, Schwaches und Scheues auf, wie der erſte Schimmer des Morgenrots.

Als endlich die Geburt kam — es war früh des Morgens an einem Herbſttage — erbleichte Ignat beim erſten Schmerzensſchrei, der ſich ſeiner Frau entriß, wollte ihr etwas ſagen, machte aber nur eine

abwehrende Geste mit der Hand und ging aus dem Schlafzimmer, wo die Frau sich in Krämpfen wand, in das kleine Gemach hinunter, das seiner verstorbenen Mutter als Betzimmer gedient hatte. Er ließ sich Schnaps bringen, setzte sich an den Tisch und begann finster zu trinken, indem er auf den Tumult im Hause und das Stöhnen der Gebärenden, das von oben drang, lauschte. In einer Ecke des Zimmers hoben sich undeutlich die dunkeln und teilnahmslosen Gesichter der Heiligenbilder ab, die vom flackernden Lichte der Oellampe schwach beleuchtet waren.

Dort, über seinem Kopfe, stampfte und scharrte man mit den Füßen, schob etwas Schweres über den Fußboden hin, klapperte mit Geschirr und lief geschäftig die Treppe hinauf und herunter ... All das ging schnell und eilig vor sich, doch die Zeit zog sich langsam hin. An Ignats Ohr drangen gedämpfte Stimmen:

„Es wird wohl so gar kein Ende nehmen ... man sollte in die Kirche schicken und die Altarthüren öffnen."

In das anstoßende Zimmer trat die im Hause wohnende Verwandte Wassuschka herein und begann laut zu beten:

„Du unser Herrgott ... der du so gütig warst, vom Himmel zu uns zu kommen, und den die heilige Muttrrgottes geboren hat ... der du die Schwäche des menschlichen Fleisches kennst ... verzeih deiner Sklavin ..."

Und plötzlich erklang, alle Laute übertönend, ein unmenschlicher Schrei, oder ein gedehntes Stöhnen schwamm leise durch die Zimmer des Hauses und erstarb in den Ecken, die schon von der Abenddämmerung erfüllt waren ... Ignat warf den Heiligenbildern finstere Blicke zu, seufzte tief und dachte:

‚Wird's wieder eine Tochter sein?'

Manchmal erhob er sich, blieb ohne Zweck in der Mitte des Zimmers stehen und bekreuzte sich

ſchweigend, ſich tief vor den Heiligenbildern verneigend, dann ſetzte er ſich wieder an den Tiſch, trank Schnaps, der ihn in dieſen Stunden nicht berauſchte, dröſelte vor ſich hin und verbrachte ſo den ganzen Abend, die ganze Nacht und den Morgen bis zum Mittag.

Da kam endlich die Hebamme eilig von oben und rief ihm mit dünner, freudiger Stimme zu:

„Gratuliere dir zum Sohn, Ignat Matwjeitſch!“

„Lügſt du nicht?“ fragte er tonlos.

„Was fällt dir denn ein, Väterchen?“

Ignat ſeufzte aus der Tiefe ſeiner mächtigen Bruſt auf, ſtürzte auf die Kniee und murmelte mit zitternder Stimme, indem er die Hände feſt an die Bruſt drückte:

„Ich danke dir, Gott! Du haſt alſo nicht gewollt, daß mein Geſchlecht aufhören ſoll! Meine Sünden werden vor dir einen Fürbitter finden ... Ich danke dir, Gott ... ach!“ Und gleich nachdem er ſich erhoben hatte, begann er laut zu kommandieren:

„He! Es ſoll jemand hinfahren und den Popen holen! Sagt, daß Ignat Matwjeitſch ihn zu ſich bittet, er möchte für die Wöchnerin beten!“

Ein Dienſtmädchen kam und ſagte aufgeregt zu ihm:

„Ignat Matwjeitſch! Natalja Dominiſchna ruft Sie ... ihr iſt ſchlecht!“

„Schlecht iſt ihr? Wird ſchon gut werden!“ brüllte er mit freudig leuchtenden Augen. „Sag, ich komm' gleich! ſag, daß ſie ein Prachtweib iſt. Ich werd' nur ein Geſchenk holen, dann komm' ich! Wartet! Bereitet für den Popen einen Imbiß vor ... laßt den Gevatter Majakin holen!“

Seine reckenhafte Geſtalt ſchien noch gewachſen zu ſein, und er ſtürmte von Freude berauſcht ſinnlos durch das Zimmer; er lächelte, rieb ſich die Hände, warf den Heiligenbildern gerührte Blicke zu und bekreuzte ſich, mit der Hand weit ausholend ... Endlich ging er zu ſeiner Frau.

Dort fiel ihm vor allem ein kleines, rotes Körperchen in die Augen, das die Hebamme in einem Trog wusch. Als Ignat es sah, stellte er sich auf die Fußspitzen, legte die Hand auf den Rücken und näherte sich, indem er vorsichtig auftrat und auf eine komische Weise die Lippen vorschob. Und das Körperchen wand sich und zappelte im Wasser, nackt, kraftlos und rührend in seiner Hilflosigkeit.

„Du, faß ihn vorsichtig an, er hat ja noch keine Knochen," sagte Ignat bittend und halblaut zur Hebamme. Sie lachte, indem sie ihren zahnlosen Mund aufmachte, und warf geschickt das Kind von einer Hand auf die andre.

„Geh doch zu deiner Frau!"

Er näherte sich gehorsam dem Bette und fragte im Gehen:

„Nun, wie ist's, Natalja?"

Dann schob er den Vorhang fort, der das Bett im Schatten ließ.

„Ich werd's nicht überleben!" hörte er eine leise, heisere Stimme.

Ignat schwieg und blickte starr in das Gesicht der Frau, das in das weiße Kissen vergraben war, auf dem die dunkeln Haarsträhnen sich wie tote Schlangen abhoben. Gelb, leblos, mit schwarzen Flecken um die riesengroßen, weit offenen Augen erschien es ihm fremd. Auch den Blick dieser furchtbaren Augen, der unbeweglich irgendwohin in die Ferne durch die Mauer hindurch gerichtet war, kannte Ignat nicht. Sein Herz, das von einer bangen Vorahnung zusammengepreßt wurde, hielt sein freudiges Schlagen auf.

„Das macht nichts ... gar nichts ... das ist immer so!" sprach er leise und beugte sich, um seine Frau zu küssen. Doch sie stöhnte ihm ins Gesicht hinein:

„Ich werd's nicht überleben!"

Ihre Lippen waren grau und kalt, und als er sie mit seinen Lippen berührte, begriff er, daß der Tod schon in ihr war.

„O, mein Gott!“ flüsterte er erschrocken, indem er fühlte, wie die Angst seine Kehle zusammenkrampfte und ihn nicht atmen ließ.

„Natascha! Was soll denn mit ihm werden? Er muß ja die Brust haben! Was ist denn mit dir?“

Er schrie seine Frau fast an. Um ihn herum trippelte die Hebamme; sie hielt das weinende Kind hoch in der Luft und sagte etwas sehr eindringlich, doch er hörte nichts und konnte seine Augen von dem furchtbaren Gesicht seiner Frau nicht losreißen. Ihre Lippen bewegten sich, und er hörte leise Worte, verstand sie aber nicht. Er saß am Rande des Bettes und sprach mit tonloser, schüchterner Stimme:

„Denk nur, er kann ja nicht ohne dich sein ... er ist ja ein Säugling! Mach dein Herz stark: jag diesen Gedanken von dir! Jag ihn fort!“

Er sprach und wußte, daß es unnütz war. Thränen stiegen in ihm auf, und in seiner Brust bildete sich etwas, das schwer wie Stein und kalt wie Eis war.

„Verzeih ... mir ... leb wohl! Gieb acht, gieb acht ... daß du nicht trinkst!“ flüsterte Natalja lautlos.

Der Geistliche kam, bedeckte ihr das Gesicht und begann seufzend leise flehende Worte über ihr zu sprechen:

„Allmächtiger, alles erhaltender Gott, der jedes Leiden heilt ... heile auch deine heute niedergekommene Sklavin Natalja und richte sie von dem Lager auf, auf dem sie liegt, wenn wir auch nach den Worten des Propheten David ‚in Unzucht gezeugt werden und vor deinem Antlitz alle unrein sind.‘“

Die Stimme des Alten zitterte, sein mageres Gesicht war streng, und seine Kleider rochen nach Weihrauch.

„Behüte das von ihr geborene Kindlein vor allem Bösen ... vor jeder Schlechtigkeit ... vor jedem Sturm ... vor den bösen Geistern des Tages und der Nacht ...“

Ignat hörte dem Gebet zu und weinte schweigend. Seine großen, warmen Thränen tropften auf

den bloßen Arm seiner Frau. Doch ihr Arm fühlte wohl nicht, wie die Thränen darauf fielen: er blieb unbeweglich, und seine Haut erbebte nicht unter der Berührung der Thränen. Nachdem Natalja das Gebet angehört hatte, verlor sie das Bewußtsein und starb am nächsten Tag, ohne zu jemand noch ein Wort gesagt zu haben — sie starb ebenso schweigsam, wie sie gelebt hatte.

Nachdem Ignat seiner Frau ein prunkvolles Begräbnis hatte zu teil werden lassen, taufte er seinen Sohn, den er Foma nannte, und gab ihn mit schwerem Herzen in das Haus des Taufpaten, seines alten Freundes Majakin, dessen Frau auch vor kurzem niedergekommen war.

Der Tod seiner Frau machte in Ignats dichtem, dunkeln Bart viele Haare grau, doch in dem finsteren Leuchten seiner Augen erschien ein neuer Ausdruck von etwas Weichem, Hellem und Freundlichem.

Zweites Kapitel.

Majakin wohnte in einem geräumigen, zweistöckigen Hause mit einem großen Vorgarten, in dem mächtige, alte Lindenbäume ihr reiches Geäst ausbreiteten. Die dichten Zweige bedeckten die Fenster des Hauses wie mit dichten, dunkeln Spitzen, und die Sonne drang mit Mühe in zersplitterten Strahlen in die kleinen Zimmer hinein, die mit vielerlei Möbel und großen Koffern angefüllt waren, so daß im Hause immer ein trauriges, strenges Halbdunkel herrschte. Die Familie war fromm — der Geruch von Wachs, Weihrauch und Lampenöl erfüllte die Zimmer, Bußseufzer und Worte von Gebeten schwebten in der Luft. Die rituellen Gebräuche wurden genau und mit Freude erfüllt, die ganze unverbrauchte Seelenkraft der Hausbewohner löste sich darin aus. In der dämmerigen, schwülen und

beklemmenden Atmosphäre der Zimmer bewegten sich lautlos, mit steten Büßermienen, dunkel gekleidete weibliche Gestalten mit weichen Pantoffeln an den Füßen.

Die Familie des Jakow Tarassowitsch Majakin bestand aus ihm, seiner Frau, seiner Tochter und aus fünf weiblichen Verwandten, von denen die jüngste vierunddreißig Jahre alt war. Sie waren alle gleich fromm, ohne Individualität und voll Ergebenheit gegen die Wirtin des Hauses, Antonina Iwanowna, eine große, magere Frau mit einem dunkeln Gesicht und strengen, grauen Augen, die herrschsüchtig und klug glänzten. Majakin hatte noch einen Sohn Taraß, doch dessen Name wurde im Hause nie erwähnt, die Bekannten wußten aber, daß Jakow sich von seinem Sohn losgesagt hatte, seit der neunzehnjährige Taraß zum Studium nach Moskau gefahren war, wo er nach drei Jahren gegen den Willen des Vaters heiratete. Taraß war ohne jede Kunde verschollen. Man sagte, er sei aus irgend einem Grunde nach Sibirien verschickt ...

Jakow Majakin war eine sehr seltsame Erscheinung. Er war klein, mager, beweglich, hatte ein feuerrotes, spitzes Bärtchen und blickte mit seinen grünlichen, schlauen Augen, als wollte er zu allen und jedem sagen:

„Macht nichts, Verehrtester, beunruhigen Sie sich nicht! Ich verstehe Sie zwar, wenn Sie mich aber in Ruh' lassen, werde ich Sie nicht verraten."

Sein Kopf sah einem Ei ähnlich und war krankhaft groß. Die hohe, durchfurchte Stirn ging in die Glatze über, und es war, als ob dieser Mensch zwei Gesichter habe —: eines davon war scharfsinnig und klug, mit der langen, knorpeligen Nase und allen sichtbar, darüber befand sich das zweite, ohne Augen und Mund, das nichts als Furchen hatte, dahinter schien Majakin Augen und Mund zu verbergen, doch nur bis zu einer gewissen Zeit ... dann, so schien es, würde er die Welt mit andern Augen anblicken und ein andres Lächeln haben ...

Er war Besitzer einer Seilfabrik und hatte in der Stadt, am Hafen, einen kleinen Laden. In diesem Laden, der bis zur Decke mit Seilen, Stricken und Hanf angefüllt war, hatte er eine kleine Kammer mit einer knarrenden Glasthür. In der Kammer stand ein großer, alter, häßlicher Tisch und vor diesem ein tiefer Lederſessel, dort saß Majakin tagelang, wobei er Thee trank und immer die „Moskowskija Wjedomosti“ las, auf die er sein lebelang jährlich abonnierte. Er wurde von der Kaufmannschaft geachtet und galt als ein „Hirnmensch“; er liebte sehr, das Alter seines Geschlechts hervorzukehren, indem er mit heiserer Stimme sagte:

„Wir Majakins waren schon unter dem Mütterchen Jekatjerina Kaufleute ... ich bin also ein Mensch von reinem Blut ...“

In dieser Familie verlebte Ignat Gordjejews Sohn sechs Jahre. In seinem siebenten Jahr war Foma ein großköpfiger, breitbrüstiger Knabe, der nach seinem Wuchs und dem ernsten Blick der dunkeln, mandelförmigen Augen älter aussah, als er war. Er war still, schweigsam und beharrlich in seinen kindlichen Wünschen und beschäftigte sich ganze Tage lang mit Spielsachen zusammen mit Ljuba, der Tochter Majakins, unter der schweigenden Aufsicht einer der Verwandten, einer pockennarbigen, dicken alten Jungfrau, die man aus irgend einem Grund Busja nannte. Sie war ein ganz lautloses, gleichsam über etwas erschrockenes Geschöpf; selbst mit den Kindern sprach sie halblaut und einsilbig. Sie kannte viele Gebete, erzählte Foma aber nie ein Märchen.

Mit dem kleinen Mädchen vertrug sich Foma gut, wenn sie ihn aber durch etwas in Zorn brachte oder ihn neckte, erblaßte er, blies seine Nüstern auf, glotzte drollig mit den Augen und schlug sie tüchtig. Sie weinte, lief zur Mutter und beklagte sich bei ihr, doch Antonina liebte Foma und beachtete die Klagen der Tochter wenig, was noch mehr dazu beitrug, die Freundschaft der Kinder zu festigen. Fomas

Tag war lang und eintönig. Nachdem er aufgestanden war und sich gewaschen hatte, stellte er sich vor das Heiligenbild und sagte beim Flüstern der narbigen Busja lange Gebete auf. Dann trank man Thee und aß viele Semmeln, Plätzchen und Kuchen dazu. Nach dem Thee gingen die Kinder im Sommer in den dichten, riesengroßen Garten, der in einen Graben auslief, auf dessen Grund es immer dunkel war. Von dort wehte es feucht und beängstigend her. Man ließ die Kinder nicht einmal an den Rand des Grabens, und das flößte ihnen Furcht ein. Im Winter spielten sie vom Thee bis zum Mittagessen in den Zimmern, wenn es draußen sehr kalt war, oder sie gingen auf den Hof und rutschten dort vom großen Eisberg herab.

Zu Mittag aß man „auf russische Art", wie Majakin sagte. Zuerst wurde eine große Schüssel von fetten Schtschi mit geröstetem Brot, aber ohne Fleisch, auf den Tisch gestellt. Dann gab es dieselben Schtschi mit Fleisch, das in kleine Stücke geschnitten war, dann einen Braten, junges Schwein, Gans, Kalbsbraten oder eine Fischpastete mit Brei, dann kam wieder eine Schüssel Suppe mit Eingeweiden oder Nudeln. Das alles wurde mit irgend etwas Süßem abgeschlossen. Als Getränk gab es Kwaß dazu, aus Preißelbeeren, Wacholderbeeren oder Brot — Antonina Michailowna hatte immer einige Sorten davon. Man aß schweigend und seufzte nur manchmal vor Müdigkeit. Von den Kindern bekam jedes seine besondere Schüssel, alle Erwachsenen aßen aus einer. Von einer solchen Mahlzeit ermattet, legte man sich schlafen, und zwei, drei Stunden nacheinander war in Majakins Haus nichts als Schnarchen und schläfrige Seufzer zu hören.

Nach dem Erwachen trank man Thee und sprach dabei von den Stadtneuigkeiten, von den Chorsängern, den Diakonen, von Hochzeiten und von dem unanständigen Betragen eines der Kaufleute. Nach dem Thee sagte Majakin zu seiner Frau: „Nun, Mutter, gieb mal die Bibel."

Am häufigsten las Jakow Taraſſowitſch aus dem Buch Hiob vor. Nachdem er die Brille in der ſchweren Silberfaſſung auf ſeine große Raubtiernaſe geſetzt hatte, muſterte er ſeine Hörer mit den Augen, ob auch alle auf ihren Plätzen waren. Sie ſaßen alle dort, wo er ſie zu ſehen gewohnt war, und auf ihren Geſichtern lag der ihm bekannte ſtumpfe, ängſtliche Ausdruck von Frömmigkeit.

„Es war ein Mann im Lande Uz ...“ begann Majakin mit heiſerer Stimme, und Foma, der mit Ljuba in einer Ecke des Zimmers auf dem Sofa ſaß, wußte ſchon, ſein Pate würde jetzt gleich ſchweigen und ſich mit der Hand die Glatze ſtreicheln. Er ſaß da, hörte zu und malte ſich dabei dieſen Mann aus dem Lande Uz aus. Dieſer Mann war groß und nackt, ſeine Augen waren ſo rieſengroß wie beim Chriſtus auf dem Heiligenbild, und die Stimme war wie eine große Blechtrompete, auf der die Soldaten in den Sommerzelten blaſen. Dieſer Mann wuchs mit jeder Minute, er erreichte den Himmel, verſenkte ſeine dunkeln Hände in die Wolken, zerriß ſie und ſchrie mit furchtbarer Stimme:

„Warum iſt das Licht gegeben dem Mühſeligen und das Leben den betrübten Herzen?“

Foma erſchrak und fuhr zuſammen; der Schlaf flog davon, und er hörte die Stimme des Paten, der an ſeinem Bart zupfte und mit feinem Lächeln ſagte:

„Schau, was der wagt ...“

Der Knabe wußte, daß der Pate das von dem Manne aus dem Lande Uz ſagte, und das Lächeln beruhigte ihn. Er wird nicht den Himmel zum Einſtürzen bringen, dieſer Mann mit ſeinen ſchrecklichen Händen wird die Wolken nicht zerreißen... Und Foma ſieht wieder den Mann, er ſitzt auf der Erde, ſein Körper iſt mit Würmern und ſtaubigen Schwären bedeckt, ſeine Haut eitert. Er iſt ſchon klein und bedauernswert, er iſt einfach ganz wie die Armen vor der Kirchenthür ...

Und er ſpricht:

„Und wie mag ein Menſch gerecht vor Gott ſein? Und wie mag rein ſein eines Weibes Kind?"

„Das ſagt er zu Gott . . ." erklärte Majakin eindringlich. „Wie kann ich gerecht ſein, wenn ich ſchwaches Fleiſch bin? Das iſt eine Frage an Gott . . . Was ſagt ihr dazu?"

Und der Vorleſende ſah ſeine Zuhörer ſiegesgewiß und fragend an.

„Es iſt ihm zu teil geworden, dem Manne Gottes," erwiderten ſie ſeufzend.

Jakow Majakin ſieht ſie lachend an und ſagt:

„Närrinnen . . . Legt lieber die Kinder ſchlafen."

Ignat kam täglich zu Majakins, brachte dem Sohn Spielzeug, nahm ihn ſtürmiſch auf die Arme und preßte ihn an ſich, doch manchmal ſagte er unzufrieden und mit ſchlecht verborgener Unruhe zu ihm:

„Warum ſchauſt du drein wie der Wauwau? U—uh! Warum lachſt du ſo wenig?"

Und er klagte dem Paten:

„Ich fürchte, daß der Foma der Mutter nachgerät. Er hat auch ſo traurige Augen."

„Du beunruhigſt dich zu früh," gab Majakin lächelnd zur Antwort.

Auch er liebte ſeinen Taufſohn, und als Ignat eines Tages erklärte, er würde Foma zu ſich nehmen, war Majakin aufrichtig betrübt.

„Laß ihn hier," bat er. „Sieh, der Junge hat ſich an uns gewöhnt, er weint ja."

„Er wird ſchon aufhören . . . nicht für dich iſt mir ein Sohn geboren worden. Bei euch iſt hier eine dumpfe Luft . . . es iſt langweilig wie in einem altgläubiſchen Kloſter. Das ſchadet dem Kind. Und mir iſt auch nicht froh zu Mute ohne ihn. Wenn ich nach Hauſe komme, iſt's leer. Ich möchte am liebſten nicht um mich ſchauen. Ich kann doch nicht ſeinetwegen zu euch überſiedeln . . . ich bin nicht für ihn da, ſondern er für mich. So iſt's. Jetzt iſt meine Schweſter Anfiſſa gekommen — er wird alſo Aufſicht haben . . ."

Und man brachte den Knaben in das Haus des Vaters.

Dort empfing ihn eine komische alte Frau mit einer langen, gebogenen Nase und einem großen, zahnlosen Mund, groß und untersetzt, in einem grauen Kleid und mit grauen Haaren, die mit einem schwarzen seidenen Kopfputz bedeckt waren. Sie mißfiel zuerst dem Knaben, sie erschreckte ihn sogar. Doch als er auf ihrem gefurchten Gesicht die schwarzen Augen entdeckte, die ihn freundlich anlächelten, schmiegte er sogleich seinen Kopf an ihre Kniee.

„Mein armes Waisenkindchen," sagte sie mit einer sammetartigen Stimme, die vor Fülle des Tones zitterte, und fuhr ihm leise mit der Hand übers Gesicht. „Wie er sich anschmiegt . . . mein liebes Kindchen!"

Es war etwas besonders Süßes und Weiches in ihrer Liebkosung, etwas, was Foma ganz neu war, und er blickte mit Neugierde und Erwartung im Gesicht der Alten in die Augen. Diese Frau führte ihn in eine neue, ihm bisher unbekannte Welt ein. Gleich am ersten Tag, als sie ihn zu Bett gebracht hatte, setzte sie sich neben ihn und fragte ihn, sich zu ihm beugend:

„Soll ich dir ein Märchen erzählen, Fomuschka?"

Und seitdem schlief Foma immer unter den Sammettönen der Stimme der Alten ein, die vor ihm ein zauberhaftes Leben entrollte. Helden, die Ungeheuer besiegten, weise Prinzessinnen, Narren, die klug waren — ganze Scharen von neuen, seltsamen Menschen gingen an der bezauberten Phantasie des Knaben vorüber, und seine Seele nährte sich gierig von der gesunden Schönheit der Volkspoesie. Die Schätze des Gedächtnisses und der Erfindungsgabe dieser Alten waren unerschöpflich, sie erschien ihm oft beim Einschlafen bald der Hexe im Märchen ähnlich, aber einer guten und lieben Hexe, bald der schönen Wassilissa der Weisen. Mit weit offenen Augen und angehaltenem Atem blickte der Knabe ins nächtliche Dunkel, von dem das Zimmer erfüllt

war, und sah es beim Licht des Lämpchens, das vor dem Heiligenbild brannte, leise erzittern. Und Foma erfüllte es mit wunderbaren Bildern des Märchenlebens. Lautlose, aber lebendige Schatten krochen über die Wände und den Fußboden; der Knabe liebte es und fürchtete sich, ihr Leben zu beobachten, ihnen Formen und Farben zu verleihen, und nachdem er sie zum Leben berufen hatte, es in einem Augenblick, mit dem bloßen Zwinkern seiner Wimpern zu zerstören. In seinen dunkeln Augen erschien etwas Neues, das kindlicher, naiver und weniger ernst war; die Einsamkeit und die Dunkelheit, die in ihm das bange Gefühl einer steten Erwartung erzeugten, erregten und entwickelten seine Neugierde und bestimmten ihn dazu, in eine dunkle Ecke zu gehen, um nachzuschauen, was dort in den dichten Hüllen des Nebels verborgen war. Er ging hin und fand nichts, verlor aber nicht die Hoffnung, etwas zu finden ...

Den Vater fürchtete und achtete er. Ignats Riesengestalt, seine posaunenähnliche, schmetternde Stimme, das bärtige Gesicht, der Kopf mit dem dicken Wald von grauen Haaren, die starken, langen Arme und die leuchtenden Augen — das alles verlieh ihm für Foma Aehnlichkeit mit den Räubern in den Märchen.

Foma fuhr zusammen, wenn er seine Stimme oder die schweren, festen Schritte hörte; wenn ihn der Vater aber gutmütig lächelnd und freundlich zu ihm sprechend zu sich auf den Schoß nahm, oder ihn mit den breiten Handflächen hoch in die Luft schwang, verschwand die Furcht des Knaben.

Einmal, als er schon im achten Jahr war, fragte er den Vater, der eben von einer längeren Reise zurückgekehrt war:

„Papa, wo warst du?“

„Bin auf der Wolga gewesen ...“

„Warst du auf Raub aus?“ fragte Foma leise.

„Wa—as?“ rief Ignat aus, und seine Brauen zogen sich zusammen.

„Du bist doch ein Räuber, Papa? Ich weiß schon," sagte Foma mit schelmisch blinzelnden Augen, sehr befriedigt, daß er in das vor ihm verborgene Leben des Vaters so leicht eingedrungen war.

„Ich bin ein Kaufmann," sagte Ignat streng, doch dann lächelte er gutmütig und fügte hinzu: „Und du bist ein Närrchen! Ich handle mit Korn, arbeite mit meinen Dampfschiffen! . . . hast du den ‚Jermak' gesehen? Nun, das ist also mein Dampfschiff . . . es gehört auch dir . . ."

„Es ist gar so groß," sagte Foma seufzend.

„Ich werde dir ein kleines kaufen, solange du klein bist . . . willst du?"

„Ja!" willigte Foma ein, dann schwieg er nachdenklich eine Weile und sagte voll Bedauern:

„Und ich glaubte, du seist auch ein Räuber . . . oder ein Held . . ."

„Ich sag' dir ja, ich bin ein Kaufmann!" wiederholte Ignat eindringlich, und in seinem Blick auf das enttäuschte Gesicht des Sohnes war etwas Unzufriedenes, fast Furchtsames.

„Wie der Bäcker Fjodor?" fragte Foma nach einigem Nachdenken.

„Ja, so wie er . . . nur bin ich reicher, ich habe mehr Geld als Fjodor."

„Viel Geld?"

„Nun, man kann auch noch mehr haben."

„Wieviel Fässer hast du?"

„Womit denn?"

„Mit Geld."

„Närrchen! Mißt man denn Geld mit Fässern?"

„Wie sonst?" rief Foma eifrig aus, wandte sein Gesicht dem Vater zu und begann ihm eilig zu erzählen. „In eine Stadt ist der Räuber Mailinka gekommen und hat dort bei einem Reichen zwölf Fässer Geld und verschiedene Silbersachen fortgenommen, dann hat er eine Kirche ausgeraubt und hat einen Menschen mit einem Säbel niedergestochen und vom Kirchturm heruntergeworfen . . . und er, dieser Mensch, hat zu läuten angefangen."

„Hat dir das die Tante erzählt?“ fragte Ignat, der ſich über den Eifer des Sohnes freute.

„Ja, warum fragſt du?“

„So?“ ſagte Ignat lachend. „Darum haſt du auch den Vater zu einem Räuber geſtempelt.“

„Vielleicht warſt du's früher einmal?“ kehrte Foma wieder zu ſeinem Thema zurück, und man ſah ſeinem Geſicht an, daß er ſehr gern eine bejahende Antwort gehört hätte.

„Nein, ich war es nie ... laß das ...“

„Du warſt's nicht?“

„Nun, ich ſag' dir ja, daß ich's nicht war! Wie komiſch du biſt! ... Iſt's denn gut, ein Räuber zu ſein ... Alle Räuber ſind ja Sünder. Sie glauben nicht an Gott ... plündern Kirchen ... Sie werden alle in der Kirche verflucht. Ja, ſo iſt's ... Weißt du, mein Sohn, du mußt ſchon zu lernen anfangen! Es iſt Zeit, mein Lieber, du wirſt ja ſchon bald neun Jahre alt. Fang mit Gott an. Du wirſt den Winter durch lernen, und im Frühling werde ich dich auf meine Reiſe die Wolga hinunter mitnehmen.“

„Werde ich in die Schule gehen?“ fragte Foma ſchüchtern.

„Zuerſt wirſt du zu Hauſe bei der Tante lernen.“

Und bald darauf ſetzte ſich der Knabe ſchon des Morgens an den Tiſch und ſprach, mit dem Finger den Buchſtaben des altſlawiſchen Abc folgend, der Tante nach:

„Aſ ... Buki ... Wjedji ...“ *)

Als ſie bei „bra, wra, gra, dra“ anlangten, konnte der Knabe dieſe Silben lange nicht ohne Lachen leſen. Dieſe ganze Weisheit eröffnete ſich Foma ohne jede Anſtrengung, und nach kurzer Zeit konnte er ſchon den erſten Pſalm im Pſalmbuch leſen:

---

*) Nach den Anfangsbuchſtaben A, B, W, die Bezeichnung der erſten drei Buchſtaben des altruſſiſchen Abc.

„Wohl dem, der nicht wandelt ... im Rat der Gottlosen ...“

„So, mein Liebling, so! Richtig, Fomuschka!“ sagte die Tante gerührt, die von seinen Fortschritten entzückt war.

„Sehr brav, Foma!“ sagte Ignat lobend und ernst, nachdem er sich nach den Leistungen des Sohnes erkundigt hatte. Im Frühling fahren wir nach Astrachanj, und im Herbst kommst du in die Schule.“

Das Leben des Knaben rollte vorwärts wie eine Kugel vom Berg. Die Tante, die seine Lehrerin war, war auch seine Spielkameradin. Ljuba Majakin kam auf Besuch, und die Alte verwandelte sich fröhlich in ein eben solches Kind, wie die beiden es waren. Man spielte Verstecken und Blindekuh; es war den Kindern lustig und angenehm, zu sehen, wie Anfissa mit zugebundenen Augen und weit vorgestreckten Händen vorsichtig durch das Zimmer schritt und doch auf Stühle und Tische stieß, oder wie sie suchend in alle verborgenen Ecken kroch und dazu sprach:

„Ach, ihr Spitzbuben ... ach, ihr Schelme, wo habt ihr euch nur versteckt?“

Und die Sonne leuchtete zärtlich und freudig dem alten, abgenützten Körper, der eine junge Seele bewahrt hatte, dem alten Leben, das nach Kräften und Können den Lebensweg der beiden Kinder verschönte ...

Ignat fuhr früh des Morgens zur Börse und kehrte manchmal bis zum Abend nicht zurück, abends ging er zu einer Gemeinderatssitzung, auf Besuch oder sonst irgendwohin. Manchmal kam er betrunken nach Hause. Zuerst ging ihm Foma in solchen Fällen aus dem Wege und versteckte sich, dann gewöhnte er sich daran und fand, der betrunkene Vater sei besser als der nüchterne: er sei freundlicher, einfacher und ein wenig komisch. Wenn es in der Nacht vorkam, erwachte der Knabe immer von seiner Donnerstimme.

„Anfiſſa! Meine leibliche Schweſter! Laß mich zu meinem Sohn hinein ... zu meinem Erben — laß mich!“

Und die Tante redete mit vorwurfsvoller und weinender Stimme auf ihn ein:

„Geh, geh, leg dich ſchlafen, du ruchloſer Menſch, du. Wie er ſich vollgegoſſen hat! Du biſt ja ſchon grau ...“

„Anfiſſa! Kann ich den Sohn ſehen? Mit einem Auge wenigſtens?“

„Wenn dir nur deine beiden vor Betrunkenheit platzten ...“

Foma wußte, die Tante würde den Vater nicht hereinlaſſen, und ſchlief beim Lärm ihrer Stimmen wieder ein. Wenn Ignat ſich aber bei Tage betrank, faßte er mit ſeinen rieſigen Tatzen ſofort nach dem Sohn, trug Foma mit einem betrunkenen, luſtigen Lachen durch die Zimmer und fragte ihn:

„Fomka! Was willſt du? Sag's! Geſchenke? Spielzeug? Bitte nur! Denn wiſſe, es giebt nichts auf der Welt, was ich dir nicht kaufe. Ich hab' eine Million! Hahaha! Ich werd' auch noch mehr haben! Haſt verſtanden? Alles gehört dir! Haha!“

Und plötzlich erloſch ſein Entzücken, wie eine Kerze bei einem heftigen Windſtoß erliſcht. Das betrunkene Geſicht zuckte, die Augen röteten ſich und füllten ſich mit Thränen, und die Lippen verzogen ſich zu einem ängſtlichen, gramvollen Lächeln:

„Anfiſſa! Was werde ich anfangen, wenn er ſtirbt?“

Und nach dieſen Worten wurde er wild.

„Ich werde alles verbrennen!“ brüllte er und ſtarrte wie wahnſinnig in irgend eine dunkle Ecke des Zimmers. „Ich werde alles vernichten! Mit Pulver ſprengen!“

„Genug, du garſtige Fratze du! Willſt du das Kind erſchrecken? Oder willſt du es krank machen?“ jammerte Anfiſſa, und das genügte, um Ignat eilig verſchwinden zu machen, indem er vor ſich hin brummte:

„Nun, laß gut sein! Ich geh' schon, schrei nur nicht! Lärme nicht ... erschreck ihn nicht ..."

Wenn Foma unwohl war, vernachlässigte sein Vater alle seine Geschäfte, ging nicht von zu Hause fort, langweilte die Schwester und den Sohn mit sinnlosen Fragen und Ratschlägen und ging finster, mit Angst in den Augen, ganz außer sich durch die Zimmer und ächzte.

„Warum erzürnst du Gott?" sagte Anfissa. „Wart nur, dein Murren wird zum Herrn aufsteigen, und er wird dich für deine Klagen über seinen Mangel an Barmherzigkeit gegen dich bestrafen."

„Ach, Schwester!" seufzte Ignat. „Begreife doch — wenn ihm etwas geschieht ... dann ist mein ganzes Leben zerstört! Wozu soll ich dann leben?"

Aehnliche Scenen und die krassen Uebergänge des Vaters von einer Stimmung zur andern erschreckten den Knaben zuerst, doch er gewöhnte sich bald daran, und als er durchs Fenster sah, wie der Vater schwerfällig aus dem Schlitten stieg, sagte er gleichgültig:

„Tante! Der Papa ist wieder betrunken."

*

Der Frühling kam, Ignat erfüllte sein Versprechen, indem er den Sohn aufs Dampfschiff mitnahm, und jetzt entrollte sich vor Foma ein neues, an Eindrücken reiches Leben.

Schnell eilt der Schleppdampfer des Kaufmanns Gordjejew, der schöne, starke „Jermak", stromabwärts, und auf beiden Seiten nähern sich ihm langsam die Ufer der mächtigen, schönen Wolga, — das linke, das von der Sonne ganz durchtränkt ist, breitet sich wie ein reicher, grüner Teppich bis zum Rande des Himmels aus, und das rechte hat seinen steilen Rücken bis in die Wolken erhoben und ist in strenger Ruhe erstarrt.

Zwischen ihnen breitet sich majestätisch der breitbrüstige Fluß aus; lautlos, feierlich und langsam fließen seine Gewässer im Bewußtsein ihrer unbezwingbaren Macht dahin. Das gebirgige Ufer spiegelt sich darin als ein schwarzer Schatten wieder.

links wird der Strom durch die gelben Streifen der Sandbänke und die breiten Wiesen wie mit Gold und grünem Sammet geziert. Hier und da erscheinen auf einem Hügel oder auf den Wiesen Dörfer, die Sonne funkelt in den Fensterscheiben der Hütten, und auf den gelben Strohdächern leuchten durch das Laub der Bäume die Kreuze der Kirchen, in der Luft drehen sich träge die grauen Mühlenflügel, und der Rauch der Fabrikschlote steigt in dichten schwarzen Wolken in den Himmel. Kinderscharen in blauen, roten und weißen Hemdchen stehen am Ufer und geben dem Dampfschiff, das die Stille des Flusses aufgestört hat, mit lautem Schreien das Geleite, von seinen Rädern eilen lustige Wellen zu den Füßen der Kinder und plätschern ans Ufer. Dort hat sich ein ganzer Haufen von Kindern in ein Boot gesetzt und rudert eilig der Mitte des Flusses zu, um sich auf den Wellen wie in einer Wiege zu schaukeln. Aus dem Wasser ragen Baumwipfel hervor, manchmal werden ganze Gruppen von Bäumen überschwemmt und stehen wie Inseln im Wasser. Vom Ufer tönt wie ein schwerer Seufzer ein trauriges Lied herüber.

Das Dampfschiff holt Flöße ein und umgiebt sie mit seinen Wellen. Die Bretter schwanken bei den Stößen der heraneilenden Wellen, die Flößer in blauen Hemden taumeln hin und her, schauen zum Dampfschiff herüber, lachen und schreien etwas. Eine große, schöne, ungeteerte Barke schwimmt seitwärts über den Fluß; die gelben Bretter, mit denen sie geladen ist, glänzen wie Gold und spiegeln sich dunkel im trüben Frühlingswasser wieder. Der Passagierdampfer kommt entgegen und pfeift. Das laute Echo des Pfiffs verbirgt sich im Wald, in den Klippen des gebirgigen Ufers und erstirbt dort. In der Mitte des Flusses stoßen die Wellen der beiden Fahrzeuge aufeinander, stürmen gegen das Bord an, und die Schiffe wiegen sich auf dem Wasser. Auf dem abschüssigen Abhang des gebirgigen Ufers dehnen sich die grünen

Teppiche der Winterſaaten, die ſchwarzbraunen Streifen der brachliegenden Felder und die ſchwarzen der für die Sommerſaat gepflügten aus. Die Vögel ſchweben als dunkle Punkte darüber und ſind auf dem blauen Hintergrund des Himmels deutlich zu ſehen; in der Nähe weidet eine Herde, die von weitem wie ein Spielzeug ausſieht; man unterſcheidet die kleine Geſtalt des Hirten, der ſich auf einen Stock ſtützt und auf den Fluß blickt.

Ueberall iſt das Leuchten des Waſſers, überall iſt Raum und Freiheit, die Wieſen grünen fröhlich, und der blaue Himmel iſt freundlich und klar; in dem ruhigen Treiben des Waſſers ſpürt man eine verhaltene Kraft, im Himmel darüber leuchtet die freigebige Maiſonne, die Luft iſt vom ſüßen Duft der Nadelbäume und des friſchen Laubes erfüllt. Und die Ufer nähern ſich immer, liebkoſen die Augen und die Seele mit ihrer Schönheit und eröffnen immer neue Bilder.

Auf allem in der Runde liegt der Stempel einer gewiſſen Gemächlichkeit: Alles — Natur und Menſchen — lebt ſchwerfällig und träge, doch in dieſer Trägheit liegt eine eigenartige Anmut, und dahinter ſcheint eine rieſige, unbezwingbare Kraft zu lauern, die noch unbewußt iſt und ſich noch keine klaren Wünſche und Ziele geſchaffen hat ... Und das Fehlen von Bewußtſein in dieſem halbſchläfrigen Leben wirft auf ſeine ganze Fülle Schatten von Traurigkeit. Demütiges Sichgedulden, ſchweigſames Erwarten von etwas Neuem und Lebendigerem iſt ſelbſt im Schreien des Kuckucks zu hören, der mit dem Wind vom Ufer auf den Fluß fliegt. Die wehmütigen Lieder ſcheinen jemand um Hilfe zu bitten ... Und manchmal klingt darin die Tollkühnheit der Verzweiflung ... Der Fluß beantwortet die Lieder mit Seufzern. Und die Baumwipfel wiegen ſich nachdenklich ... Stille ...

Foma verbrachte ganze Tage auf der Kapitänsbrücke an der Seite des Vaters. Schweigend, mit offenen Augen ſchaute er auf das endloſe Panorama

der Ufer, und ihm war, als nähere er ſich auf einem breiten Silberpfade jenen wunderſamen Königreichen, in denen die Zauberer und Helden der ihm vertrauten Märchen lebten. Manchmal befragte er den Vater darüber, was er ſah. Ignat antwortete ihm gerne und eingehend, doch den Knaben befriedigten dieſe Antworten nicht; er fand darin nichts Intereſſantes und Verſtändliches, und er hörte nichts davon heraus, was er wünſchte. Einmal erklärte er ſeufzend dem Vater:

„Tante Anfiſſa weiß es beſſer als du.“

„Was weiß ſie denn?“ fragte Ignat lächelnd.

„Alles,“ antwortete der Knabe überzeugt.

Die wunderbaren Königreiche erſchienen ihm nicht. Doch oft erſchienen auf den Ufern des Fluſſes Städte, die ganz ebenſo waren wie diejenige, in der Foma lebte. Einige davon waren größer, andre kleiner, aber die Menſchen, die Häuſer und Kirchen — alles darin war ebenſo wie in ſeiner Heimatſtadt. Foma ſchaute ſie ſich mit dem Vater an, blieb unbefriedigt und kehrte übellaunig und müde auf das Dampfſchiff zurück.

„Morgen kommen wir nach Aſtrachanj,“ ſagte eines Tages Ignat.

„Wie iſt's dort ... ebenſo wie überall?“

„Nun natürlich ... wie ſollt' es ſonſt ſein?“

„Und was kommt dann?“

„Das Meer ... Es heißt das Kaſpiſche Meer.“

„Und was iſt drin?“

„Fiſche, du ſeltſamer Kauz! Was kann denn ſonſt im Waſſer ſein?“

„Die Stadt Kitjoſch ſteht ja auch auf dem Waſſer.“

„Das iſt was andres! Das war eben Kitjoſch ... darin lebten nur ſündenloſe Menſchen.“

„Und auf dem Meer giebt's keine ſündenloſen Städte?“

„Nein,“ antwortete Ignat und fügte nach einer Weile hinzu: „Das Meerwaſſer iſt bitter, man kann es nicht trinken.“

„Und ist nach dem Meer wieder Erde?“

„Gewiß, das Meer muß ja Ufer haben. Es ist wie eine Schüssel.“

„Und dort sind wieder Städte?“

„Ja, dort sind wieder Städte ... wie sollt' es sonst sein? Dort ist aber nicht mehr unser Land, sondern das Persische ... hast du auf dem Markt Perser gesehen, die getrocknete Aprikosen und Pistazien verkaufen?“

„Ja, die hab' ich gesehen,“ erwiderte Foma und sann nach.

Einmal fragte er den Vater:

„Giebt's noch viel Erde?“

„Es giebt sehr viel Erde, mein Junge. Wenn man sie zu Fuß durchwandern will, wird man nicht einmal in zehn Jahren damit fertig.“

Ignat erzählte lange seinem Sohn von der Größe der Erde und sagte endlich:

„Und man weiß doch nicht, wie groß sie ist, und wo ihr Ende ist.“

„Und sieht sich alles auf ihr gleich?“

„Was denn zum Beispiel?“

„Die Städte und alles ...“

„Nun natürlich, die Städte sind eben so wie Städte sein müssen ... Es sind Häuser und Straßen drin ... und alles, was dazu gehört ...“

Nach einigen solchen Gesprächen richtete der Knabe den fragenden Blick seiner schwarzen Augen seltener und nicht so beharrlich in die Ferne.

Die Mannschaft des Dampfschiffs liebte ihn, und auch er liebte alle diese gutmütigen Burschen, die von der Sonne und dem Wind gebräunt waren und mit ihm fröhlich scherzten. Sie zimmerten ihm verschiedenes Fischergerät zurecht, machten ihm Kähne aus Baumrinde, gaben sich mit ihm ab und fuhren mit ihm an den Haltestellen auf dem Fluß spazieren, wenn Ignat sich in die Stadt begab, um seine Geschäfte zu erledigen. Der Knabe hörte oft über den Vater schimpfen, doch er beachtete das nicht und erzählte dem Vater nie wieder, was er über ihn

gehört hatte. Doch einmal in Aſtrachanj, als auf das Dampfſchiff Heizmaterial geladen wurde, hörte Foma die Stimme des Maſchiniſten Pjetrowitſch:

„Er hat befohlen, ſo viel Holz aufzuladen ... pfui, was das für ein unverſtändiger Menſch iſt! Er ſtopft das Schiff bis zum Deck voll und ſchreit dann, ‚du ruinierſt die Maſchine zu oft,‘ ſagt er, ‚du ſparſt nicht mit dem Oel‘ ...“

Die Stimme des grauen, mürriſchen Schiffsführers antwortete:

„Das macht alles ſeine maßloſe Gier ... hier iſt das Heizmaterial billiger, darum thut er's ... Gierig iſt dieſer Teufel!“

„Ob der gierig iſt!“

Dieſes Wort, das ein paarmal nacheinander wiederholt wurde, ſetzte ſich in Fomas Gedächtnis feſt, und als er am Abend mit dem Vater nachtmahlte, fragte er ihn plötzlich:

„Papa!“

„Ja?“

„Biſt du gierig?“

Auf die Fragen des Vaters erzählte er ihm das Geſpräch des Schiffsführers und des Maſchiniſten wieder.

Ignats Geſicht umnachtete ſich, und ſeine Augen funkelten zornig.

„Das iſt's alſo ...“ ſprach er und ſchüttelte mit dem Kopf. „Nun, alſo ... hör ihnen nicht zu. Sie ſind keine Geſellſchaft für dich, — du darfſt nicht ſo viel mit ihnen zuſammen ſein. Du biſt ihr Herr, ſie ſind deine Knechte, das darfſt du nicht vergeſſen. Wenn wir beide nur wollen, können wir ſie alle ans Ufer werfen, ſie koſten wenig, und es giebt überall eine Menge davon, wie von ungeſchundenen Hunden. Haſt du verſtanden? Sie können viel Schlechtes von mir ſagen ... Sie thun es aber deswegen, weil ich unbeſchränkter Herr über ſie bin. Die ganze Sache liegt nur darin, daß ich Glück habe und reich bin, und den Reichen beneiden alle. Ein glücklicher Menſch iſt allen andern Menſchen ein Feind.“

Nach zwei Tagen erſchienen auf dem Dampfſchiff ein neuer Schiffsführer und ein neuer Maſchiniſt.

„Wo iſt Jakow?“ fragte der Knabe.

„Ich habe ihn entlaſſen — fortgejagt.“

„Dafür?“ erriet Foma.

„Ja, dafür . . .“

„Auch den Pjetrowitſch?“

„Auch ihn . . .“

Foma gefiel es, daß der Vater die Mannſchaft des Dampfſchiffs ſo ſchnell wechſeln konnte. Er lächelte dem Vater zu, ging auf das Verdeck hinab und trat dort zu einem Matroſen hin, der auf dem Fußboden ſaß und ein Seilende aufwickelte, um einen Schwabber draus zu machen.

„Es iſt ein neuer Schiffsführer da,“ teilte ihm Foma mit.

„Das wiſſen wir . . . Wie geht's, Foma Ignatjitſch? Wie haſt du geſchlafen?“

„Auch der Maſchiniſt iſt neu . . .“

„Auch er . . . Es iſt ſchade um den Pjetrowitſch.“

„Nein.“

„So? Er war doch ſo freundlich zu dir . . .“

„Warum hat er über Papa geſchimpft?“

„Geſchimpft hat er?“

„Ja, ich hab's ja gehört . . .“

„Hm . . . der Vater hat's alſo auch gehört?“

„Nein, ich hab's ihm geſagt . . .“

„Du . . . So—o . . .“ ſagte der Matroſe und ging ſchweigend an ſeine Arbeit.

„Und Papa hat mir geſagt: ‚Du biſt hier der Herr,‘ ſagt er, ‚wenn du willſt, kannſt du alle fortjagen . . .‘“

„So iſt's alſo . . .“ ſagte der Matroſe und blickte den Knaben, der lebhaft mit ſeiner Herrenmacht prahlte, finſter an. Seit dem Tage bemerkte Foma, daß die Mannſchaft ſich anders als früher verhielt: die einen wurden noch freundlicher und gefälliger, die andern wollten mit ihm nicht ſprechen; thaten ſie es aber, ſo waren ſie dabei übellaunig und

gar nicht unterhaltend wie früher. Foma sah gern zu, wenn das Deck gewaschen wurde; die Matrosen streiften die Beinkleider bis zu den Knieen herauf, oder zogen sie auch ganz aus und liefen mit Schwabbern und Bürsten in den Händen geschickt auf dem Deck herum, begossen es mit Wasser aus den Eimern, spritzten einander an, lachten, schrieen, fielen, überall rieselten Ströme von Wasser, und der lebendige Lärm der Menschen floß mit seinem lustigen Plätschern zusammen. Früher war der Knabe von den Matrosen bei dieser lustigen und leichten Arbeit nicht nur nicht als störend betrachtet worden, sondern er nahm auch regen Anteil daran, indem er sie mit Wasser begoß und bei ihren Drohungen, ihn zu begießen, lachend davonlief.

Doch nach der Entlassung von Pjetrowisch und Jakow fühlte er, daß er jetzt alle störte, niemand wollte mit ihm spielen, und alle blickten ihn unfreundlich an. Erstaunt und traurig ging er vom Deck zum Steuerrad hinauf, setzte sich dort hin und begann nachdenklich und gekränkt auf das ferne, blauende Ufer und den zackigen Waldstreifen darauf zu schauen. Und unten auf dem Deck plätscherte lustig das Wasser und lachten ausgelassen die Matrosen. Er hatte große Lust, zu ihnen zu gehen, doch irgend etwas ließ ihn nicht hin.

Die Worte des Vaters fielen ihm ein: „Halt' dich ihnen fern, du bist ihr Herr . . ."

Jetzt fühlte er den Wunsch, den Matrosen etwas zuzurufen — etwas Drohendes und Herrisches, so wie der Vater sie anschrie. Er überlegte sich lange, was es sein sollte, ihm fiel aber nichts ein . . . Noch zwei, drei Tage verstrichen, und er begriff deutlich, daß die Mannschaft ihn nicht liebte. Seitdem langweilte er sich auf dem Dampfschiff, und immer öfter und öfter schwamm aus dem bunten Nebel der neuen Eindrücke das durch sie verdunkelte Bild der guten, freundlichen Tante Anfissa an die Oberfläche, mit ihren Märchen, ihrem Lächeln und dem weichen, klangvollen Lachen, das die Seele des

Knaben mit freudiger Wärme anwehte. Er lebte noch immer in der Welt der Märchen, aber die unsichtbare, grausame Hand der Wirklichkeit riß schon eifrig an dem schönen, dünnen Spinngewebe des Wunderbaren, durch das der Knabe alles um sich herum betrachtete. Der Vorfall mit dem Schiffsführer und dem Maschinisten lenkte die Aufmerksamkeit des Knaben auf seine Umgebung; Fomas Augen wurden schärfer, in ihnen erwachte eine sich ihrer bewußte Wißbegierde, und in seinen Fragen an den Vater klang das Bestreben heraus, zu begreifen, welche Federn und Triebfedern die Handlungen der Menschen bestimmen.

Eines Tages spielte sich vor ihm folgende Scene ab: Die Matrosen brachten Holz herauf, und einer von ihnen, der junge, lockige, lustige Jefim sagte laut und zornig, als er mit dem Tragbrett über das Deck des Dampfschiffes ging:

„Nein, das ist schon ganz gewissenlos! Es war nicht abgemacht, daß ich Holz tragen muß. Wenn einer Matrose ist, ist's klar, was er zu thun hat ... daß man da aber noch Holz schleppen soll, dafür dank' ich! Das heißt, mir das Fell abziehen, das ich nicht verkauft hab' ... Das ist ganz gewissenlos! Wie der's versteht, den Saft aus den Menschen auszupressen."

Der Knabe hörte dieses Schimpfen mit an und wußte, daß die Sache seinen Vater betraf. Er sah auch, daß, trotzdem Jefim brummte, er auf dem Tragbrett mehr Holz hatte als die andern und daß er schneller ging. Niemand von den Matrosen beantwortete Jefims Gebrumm, und selbst derjenige, der mit ihm zusammenarbeitete, schwieg und protestierte nur manchmal gegen den Eifer, mit dem Jefim das Holz auf das Tragbrett lud.

„Genug!" sagte er mürrisch, „du ladest das doch nicht auf ein Pferd auf!"

„Und du solltest schweigen. Wenn man dich eingespannt hat, mußt du schleppen und darfst dabei nicht ausschlagen ... Und wenn man dir das Blut

ausſaugt, mußt du auch ſchweigen ... was kannſt du denn ſagen?“

Plötzlich erſchien von irgendwo Ignat, ging auf den Matroſen zu, blieb vor ihm ſtehen und fragte ſtreng:

„Wovon ſprichſt du?“

„Ich ſpreche wohl ... wie ich kann,“ ſtotterte Jeſim. „Wir haben ja nicht abgemacht, ... daß ich ſchweigen ſoll ...“

„Und wer ſaugt denn Blut?“ fragte Ignat, indem er ſich den Bart glättete.

Der Matroſe begriff, daß er ertappt war, und da er ſah, daß es nirgends einen Ausweg gab, ließ er das Holzſcheit, das er in der Hand hielt, zu Boden fallen, wiſchte ſich die Handflächen an den Beinkleidern ab und ſagte dreiſt, indem er Ignat ins Geſicht blickte:

„Hab' ich denn nicht recht? Saugſt du denn nicht ...“

„Ich?“

„Ja, du.“

Foma ſah, wie der Vater mit der Hand ausholte, ein Klatſchen ertönte, und der Matroſe fiel ſchwer aufs Holz nieder. Er erhob ſich gleich und begann wieder ſchweigend zu arbeiten. Auf die weiße Rinde der Birkenſcheite tropfte das Blut von ſeinem zerſchlagenen Geſicht herab, er wiſchte es mit dem Hemdärmel ab, blickte auf den Aermel und ſeufzte ſchweigend. Und als er mit dem Tragbrett an Foma vorbeiging, zitterten auf ſeinem Geſicht, an der Naſenwurzel zwei große, breite Thränen, und der Knabe ſah es.

Beim Eſſen war er nachdenklich und blickte Ignat mit Angſt in den Augen an.

„Warum ſchauſt du ſo finſter drein?“ fragte ihn freundlich der Vater.

„So ...“

„Biſt du vielleicht unwohl?“

„Nein.“

„Na alſo. Sag's nur, wenn etwas iſt ...“

„Du biſt ſtark," ſagte der Knabe auf einmal nachdenklich.

„Ich? Es geht an ... Gott hat's mir auch an Kraft nicht fehlen laſſen."

„Wie du ihn vorher geſchlagen haſt!" rief der Knabe leiſe aus und ſenkte den Kopf.

Ignat führte ein Stück Brot mit Kaviar an den Mund, doch ſeine Hand hielt in der Luft an, vom Ausruf des Sohnes aufgehalten; er blickte deſſen geſenkten Kopf forſchend an und fragte:

„Meinſt du ... den Jeſimka?"

„Ja ... bis aufs Blut ... und wie er dann vorübergegangen iſt, hat er geweint," erzählte der Knabe halblaut.

„Hm." Ignat kaute an dem Stück. „Alſo wie iſt's, thut er dir leid?"

„Ja, er thut mir leid!" ſagte Foma mit Thränen in der Stimme.

„Ja—a ... alſo das iſt's," ſagte Ignat. Dann ſchwieg er eine Weile, ſchenkte ſich ein Gläschen Schnaps ein, trank es und ſprach eindringlich und ſtreng:

„Es iſt kein Grund da, ihn zu bemitleiden. Er hat zu viel geſchimpft, darum hat er bekommen, was er verdient hat. Ich kenne ihn, er iſt ein braver Burſche, er iſt arbeitſam, kräftig und nicht dumm. Es iſt aber nicht ſeine Sache, zu räſonnieren: räſonnieren darf ich, denn ich bin der Herr. Es iſt nicht ſo einfach, Herr zu ſein ... Von der Ohrfeige wird er nicht ſterben, ſondern wird nur klüger werden. So iſt's ... Ach, Foma! Du biſt ein Kind und verſtehſt nichts, und ich muß dich lehren, wie du leben ſollſt. Vielleicht werde ich nicht mehr lange auf der Welt ſein."

Ignat ſchwieg, trank noch Schnaps und begann wieder belehrend:

„Man muß die Menſchen bemitleiden ... da thuſt du gut daran. Doch man muß dabei verſtändig ſein ... Sieh dir zuerſt den Menſchen an, erfahre, was in ihm ſteckt, auf welche Weiſe er

nützen kann. Und wenn du siehst, daß es ein kräftiger, arbeitsfähiger Mensch ist — bemitleide ihn und hilf ihm. Wenn er aber schwach ist und keine Anlagen zum Arbeiten hat — pfeif auf ihn und geh deiner Wege. Du mußt wissen, wenn jemand viel über alles klagt, ächzt und stöhnt, dann ist er keinen Groschen wert, und es zahlt sich nicht aus, ihn zu bemitleiden, wenn du ihm auch hilfst ... solche Menschen lassen sich dann noch mehr gehen ... Beim Paten im Hause hast du allerlei Gesindel gesehen; diese Pilger, die Unglücklichen, die das Gnadenbrot essen ... und allerlei Gewürm ... Vergiß sie ... das sind nicht Menschen, sondern Schalen, die man fortwirft und die zu nichts nutze sind ... das ist in der Art wie Wanzen, Flöhe und andres Ungeziefer ... Sie leben nicht für Gott — sie haben gar keinen Gott, sie führen seinen Namen im Munde, um Dummköpfe zu rühren und sich mit dieser Rührung lange den Wanst vollzustopfen. Sie leben auch nur für ihren Wanst und können nichts als trinken, fressen, schlafen und stöhnen ... schaden nur der Seele. Man strauchelt nur ihretwegen. Und ein guter Mensch ist zwischen ihnen, wie ein frischer Apfel unter faulen, er kann schnell verdorben werden, und niemand hat davon einen Nutzen ... Du bist noch klein und kannst meine Worte nicht verstehen ... Hilf demjenigen, der im Unglück fest bleibt ... er wird dich vielleicht nicht einmal um Hilfe bitten, du mußt es selbst erraten und ihm helfen, ohne daß er bittet, und wenn er stolz ist und ihn deine Hilfe beleidigen kann, laß ihn nicht merken, daß du hilfst ... So, das ist vernünftig! Es ist da so eine Sache: nehmen wir an, zwei Bretter sind in den Kot gefallen — das eine ist durchfault, das andre ist ein gutes, gesundes Brett. Was mußt du da thun? Wozu kann ein durchfaultes Brett nützen? Laß es im Kot liegen, man kann darüber gehen, um sich die Füße nicht zu beschmutzen ... Und das gesunde heb auf und stell's in die Sonne, wenn's nicht dir

nützt, kann's vielleicht einem andern nützen. So ist's, mein Sohn! Höre mir zu und vergiß es nicht ... Ja—a ... und den Jefimka braucht man nicht zu bemitleiden; er ist ein tüchtiger Kerl und kennt seinen Wert ... mit einer Ohrfeige kann man ihn nicht totschlagen. Ich werde noch eine Woche abwarten und werde ihn dann ans Steuerrad stellen ... dann wird's nicht mehr lange dauern, bis er Schiffsführer ist ... und wenn man ihn zum Kapitän macht, wird er auch nicht in Verlegenheit kommen — er wird ein tüchtiger Kapitän sein! So wachsen die Menschen ... Ich bin selbst durch diese Schule gegangen, mein Lieber ... und hab' in seinem Alter auch nicht wenig Ohrfeigen geschluckt ... Das Leben ist uns allen keine zärtliche Mutter, mein Söhnchen ... es ist unsre strenge Herrin."

Ignat sprach gegen zwei Stunden mit seinem Sohn, er sprach zu ihm von seiner Jugend, von seiner Arbeit, von den Menschen und ihrer großen Macht: der Schwäche, davon, wie sie es lieben und verstehen, sich unglücklich zu stellen, um auf fremde Rechnung zu leben, dann sprach er wieder von sich und davon, wie er aus einem einfachen Arbeiter zum Führer des großen Geschäfts geworden war.

Der Knabe hörte seinen Reden zu, sah ihn an und fühlte, daß der Vater ihm gleichsam immer näher rückte. Und obgleich den Worten des Vaters das fehlte, woran die Märchen der Tante Anfissa reich waren, enthielten sie doch etwas Neues, das klarer und verständlicher und nicht minder interessant war als die Märchen ... Das kleine Herz begann laut und heiß zu schlagen, und es zog ihn zum Vater hin. Ignat hatte wohl an den Augen des Sohnes seine Gefühle erraten; er erhob sich stürmisch von seinem Platz, nahm ihn in seine Arme und preßte ihn fest an seine Brust. Und Foma umfaßte seinen Hals, schmiegte sich an seine Wange, schwieg und atmete laut.

„Mein Söhnchen!“ flüſterte Ignat leiſe. „Du mein Lieber ... meine Freude ... lerne, ſolang ich lebe ... ach, es iſt ſchwer zu leben!“

Das Herz des Knaben zuckte bei dieſem Flüſtern zuſammen, er preßte die Zähne aufeinander, und heiße Thränen ſtrömten aus ſeinen Augen.

Bis zu dieſem Tage hatte Ignat keine beſonderen Gefühle in ſeinem Sohne erregt: der Knabe hatte ſich an ihn und ſeine Rieſengeſtalt gewöhnt, fürchtete ſich ein wenig vor ihm und wußte trotzdem zugleich, daß der Vater für ihn alles thun würde, um was er nur bäte. Manchmal war Ignat einen oder zwei Tage von Hauſe abweſend, auch eine Woche und einen ganzen Sommer lang — Foma ſchien ſein Fehlen nicht zu bemerken, da er von der Liebe zu ſeiner Tante erfüllt war ... Ignat erſchien, und der Knabe freute ſich, er hätte ſchwerlich ſagen können worüber — über die Ankunft des Vaters oder über das Spielzeug, das er mitbrachte? Aber jetzt lief Foma Ignat entgegen, wenn er ihn erblickte, faßte ihn bei der Hand, blickte ihm lachend in die Augen und ſehnte ſich nach ihm, wenn er ihn zwei, drei Stunden nicht geſehen hatte. Der Vater hatte für ihn an Intereſſe gewonnen, er erregte ſeine Neugierde und entwickelte dabei ſeine Liebe und Achtung für ſich. Jedesmal, wenn ſie zuſammen waren, bat Foma den Vater:

„Papa, erzähl von dir!“

Das Dampfſchiff durcheilte die Wolga ſchon ſtromaufwärts. Einmal, in einer ſchwülen Julinacht, als der Himmel mit dichten ſchwarzen Wolken bedeckt war, langten ſie in Kaſanj an und ankerten am Ende einer rieſigen Karawane von Schiffen. Das Klirren der Ankerketten und das Schreien der Mannſchaften weckten Foma auf, er blickte durchs Fenſter und ſah im fernen Dunkel kleine Lichter ſpielend leuchten, das Waſſer war ſchwarz und dicht wie Oel — ſonſt war nichts mehr zu ſehen. Das Herz des Knaben krampfte ſich bange zuſammen, und er begann aufmerkſam zu lauſchen. Von irgendwoher

klang ein kaum hörbares trauriges, eintöniges Lied herüber, das einer Klage glich; auf der Schiffskarawane riefen die Wächter einander an; das Dampfschiff zischte zornig, indem es Dampf ausströmen ließ, und das schwarze Wasser des Flusses plätscherte traurig und leise gegen das Bord der Schiffe. Der Knabe blickte scharf in das Dunkel, bis ihm die Augen schmerzten, und konnte darin schwarze Haufen und hoch darüber schwach brennende Lichter unterscheiden ... Er wußte, daß das Barken waren, doch diese Gewißheit beruhigte ihn nicht, und sein Herz schlug ungleichmäßig, während in seiner Phantasie schreckhafte dunkle Gestalten erstanden.

„O—o!“ ertönte aus der Ferne ein gedehnter Schrei und schloß wie ein Schluchzen ... Jetzt ging jemand vom Deck an das Bord des Dampfschiffes heran.

„O!“ klang es wieder, aber schon irgendwo in der Nähe.

„Jefim!“ rief jemand halblaut auf dem Deck. „Jefimka!“

„Ja—a?“

„Steh auf, Teufel! Nimm die Hakenstange!“

„O—o!“ stöhnte es irgendwo in der Nähe, und Foma prallte erzitternd vom Fenster zurück.

Der seltsame Laut schwamm immer näher heran, wuchs in seiner Kraft, schluchzte und zerschmolz im schwarzen Dunkel. Und auf dem Deck flüsterte man aufgeregt:

„Jefimka! So steh doch auf, ein Gast schwimmt!“

„Wo?“ ertönte die eilige Frage; dann schlurrten nackte Füße über das Deck, man hörte hin und her laufen, und am Gesicht des Knaben vorbei senkten sich von oben zwei Hakenstangen herab und drangen fast lautlos in das dichte Wasser ein.

„Ein Ga—ast!“ stöhnte es irgendwo in der Nähe, und es ertönte ein leises, sehr seltsames Plätschern des Wassers.

Der Knabe zitterte bei diesem traurigen Schreien

vor Entsetzen, konnte aber weder seine Hände vom Fenster lösen noch seine Augen vom Wasser losreißen.

„Zünd die Laterne an ... man sieht nichts!“

„Gleich!“

Auf das Wasser fiel ein trüber Lichtfleck ... Foma sah das Wasser sich leise bewegen, es kräuselte sich, als erzitterte es vor Schmerz.

„Schau, schau!“ flüsterte jemand erschrocken auf dem Deck.

Zugleich erschien in dem Lichtfleck auf dem Wasser ein großes, furchtbares Menschengesicht mit weißen, fletschenden Zähnen. Es schwamm und schaukelte sich auf dem Wasser, die Zähne waren gerade auf Foma gerichtet, und es schien mit seinem Lächeln zu sagen:

„Ach, du Kleiner ... kalt ist's ... leb wohl!“

Die Hakenstangen erbebten, hoben sich in die Luft, senkten sich dann wieder ins Wasser und begannen darin etwas vorsichtig zu stoßen.

„Schieb ihn ... schieb ihn nur ... gieb acht, daß er nicht unter das Rad kommt!“

„Stoß doch selber!“

Die Hakenstangen glitten am Bord entlang und kratzten es mit einem Geräusch, das an Zähneknirschen erinnerte. Foma konnte kein Auge abwenden. Das Füßestampfen, das auf dem Deck über seinem Kopfe ertönte, entfernte sich allmählich gegen das Hinterteil des Schiffes. Und dort ertönte wieder derselbe klagende Laut.

„Ein Ga—ast!“

„Papa!“ schrie Foma mit lauter Stimme. „Papa!“

Der Vater sprang auf und stürzte zu ihm hin.

„Was ist das? Was thun sie?“ schrie Foma.

Ignat lief in großen Sprüngen und mit wildem Brüllen aus der Kajüte. Er kehrte bald zurück, früher als Foma wankend und sich umschauend das Bett des Vaters erreicht hatte.

„Man hat dich erschreckt ... nun, das macht nichts!“ sagte Ignat und nahm ihn auf den Arm. „Leg dich zu mir!“

„Was iſt das?“ fragte Foma leiſe.

„Das iſt nichts, Söhnchen. Das iſt ein Ertrunkener... jemand iſt ertrunken und ſchwimmt... das iſt nichts; fürchte dich nicht, er iſt ſchon fortgeſchwommen!“

„Warum haben ſie ihn weggeſtoßen?“ fragte der Knabe weiter und ſchmiegte ſich mit vor Angſt geſchloſſenen Augen feſt an den Vater.

„Ja, das muß ſo ſein. Das Waſſer könnte ihn uns ins Rad ſchwemmen... morgen ſieht's dann die Polizei, und dann geht die Schererei und das Verhör los... man würde uns hier aufhalten. Darum ſtößt man ihn weiter. Was macht's ihm? Er iſt ſchon tot... ihn ſchmerzt und kränkt das nicht... und die Lebendigen hätten ſeinetwegen Unannehmlichkeiten. Schlafe, Söhnchen!“

„Er wird alſo weiterſchwimmen?“

„Ja, er wird weiterſchwimmen... irgendwo wird man ihn herausziehen und begraben.“

„Werden ihn nicht die Fiſche aufeſſen?“

„Fiſche eſſen kein Menſchenfleiſch. Das thun die Krebſe. Sie lieben es.“

Von der Körperwärme des Vaters ſchmolz Fomas Angſt, doch vor ſeinen Augen ſchaukelte ſich das furchtbare Geſicht mit den fletſchenden Zähnen noch immer auf dem ſchwarzen Waſſer.

„Und wer iſt das?“

„Wer weiß das! Bete zu Gott für ihn, ſag: Herr, ſchenke Frieden ſeiner Seele!“

„Herr, ſchenke Frieden ſeiner Seele!“ wiederholte Foma flüſternd.

„Nun alſo... Jetzt ſchlafe, fürchte dich nicht... Er iſt jetzt ſchon weit! Er ſchwimmt fort... Sei vorſichtig und geh nicht ans Bord heran, ſonſt wirſt du auch ins Waſſer hinunterfallen, Gott behüte uns davor!“

„Iſt er auch hinuntergefallen?“

„Wahrſcheinlich iſt er hinuntergefallen, vielleicht war er betrunken... da war's zu Ende mit ihm! Vielleicht hat er ſich ſelbſt herabgeſtürzt. Es giebt

auch solche ... da stürzt sich einer ins Wasser hinab und ertrinkt. Das Leben ist so eingerichtet, mein Lieber, daß manchmal der Tod für den Sterbenden selbst ein Feiertag ist, und manchmal ist er für alle eine Befreiung."

„Papa!"

„Schlaf, schlaf, mein Liebling!"

Drittes Kapitel.

Gleich am ersten Tag seines Schullebens wählte Foma, vom lauten, ausgelassenen Lärm der tollen Streiche und der wilden Kinderspiele betäubt, aus der Mitte der Knaben zwei aus, die ihm interessanter erschienen als die andern. Der eine davon hatte seinen Platz vor ihm. Foma, der schüchtern um sich blickte, sah einen breiten Rücken, einen dicken, mit Sommersprossen besäten Hals, große Ohren und einen glatt geschorenen Hinterkopf mit feuerrotem Haar, das wie Borsten in die Höhe stand.

Als der Lehrer, ein kahlköpfiger Mensch mit einer herabhängenden Unterlippe, Afrikan Smolin rief, erhob sich der rothaarige Knabe gemächlich, ging zum Lehrer hin, richtete seine Augen auf dessen Gesicht, hörte die Rechenaufgabe an und begann sorgfältig große, runde Ziffern mit Kreide auf die Tafel hinzumalen.

„Es ist gut ... genug!" sagte der Lehrer. „Nicolai Jeschow ... weiter!"

Einer von Fomas Nachbarn auf der Bank, ein unruhiger, kleiner Knabe mit schwarzen Mausaugen, sprang von seinem Platz auf und ging durch die Bankreihen, wobei er überall anstreifte und den Kopf nach allen Seiten drehte. Bei der Tafel angelangt, stellte er sich auf die Fußspitzen, griff nach der Kreide, die immer abbröckelte und quietschte, und fuhr damit über die Tafel, die er mit kleinen, undeutlichen Zeichen zu bedecken begann.

„Mach keinen Lärm!“ ſagte der Lehrer und zog ſein gelbes Geſicht mit den müden Augen krankhaft zuſammen. Und Jeſchow ſagte laut und ſchnell:

„Jetzt wiſſen wir, daß der erſte Hauſierer ſiebzehn Kopeken Profit bekommen hat ...“

„Genug! ... Gordjejew! Sag mir, was muß man thun, um zu erfahren, wieviel Profit der zweite Hauſierer bekam?“

Die Frage kam Foma, der das Betragen der beiden ſo verſchiedenen Knaben beobachtete, unerwartet, und er ſchwieg.

„Weißt du nicht? Hm, erklär's ihm, Smolin.“

Smolin, der ſeine mit Kreide beſchmutzten Finger gründlich mit einem Fetzen reinigte, legte dieſen hin, beendigte die Aufgabe, ohne Foma anzublicken, und begann wieder ſich die Hände abzuwiſchen, während Jeſchow lächelnd und im Gehen hüpfend ſich auf ſeinen Platz zurückbegab.

„Ach du!“ flüſterte er, indem er ſich neben Foma ſetzte und ihn bei dieſer Gelegenheit mit der Fauſt in die Seite ſtieß. „Was verſtehſt du da nicht! Wieviel Profit war im ganzen? Dreißig Kopeken ... und es waren zwei Hauſierer ... der eine hat ſiebzehn gekriegt, nun, und der andre?“

„Ich weiß,“ antwortete Foma flüſternd, er fühlte ſich beſchämt und unterzog das Geſicht Smolins, der langſam zu ſeinem Platz zurückkehrte, einer genauen Muſterung. Dieſes Geſicht gefiel ihm nicht, es war rund, voll Sommerſproſſen und mit blauen Schweinsaugen.

Jeſchow kniff ihn ſchmerzhaft in den Fuß und fragte:

„Weſſen Sohn biſt du? Des ‚Tollen‘?“

„Ja.“

„So ... Ich werde dir immer vorſagen, willſt du?“

„Ja, ich will.“

„Und was giebſt du dafür?“

Foma überlegte und fragte:

„Weißt du denn ſelbſt alles?“

„Ich? Ich bin der erste Schüler ... Du wirst schon sehen.“

„Jeschow, du schwatzst schon wieder?“ rief der Lehrer gekränkt und leise aus.

Jeschow sprang auf und sagte dreist:

„Das bin ich nicht, Iwan Andreitsch, das ist der Gordjejew.“

„Sie schwatzen beide,“ erklärte Smolin unverfroren.

Der Lehrer zog ein klägliches Gesicht und gab allen einen Verweis, wobei er komisch mit seiner großen Lippe schmatzte; doch seine Worte hinderten Jeschow nicht, sogleich wieder zu flüstern:

„Schon gut, Smolin! Du wirst schon an deine Klatscherei denken.“

„Warum schiebst du alles auf den Neuen?“ fragte Smolin leise, ohne den Kopf hinzuwenden.

„Schon gut, schon gut!“ zischte Jeschow.

Foma schwieg und blickte seinen beweglichen Nachbar, der ihm gefiel und in ihm zugleich den Wunsch erregte, von ihm fortzurücken, von der Seite an.

Während der Pause erfuhr er von Jeschow, Smolin sei der Sohn eines Lederfabrikanten und sei auch reich, während Jeschow der Sohn eines Dieners des Kameralhofs und sehr arm war. Letzteres war sowohl an dem grauen Barchentanzug, der an den Knieen und Ellbogen mit Flicken geschmückt war, sowie an dem bleichen, hungrigen Gesicht und an der ganzen kleinen, eckigen, knochigen Gestalt des dreisten Knaben zu erkennen. Er sprach mit einer metallischen Altstimme und verdeutlichte seine Rede durch Grimassen und Gesten, oft gebrauchte er Worte, deren Sinn nur ihm bekannt war.

„Wir wollen Kameraden sein,“ teilte er Foma mit.

„Warum hast du mich vorhin beim Lehrer verklagt?“ erinnerte ihn Gordjejew und schielte mißtrauisch zu ihm hinüber.

„Ach was! Was macht's dir? Du bist ein Neuer

und ein Reicher ... Die Reichen beſtraft der Lehrer nicht ... Ich bin arm, mich mag er nicht, weil ich immer etwas anſtelle und ihm noch nie ein Geſchenk gebracht habe ... Wenn ich ſchlecht lernen würde, hätte er mich ſchon längſt fortgejagt. Weißt du, ich gehe dann ins Gymnaſium ... Wenn ich mit der zweiten Klaſſe fertig bin, geh' ich. Ein Student bereitet mich ſchon für die zweite Klaſſe vor. Dort werde ich lernen, daß es eine Art iſt! Wieviel Pferde habt ihr?"

„Drei ... Wozu brauchſt du viel zu lernen?" fragte Foma.

„Weil ich arm bin ... die Armen müſſen viel lernen, davon werden ſie auch reich ... ſie werden Doktoren, Beamte, Offiziere ... Ich werde auch ſo klimpern ... Der Säbel an der Seite, Sporen an den Füßen — Klirr, klirr! Und was willſt du werden?"

„Ich weiß nicht," ſagte Foma nachdenklich und blickte den Kameraden an.

„Du brauchſt nichts zu werden ... Magſt du Tauben?"

„Ja."

„Was du für ein langweiliger Kerl biſt! U—u! E—e!" parodierte Jeſchow Fomas langſame Art zu ſprechen. „Wieviel Tauben haſt du?"

„Ich hab' keine."

„Ach du! Biſt reich und haſt keine Tauben ... Sogar ich hab' drei ... einen Täuberich, eine gefleckte Taube und einen Tümmler. Hätte ich einen reichen Vater, würde ich hundert Tauben kaufen und ſie den ganzen Tag herumjagen. Auch Smolin hat ſchöne Tauben. Er hat vierzehn ... den Tümmler hat er mir geſchenkt. Er iſt aber trotzdem gierig ... alle Reichen ſind gierig ... biſt du auch gierig?"

„Das weiß ich nicht," ſagte Foma unſchlüſſig.

„Komm zu Smolin, wir wollen dort alle drei die Tauben jagen."

„Gut, wenn ich darf."

„Liebt dich denn dein Vater nicht?“

„Doch, er liebt mich.“

„Nun, dann erlaubt er's dir ... Sag aber nicht, daß ich auch dabei bin ... ſonſt erlaubt er's vielleicht wirklich nicht. Sag nur: erlaub mir, zu Smolin zu gehen ... Smolin!“

Der dicke Knabe kam, und Jeſchow begrüßte ihn, indem er vorwurfsvoll den Kopf ſchüttelte:

„Ach, du rote Klatſchbaſe! Es lohnt ſich gar nicht, mit dir befreundet zu ſein ... du Kieſelſtein.“

„Warum ſchimpfſt du?“ fragte Smolin ruhig und muſterte Foma mit ſeinen unbeweglichen Augen.

„Ich ſchimpfe nicht, ich ſage die Wahrheit,“ erklärte Jeſchow und zuckte vor Aufregung zuſammen. „Höre! Obgleich du auch ein Waſchlappen biſt — aber laſſen wir das! Sonntag nach der Meſſe komme ich mit ihm zu dir.“

„Kommt,“ nickte Smolin mit dem Kopf.

„Wir kommen ... Es wird gleich läuten, ich werde noch hinlaufen, um den Zeiſig zu verkaufen,“ erklärte Jeſchow und zog aus der Hoſentaſche ein Paket heraus, in dem etwas Lebendiges zappelte. Und er verſchwand vom Schulhof wie Queckſilber von der Handfläche.

„Was das für einer iſt!“ ſagte Foma, der von Jeſchows Lebhaftigkeit betroffen war, und blickte Smolin fragend an.

„Er iſt immer ſo ... Er iſt ſehr geſchickt,“ erklärte der rothaarige Knabe.

„Und luſtig,“ fügte Foma hinzu.

„Und luſtig,“ beſtätigte Smolin.

Dann ſchwiegen ſie eine Weile und muſterten einander.

„Kommſt du mit ihm zu mir?“ fragte der Rote.

„Ich komme.“

„Komm ... bei mir iſt's ſchön.“

Foma ſagte nichts darauf. Dann fragte ihn Smolin:

„Haſt du viele Kameraden?“

„Ich habe niemand.“

„Ich hatte vor der Schule auch niemand ... nur meine Vettern. Jetzt wirst du auf einmal zwei Kameraden haben.“

„Ja,“ sagte Foma.

„Freust du dich?“

„Ich freue mich.“

„Es ist lustig, wenn man viele Kameraden hat ... Es ist auch leichter zu lernen, man sagt vor ...“

„Lernst du gut?“

„Ja. Ich mache alles gut,“ sagte Smolin ruhig.

Die Glocke läutete eilig, als sei sie erschrocken und liefe irgendwohin.

In der Schule fühlte sich Foma freier und begann seine Kameraden mit den andern Knaben zu vergleichen. Er fand bald, daß sie die besten in der Schule waren und ebenso scharf in die Augen fielen, wie die zwei Ziffern 5 und 7, die von der schwarzen Klassentafel noch nicht abgewischt waren. Und es war Foma angenehm, daß seine Kameraden besser waren als alle andern Knaben.

Sie gingen alle drei zusammen aus der Schule, aber Jeschow bog bald in ein schmales Gäßchen ein, während Smolin Foma bis nach Hause begleitete und beim Abschied sagte:

„Siehst du, wir haben auch denselben Weg.“

Foma wurde zu Hause feierlich empfangen: der Vater schenkte dem Knaben einen schweren Silberlöffel mit einem kunstvollen Monogramm und die Tante ein selbstgestricktes Halstuch. Man hatte mit dem Essen auf ihn gewartet, trug seine Leibspeisen auf, setzte ihn, gleich nachdem er sich ausgezogen hatte, an den Tisch und begann ihn auszufragen:

„Nun, hat's dir in der Schule gefallen?“ sagte Ignat, indem er liebevoll in das rotbackige, belebte Gesicht des Sohnes blickte.

„Ja. Es ist schön dort!“ antwortete Foma.

„Du lieber Junge!“ seufzte die Tante gerührt. „Sieh nur zu, daß dich die Kameraden nicht

unterkriegen. Wenn sie dir etwas thun, geh nur gleich zum Lehrer und erzähl's ihm."

„Hör nicht auf sie!" lächelte Ignat. „Thu das niemals! Gieb dir Mühe, mit einem jeden, der dir unrecht thut, selbst fertig zu werden, strafe sie mit der eignen Hand und nicht mit einer fremden. Sind nette Jungen darunter?"

„Zwei," und Foma lächelte beim Gedanken an Jeschow. „Der eine ist so dreist —"

„Da muß man acht geben!"

„Wer ist's?"

„Der Sohn von einem Diener."

„Hm ... du sagst, er ist dreist?"

„Und wie!"

„Nun ... Und der andre?"

„Der andre ist ganz rothaarig ... Smolin heißt er."

„Ah! Das ist wohl Mitri Iwanitschs Sohn. Halte dich an ihn, das ist ein guter Umgang. Mitri ist ein kluger Mann ... es wäre gut, wenn der Sohn ihm nachgeraten ist. Aber der andre ... Weißt du, Foma, lade sie für Sonntag zu dir ein. Ich werde Süßigkeiten kaufen, und du bewirtest sie. Wir werden dann sehen, wie sie sind."

„Smolin hat mich für Sonntag eingeladen," erklärte Foma und blickte den Vater fragend an.

„So, also geh! Das macht nichts, geh. Sieh dir an, was es für Menschen auf der Welt giebt. Man kann nicht allein, ohne Freunde leben. Ich bin mit seinem Vater schon über zwanzig Jahre befreundet und habe viel von ihm gelernt. Gieb auch du dir Mühe, mit denen Freundschaft zu pflegen, die besser und klüger sind als du. Wenn du dich an einem guten Menschen reibst, wie eine Kupferkopeke an Silber, wirst du selbst für einen Zwanziger gelten."

Ignat lachte über seinen Vergleich und fügte ernst hinzu:

„Ich scherze nur. Sieh zu, daß du nicht gefälscht, sondern echt bist, und habe, wenn auch nur

einen kleinen Verstand, so doch deinen eignen. Hast du viele Aufgaben zu machen?"

„Ja!" seufzte der Knabe, und als sein Echo erklang der schwere Seufzer der Tante.

„Nun, lerne nur. Wirst im Lernen nicht schlimmer sein wie die andern. Ich will dir was sagen: wenn in der Schule auch fünfundzwanzig Klassen wären, kann man dort doch nichts als Schreiben, Lesen und Rechnen lernen. Man kann auch noch verschiedene Dummheiten lernen — doch Gott behüte dich davor! Ich werde dich zu Tode prügeln, wenn es so sein sollte. Wenn du Tabak rauchst, werde ich dir die Lippen abschneiden."

„Denke an Gott, Fomuschka," sagte die Tante, „sieh zu, daß du unsern Herrgott nicht vergißt."

„Das ist richtig! Ehre Gott und deinen Vater. Ich wollte aber sagen, daß die Bücher noch nicht die Hauptsache sind. Du brauchst sie, wie der Tischler einen Hammer und Hobel braucht, das sind nur Werkzeuge, und Werkzeuge bringen einem nicht bei, wie man sie gebrauchen soll. Hast du verstanden? Sagen wir so: dem Zimmermann ist ein Hammer in die Hand gegeben, und er muß damit ein Brett behauen. Die Hände und der Hammer sind hier zu wenig, man muß auch verstehen, auf das Holz und nicht auf den Fuß zu schlagen. Dir ist das Lesen und Schreiben in die Hände gegeben, und du mußt dir damit dein Leben einrichten. Und da kommt's heraus, daß die Bücher dabei zu wenig sind, man muß sie auch zu gebrauchen verstehen. Das zu verstehen ist schwerer als alle Bücher, und in den Büchern steht nichts davon, das muß man vom Leben selbst lernen, Foma. Das Buch ist eine tote Sache, man kann es anpacken, wie man will, kann es reißen und brechen, es wird nicht schreien. Und wenn du falsch durchs Leben schreitest, einen falschen Ort darin einnimmst, dann schreit es dich mit tausend Stimmen an, schlägt nach dir und wirft dich zu Boden."

Foma hörte, auf den Tisch gestützt, dem Vater

aufmerksam zu und stellte sich bei dem mächtigen Klang seiner Stimme bald einen Tischler vor, der ein Brett zu behauen hatte, bald sich selbst, wie er sich mit vorgestreckten Händen auf schwankendem Boden zu etwas Riesigem und Lebendigem hinschlich und dieses schreckliche Etwas erfassen wollte.

„Der Mensch muß seine Kräfte für seine Arbeit aufsparen und muß den Weg zu seiner Arbeit genau kennen. Der Mensch ist wie ein Lotse auf einem Schiff ... In der Jugend muß er immer geradeaus gehen wie bei hohem Wasserstand. Der Weg ist ihm überall offen ... Man muß aber wissen, wann es Zeit ist zu steuern. Das Wasser fällt, und man sieht hier eine Sandbank, dort Treibholz oder einen Stein; man muß auf das alles acht geben und es beizeiten umgehen, um unversehrt in den Hafen einzulaufen."

„Ich werde schon in den Hafen einlaufen," sagte der Knabe und blickte den Vater sicher und stolz an.

„Wirklich? Du hast Mut!" lachte Ignat. Und die Tante lachte auch freundlich.

Seit der Reise auf der Wolga war Foma zu Hause mit dem Vater, mit der Tante und mit Majakin kecker und gesprächiger. Aber auf der Straße oder in irgend einem neuen Ort vor fremden Leuten wurde er übellaunig und blickte mißtrauisch um sich, als fühlte er überall etwas Feindliches, das sich vor ihm versteckte und ihm auflauerte.

Des Nachts erwachte er manchmal plötzlich und lauschte lange der Stille rundum, indem er mit weit offenen Augen starr in das Dunkel blickte. Und dann verwandelten sich ihm die Erzählungen des Vaters in Gestalten und Bilder. Er verknüpfte sie unbewußt mit den Märchen der Tante und erschuf sich ein Chaos von Ereignissen, in denen die grellen Farben der Phantasie sich seltsam mit den strengen Abtönungen der Wirklichkeit verflochten. Es erstand etwas Ungeheures und Unverständliches; der Knabe schloß die Augen, jagte das alles von sich und strengte sich an, dem ihn ängstigenden Spiel

der Phantasie Einhalt zu gebieten. Doch er bemühte sich vergebens, einzuschlafen, und das Zimmer füllte sich immer mehr mit dunkeln Gestalten.

Dann weckte er leise die Tante:

„Tante ... Tante!“

„Was ist? Gott sei mit dir.“

„Ich werde zu dir kommen,“ flüsterte Foma.

„Wozu? Schlafe, mein Herz, schlafe.“

„Ich fürchte mich,“ gestand der Knabe.

„Bete im Geiste ‚Der Herr ist auferstanden‘, dann wirst du aufhören, dich zu fürchten.“

Foma liegt mit geschlossenen Augen und betet. Die Stille der Nacht erscheint ihm wie eine grenzenlose Menge dunkeln Wassers, das ganz unbeweglich ist, es hat sich über den ganzen Raum ergossen und ist erstarrt, man sieht keine Welle, keinen Schatten von einer Bewegung an der Oberfläche, darin ist auch nichts, trotzdem es bodenlos tief ist. Es macht bange, allein von oben aus dem Dunkel auf dieses tote Wasser hinabzuschauen. Doch jetzt ertönt der Ruf des Nachtwächters, und der Knabe sieht die Wasseroberfläche erbeben, runde, dichte Kügelchen hüpfen darüber hin und bedecken sie mit Wellengekräusel. Der Klang der Kirchturmglocke macht das ganze Wasser mit einer mächtigen Bewegung aufwallen, und es wiegt sich noch lange rhythmisch und ist von einem großen lichten Fleck beleuchtet, der sich vom Zentrum aus in die dunkle Ferne verliert, erbleicht und erlischt. Dann herrscht in dieser dunkeln Wüste wieder bange, tote Ruhe.

„Tante!“ fleht Foma flüsternd.

„Ja?“

„Ich geh' zu dir.“

„Ja, komm, komm, mein Täubchen.“

Nachdem er in das Bett der Tante übersiedelt ist, schmiegt er sich an sie und bittet:

„Erzähl etwas!“

„In der Nacht?“ protestiert die Tante schläfrig.

„Bitte!“

Sie läßt sich nicht lange bitten. Gähnend, mit

heiserer Stimme und geschlossenen Augen beginnt die Alte langsam:

„Also, in irgend einem Lande, in einem unbekannten Königreiche lebte ein Mann und eine Frau, und sie waren sehr arm! Sie waren so unglücklich, daß sie nicht einmal etwas zu essen hatten. Sie gingen betteln, und man gab ihnen hie und da ein Stück trockene Brotrinde, davon waren sie einen Tag lang satt. Da wurde ihnen ein Kind geboren, das Kind war da, man mußte es taufen; da sie aber arm waren, konnten sie die Paten und Gäste nicht bewirten, und niemand kam zu ihnen, das Kind zu taufen! Sie versuchten alles mögliche, doch niemand kam! Da flehten sie zu Gott. Herr! Herr!..."

Foma kennt dieses ängstigende Märchen von Gottes Taufkind, er hat es mehr als einmal gehört und sieht dieses Taufkind schon vor sich: es reitet auf weißem Roß zu seinem Paten, es reitet durch das Dunkel in einer Wüste und sieht dort all die unerträglichen Qualen, zu denen die Sünder verdammt sind. Und er hört ihre leisen Seufzer und Bitten:

„O—oh! Menschenkind! Frage Gott, ob wir uns noch lange quälen werden!"

Dann scheint es dem Knaben, er reite selbst in der Nacht auf weißem Roß, und die Seufzer und Bitten seien an ihn gerichtet. Sein Herz krampft sich von einem ihm unverständlichen Wunsch zusammen; kalte Bangigkeit bedrückt ihm die Brust, und Thränen füllen seine Augen, die er fest schließt und zu öffnen sich fürchtet.

Er wälzt sich unruhig im Bett herum.

„Schlaf, mein Kindchen, Gott ist mit dir!" sagt die Alte und unterbricht ihre Erzählung von den Qualen, die die Menschen für ihre Sünden erdulden müssen.

Doch am Morgen nach einer solchen Nacht erhob sich Foma lustig und frisch, wusch sie eilig, trank schnell Thee und lief in die Schule, mit süßem

Backwerk beladen, auf das der ſtets hungrige kleine Jeſchow wartete, der die Freigebigkeit ſeines Kameraden gierig ausnutzte.

„Haſt du etwas zum Eſſen mitgebracht?“ empfing er Foma und ſchnupperte mit ſeiner ſpitzen Naſe. „Gieb her, ich bin mit leerem Magen von Haus fortgegangen. Ich hab' mich verſchlafen, der Teufel hol's ... hab' bis zwei Uhr nachts immer gelernt ... Haſt du die Rechenarbeiten gemacht? Ach, du Schlafmütze! Nun, ich werd's dir gleich herunterleiern!“

Er biß mit den kleinen, ſcharfen Zähnen in das Backwerk hinein, ſchnurrte wie ein Kater, ſchlug mit dem linken Fuß den Takt dazu und ſagte zugleich die Rechenarbeiten auf, indem er Foma kurze Sätze hinwarf:

„Haſt du geſehen? In einer Stunde ſind acht Eimer ausgefloſſen ... und wieviel Stunden hat's gedauert? — ſechs. Ach, bei euch ißt man gut! Man muß alſo ſechs mit acht multiplizieren ... Magſt du Kuchen mit Schnittlauch? Ich mag es ſehr! Nun, alſo ſind aus dem erſten Hahn in ſechs Stunden achtundvierzig ausgefloſſen ... und im ganzen hatte man in den Keſſel neunzig hineingegoſſen ... verſtehſt du's weiter?“

Jeſchow gefiel Foma beſſer als Smolin, doch war er mit Smolin beſſer befreundet. Er bewunderte die Begabung und die Lebhaftigkeit des kleinen Mannes, ſah, daß Jeſchow klüger und beſſer war als er, beneidete ihn und war auf ihn deswegen eiferſüchtig, und zugleich bemitleidete er ihn mit der Herablaſſung des Satten zum Armen. Vielleicht war es gerade dieſes Mitleid, das ihn daran hinderte, den lebhaften Knaben dem langweiligen, rothaarigen Smolin vorzuziehen. Jeſchow, der ſeine ſatten Kameraden zu beſpötteln liebte, ſagte zu ihnen oft:

„Ach, ihr Kuchenkiſten!“

Foma nahm ihm ſeinen Spott übel und ſagte einmal, als er ſich tief getroffen fühlte, mit Verachtung und Bosheit:

„Und du biſt . . . ein Bettler!“

Jeſchows gelbes Geſicht wurde fleckig, und er antwortete langſam:

„Gut, meinetwegen! Ich werde dir nicht mehr vorſagen, und du wirſt ein Klotz werden!“

Sie ſprachen drei Tage nicht miteinander zur großen Bekümmernis des Lehrers, der genötigt war, dem Sohn des allgemein geachteten Ignat Matwjeitſch in dieſen Tagen ſchlechte Zenſuren zu geben.

Jeſchow wußte alles: er erzählte in der Schule, das Stubenmädchen des Staatsanwalts habe ein Kind geboren, und die Frau des Staatsanwaltes habe ihren Mann dafür mit heißem Kaffee begoſſen; er wußte, wann und wo man am beſten Barſche fiſchen konnte; er verſtand es, Fallen und Käfige für Vögel zu verfertigen; erzählte genau, warum und wie ſich der Soldat auf dem Boden der Kaſerne aufgehängt hatte; von welches Schülers Eltern der Lehrer heute ein Geſchenk erhalten hatte und was für eins.

Der Kreis von Smolins Kenntniſſen und Intereſſen beſchränkte ſich auf das Leben der Kaufmannſchaft, vor allem liebte der rothaarige Knabe, zu beſtimmen, wer den andern an Reichtum übertreffe, und ſchätzte die Häuſer, Schiffe und Pferde ab. Das alles wußte er ganz genau und ſprach mit Begeiſterung davon.

Jeſchow gegenüber bezeigte er dasſelbe herablaſſende Mitleid wie Foma, nur war er freundſchaftlicher und gleichmäßiger. Jedesmal, wenn Gordjejew mit Jeſchow in Streit geriet, bemühte er ſich, ſie zu verſöhnen, und eines Tages, als ſie aus der Schule nach Hauſe gingen, ſagte er zu Foma:

„Warum zankſt du dich immer mit Jeſchow?“

„Warum wird er denn ſo frech?“ erwiderte Foma zornig.

„Weil du ſo ſchlecht lernſt und er dir immer hilft. Er iſt klug. Und hat er denn ſchuld daran, daß er arm iſt? Er kann alles lernen, was er nur will, und wird dann auch reich werden.“

„Er ist wie eine Mücke," sagte Foma wegwerfend, „er summt und summt und sticht dann auf einmal."

Doch es gab etwas im Leben dieser Knaben, was sie alle verband, es gab Stunden, in denen sie das Bewußtsein der Verschiedenheit ihrer Charaktere und ihrer Lebensstellung verloren. Am Sonntag trafen sie sich alle bei Smolin, krochen auf das Dach des Seitengebäudes, in dem ein geräumiger Taubenschlag eingerichtet war, und ließen die Tauben heraus.

Die schönen, satten Vögel schüttelten ihre schneeweißen Flügel, flogen einer nach dem andern aus dem Taubenschlag, setzten sich auf dem Firstbalken des Daches in eine Reihe und prangten dort girrend und von der Sonne beleuchtet vor dem Knaben.

„Aufscheuchen!" bat Jeschow, vor Ungeduld zitternd.

Smolin schwenkte eine lange Stange mit einem Bastwisch an ihrem Ende in der Luft und pfiff.

Die erschrockenen Tauben stürzten in die Luft, die sie mit dem eiligen Flattern ihrer Flügel erfüllten. Jetzt steigen sie rhythmisch im weiten Bogen in die Höhe, in die blaue Tiefe des Himmels und schwimmen, mit dem Silber und Schnee des Gefieders leuchtend, immer höher. Einige von ihnen bestreben sich im gleichmäßigen Flug eines Falken das Himmelsgewölbe zu erreichen, sie breiten die Flügel weit aus und scheinen sie gar nicht zu bewegen, andre spielen, überschlagen sich in der Luft, fallen wie Schneeballen herunter und fliegen wie ein Pfeil wieder in die Höhe. Jetzt scheint ihr ganzer Zug unbeweglich in der Wüste des Himmels zu stehen und ertrinkt darin, immer kleiner werdend. Mit zurückgeworfenen Köpfen bewundern die Knaben schweigend die Vögel, ohne die Augen von ihnen zu wenden, müde Augen, in denen stille Freude leuchtet, nicht ohne einen gewissen Neid diesen beflügelten Wesen gegenüber, die so fern von der Erde in dem reinen, stillen, von Sonnenglanz erfüllten Raum

dahinfliegen. Die kleine Gruppe dem Auge kaum sichtbarer Punkte, die in die Bläue des Himmels eingestreut sind, zieht die Phantasie der Kinder mit sich, und Jeschow giebt dem ihnen allen gemeinsamen Gefühl Ausdruck, indem er leise und nachdenklich spricht:

„Wenn wir so fliegen könnten, Brüder!“

Und Foma, der wußte, daß die dem Himmel zufliegende Menschenseele die Gestalt einer Taube annimmt, fühlte in seiner Brust ein starkes, brennendes, unbestimmbares Gefühl aufsteigen.

Durch das Entzücken vereint, still und aufmerksam die Rückkehr der Vögel aus der Tiefe des Himmels erwartend, sitzen die Knaben dicht aneinander geschmiegt und sind dem Wehen des Lebens ebenso fern, wie die Tauben der Erde; in dieser Stunde sind sie nichts als Kinder und können weder beneiden noch zürnen; allem fremd, sind sie einander nah, verstehen ihre gegenseitigen Gefühle ohne Worte am Glanz der Augen und sind selig wie die Vögel am Himmel.

Doch jetzt schweben die vom Flug ermüdeten Tauben auf das Dach herab und werden in den Taubenschlag gejagt.

„Brüder! Auf nach Aepfeln!“ schlägt Jeschow vor, der alle Spiele und Unternehmungen inspiriert.

Sein Ruf verscheucht aus den Kinderseelen die durch die Tauben hervorgerufene friedliche Stimmung, und sie schleichen sich vorsichtig wie Raubtiere, mit einer raubtierähnlichen Wachsamkeit bei jedem Laut durch die Hinterhöfe in den Nachbargarten. Die Angst, ertappt zu werden, wird durch die Hoffnung, ungestraft stehlen zu können, im Gleichgewicht gehalten. Das Stehlen ist ja auch eine Arbeit und noch dazu eine gefährliche, und alles, was durch eigne Arbeit gewonnen wird, ist so süß! Und es ist um so süßer, je größer die Anstrengung war. Die Knaben steigen vorsichtig über den Gartenzaun und kriechen gebückt zu den Apfelbäumen hin, indem sie scharf und ängstlich um sich schauen. Bei jedem

Geräusch zittert ihnen das Herz und stockt der Pulsschlag. Sie fürchten ebensosehr ertappt wie erkannt zu werden; wenn sie aber nur bemerkt und angeschrieen werden, wollen sie zufrieden sein. Auf den Schrei werden sie nach allen Seiten fliegen und verschwinden, und dann werden sie sich wieder versammeln und mit vor Entzücken und Tollkühnheit funkelnden Augen einander lachend erzählen, was sie fühlten, als sie angeschrieen und verfolgt wurden und was mit ihnen geschah, als sie so schnell durch den Garten liefen, als brenne die Erde unter ihren Füßen.

In solche Räuberzüge legte Foma mehr Seele hinein, als in alle andern Abenteuer und Spiele und zeigte bei den Ueberfällen einen Mut, der seine Kameraden verblüffte und erboste. Er hielt sich in fremden Gärten mit absichtlicher Unvorsichtigkeit auf, sprach ganz laut, brach lärmend Zweige der Apfelbäume ab, und wenn ihm ein wurmstichiger Apfel in die Hand kam, schleuderte er ihn nach der Richtung des Hauses des Gartenbesitzers hin. Die Gefahr, auf frischer That ertappt zu werden, erschreckte ihn nicht, sondern regte ihn an, seine Augen verdunkelten sich, er preßte die Zähne aufeinander, und sein Gesicht wurde stolz und boshaft. Smolin sagte zu ihm, indem er seinen großen Mund verächtlich verzog:

„Du thust gar so wichtig ...“

„Ich bin einfach keine Memme,“ antwortete Foma.

„Ich weiß, daß du keine Memme bist, aber nur Dummköpfe machen sich damit wichtig. Man kann auch ohne Wichtigthuerei seine Sache nicht schlecht machen.“

Jeschow verurteilte ihn von einem andern Standpunkt aus.

„Wenn du ihnen selbst in die Arme läufst, dann geh zum Teufel! Ich bin nicht dabei. Wenn man dich ertappt, wird man dich zu deinem Vater führen, und er thut dir nichts; mich wird man mit dem

Riemen so durchbleuen, daß sich alle meine Knochen abschälen werden."

„Memme!" sagte Foma eigensinnig.

Eines Tages wurde Foma von den Händen des Stabskapitäns Tschumakow, eines kleinen, mageren Alten, gefangen.

Tschumakow war lautlos an den Knaben herangeschlichen, der die gepflückten Aepfel in den Brustlatz seines Hemdes schob, packte ihn bei den Schultern und schrie ihn drohend an:

„Jetzt hab' ich dich, du Räuber! J—a!"

Foma, der damals fünfzehn Jahre alt war, entschlüpfte geschickt den Händen des Alten. Doch er lief nicht davon, sondern jagte mit gerunzelter Stirne und geballten Fäusten:

„Versuch's ... rühr mich an ..."

„Ich werde dich nicht anrühren ... ich werde dich auf die Polizei bringen! Wer bist du?"

Das hatte Foma nicht erwartet, und sein ganzer Mut und sein Zorn verrauchten plötzlich. Die Polizei erschien ihm als etwas, was der Vater ihm nie verzeihen würde ... Er fuhr zusammen und sagte verwirrt:

„Gordjejew ..."

„Ignat Matwjeitschs Sohn?"

„Ja."

Jetzt war der Stabskapitän verlegen. Er nahm eine militärische Haltung an, preßte die Brust heraus und räusperte sich eindringlich. Dann senkten sich die Schultern, und er sagte zu dem Knaben väterlich belehrend:

„Eine Schande ist's! Der Erbe einer so angesehenen und verehrten Persönlichkeit ... und auf einmal! Das ist Ihrer Stellung unwürdig. Sie können gehen. Wenn sich das Geschehene aber nochmals wiederholt ... hm! dann werde ich genötigt sein, es Ihrem Vater mitzuteilen ... den ich übrigens meiner Hochachtung zu versichern bitte ..."

Foma beobachtete das Mienenspiel des Alten, und es wurde ihm klar, daß er seinen Vater fürchtete.

Er blickte Tschumakow finster wie ein junger Wolf an; jener drehte sich mit komischer Würde den Schnurrbart und stand in verlegener Stellung vor dem Knaben, der, ungeachtet der ihm erteilten Erlaubnis, nicht fortging.

„Sie können gehen," wiederholte der Alte und zeigte mit der Hand den Weg in sein Haus.

„Und was ist mit der Polizei?" fragte Foma mürrisch und erschrak sogleich in der Erwartung der Antwort.

„Ich habe ... gescherzt," und der Alte lächelte. „Ich wollte Ihnen angst machen ..."

„Sie haben selbst vor meinem Vater Angst," sagte Foma, wandte dem Alten den Rücken zu und ging in die Tiefe des Gartens.

„Ich habe Angst? Ah! Also gut!" schrie ihm Tschumakow nach, und Foma erkannte am Klange der Stimme, daß der Alte gekränkt war. Er schämte sich und wurde traurig; bis zum Abend schlenderte er allein herum und wurde vom Vater mit der strengen Frage empfangen:

„Foma! Du bist in Tschumakows Garten gestiegen?"

„Ja!" sagte der Knabe ruhig und sah dem Vater in die Augen.

Ignat schien eine solche Antwort nicht erwartet zu haben und schwieg ein paar Sekunden, indem er sich den Bart glättete.

„Dummkopf! Wozu denn? Hast du denn zu wenig eigne Aepfel?"

Foma senkte die Augen und blieb schweigend vor dem Vater stehen.

„Siehst du — jetzt schämst du dich! Dieser Jeschow hat dich wohl überredet? Ich werd's ihm schon zeigen, wenn er kommt ... oder ich werde eurer Freundschaft überhaupt ein Ende machen!"

„Ich war es selbst," sagte Foma bestimmt.

„Es wird immer ärger!" rief Ignat aus. „Aber wozu war denn das?"

„So ...!"

„So!“ äffte der Vater nach. „Wenn du schon so was thust, mußt du es dir selbst und den Menschen erklären können. Komm her!“

Foma trat näher zum Vater, der auf einem Sessel saß, und blieb zwischen dessen Knieen stehen, Ignat legte ihm die Hände auf die Schultern und blickte ihm lächelnd in die Augen.

„Schämst du dich?“

„Ja!“ seufzte Foma.

„So ein Dummkopf! Machst dir und mir Schande!“

Er preßte den Kopf des Sohnes an seine Brust, glättete ihm das Haar und fragte wieder:

„Wozu brauchst du fremde Aepfel zu stehlen?“

„Ja, ich weiß nicht!“ sagte Foma verlegen. „Vielleicht aus Langeweile. Man spielt und spielt ... es ist immer dasselbe ... man kriegt es satt! Und das ist — gefährlich!“

„Es packt einem das Herz?“ fragte der Vater lächelnd.

„Ja!“

„Hm, vielleicht ist's das ... Sorge aber trotzdem dafür, Foma, daß das aufhört! Sonst werde ich streng mit dir sein!“

„Ich werde niemals und nirgends wieder hinsteigen!“ sagte der Knabe mit Gewißheit.

„Daß du selbst die Verantwortung für dich trägst, ist schön. Was einmal aus dir wird, das weiß Gott, aber vorläufig geht's an! Es ist schon etwas, wenn ein Mensch für seine Handlungen selbst, mit seiner eignen Haut zahlen will. Ein andrer an deiner Stelle hätte alles auf die Kameraden geschoben, und du bekennst, daß du es selbst warst. So muß es auch sein, Foma. Deine Sünde mußt du selbst verantworten. Wie war's? Hat dich der Tschumakow nicht geschlagen?“ fragte Ignat mit Nachdruck den Sohn.

„Ich hätt's ihm gezeigt!“ erklärte Foma ruhig.

„Hm!“ brummte der Vater vielsagend.

„Ich hab' ihm gesagt, daß er vor dir Angst

hat. Darum hat er sich bei dir über mich beklagt. Er wollte sonst gar nicht zu dir gehen."

„Wirklich?"

„Bei Gott! ‚Versichern Sie Ihren Vater meiner Hochachtung'," hat er gesagt.

„So?"

„Ja!"

„Ach, so ein Hund! Sieh, was es für Menschen giebt: man bestiehlt ihn, und er verneigt sich noch und versichert einen seiner Hochachtung! Ha—ha! Man hat ihn ja vielleicht um eine Kopeke bestohlen, aber diese Kopeke bedeutet ihm so viel wie mir ein Rubel! Und es handelt sich ja nicht um die Kopeke, sondern darum, daß sie mir gehört und niemand das Recht hat, sie anzurühren, wenn ich sie nicht selbst fortwerfe. Ja, nun lassen wir das! Erzähle einmal, wo du warst und was du gesehen hast."

Der Knabe setzte sich neben den Vater und erzählte ihm ausführlich die Eindrücke seines Tages. Ignat hörte zu und beobachtete aufmerksam das lebhafte Gesicht des Sohnes, und seine Augenbrauen zogen sich nachdenklich zusammen.

„Bei dir ist noch alles auf der Oberfläche, Bruder. Du bist noch ein Kind ... ja, ja!"

„Wir haben in der Schlucht eine Eule aufgescheucht," erzählte der Knabe. „Das war ein Spaß! Sie ist aufgeflogen und ist im Schwunge gegen einen Baum geprallt — krach! Aufgeheult hat sie sogar, und das war so kläglich. Und wir haben sie wieder aufgescheucht, sie ist wieder in die Luft gestiegen, und es war wieder so — sie flog eine Weile und stieß an irgend etwas an. Die Federn stoben nur so! So hat sie sich in der Schlucht abgequält, und es gelang ihr mit Mühe, sich irgendwo zu verstecken. Wir haben sie nicht mehr gesucht, sie hat uns leid gethan, sie war ganz zerschunden. Ist sie ganz blind bei Tag, Papa?"

„Ja," sagte Ignat. „Mancher Mensch wirft sich im Leben ebenso herum wie die Eule bei Tag.

Er ſucht und ſucht ſeinen Platz, zappelt ſo, daß ſeine Federn ſtieben, und es führt doch zu nichts. Er zerſchindet ſich ganz, wird kraftlos vor Schmerz, verliert alle ſeine Federn und verkriecht ſich auf einmal, nur um von der Plackerei auszuruhen. Wehe ſolchem Menſchen, Bruder!“

„Wie weh es thun muß,“ ſagte Foma leiſe.

„Ebenſo wie dieſer Eule!“

„Und warum iſt das ſo?“

„Warum? Das iſt ſchwer zu ſagen. Bei manchem, weil er durch ſeinen Hochmut verblendet iſt, viel will und nur eine winzige Kraft hat. Bei manchem, weil er dumm iſt — und noch aus vielen Gründen. Du kannſt's nicht verſtehen.“

„Kommt zum Thee!“ rief ſie Anfiſſa. Sie hatte ſchon lange mit verſchränkten Händen an der Thür geſtanden und hatte gerührt die rieſengroße Geſtalt des Bruders, der ſich freundſchaftlich zu Foma neigte, und die nachdenkliche Stellung des Knaben, der ſich an die Schulter des Vaters ſchmiegte, bewundert.

So entrollte ſich vor Foma langſam, Tag für Tag ein Leben, das im allgemeinen nicht reich an Aufregungen, ſondern friedlich und ſtill war. Starke Eindrücke, die die Seele des Knaben eine Stunde oder einen Tag lang erregen, hoben ſich manchmal ſehr ſcharf von der Folie dieſes eintönigen Lebens ab, doch verblaßten ſie bald. Die Seele des Knaben war noch ein ſtiller See, der vor dem Sturmwehen des Lebens verborgen war, und alles, was die Oberfläche des Sees berührte, auf den Grund fiel, nachdem es das ſchläfrige Waſſer für eine Weile erregt hatte, oder über ſeinen Spiegel glitt — das alles ſchwamm in weiten Kreiſen auseinander und verſchwand.

Nachdem Foma fünf Jahre in der Schule verbracht und mit Mühe und Not vier Klaſſen abſolviert hatte, trat er als ein hübſcher, ſchwarzhaariger Burſche mit gebräuntem Geſicht, dichten Brauen und dunkelm Flaum auf der Oberlippe aus.

Die großen, dunkeln Augen blickten nachdenklich und naiv, und die Lippen waren kindlich halb geöffnet; wenn er aber in seinem Wunsche auf Widerspruch stieß oder irgend etwas ihn reizte, erweiterten sich seine Pupillen, die Lippen preßten sich zusammen, und das ganze Gesicht nahm einen entschlossenen, eigensinnigen Ausdruck an. Der Pate sagte von ihm, indem er skeptisch lächelte:

„Für die Weiber wirst du süßer als Honig sein, Foma — aber vorläufig ist noch nicht viel Verstand in dir zu sehen!"

Ignat seufzte bei diesen Worten.

„Du solltest deinen Sohn bald in Umsatz bringen, Gevatter!"

„Wart noch ein wenig!"

„Was hat man da zu warten? Laß ihn zwei, drei Jahre an der Wolga herumwandern, und dann geht's zum Altar. Sieh dir doch einmal meine Ljubowj an!"

Ljubowj Majakin besuchte damals die fünfte Klasse einer Pension. Foma begegnete ihr oft auf der Straße, wobei sie ihm immer mit dem dunkelblonden Köpfchen in der eleganten Kappe herablassend zunickte. Sie gefiel Foma, doch ihre rosigen Wangen, die lustigen, braunen Augen und der rote Mund konnten in ihm den kränkenden Eindruck ihres herablassenden Grußes nicht verwischen. Sie war mit Gymnasiasten bekannt, und obgleich sich unter diesen auch Jeschow, sein alter Kamerad, befand, zog dieser Kreis Foma nicht an, und er fühlte sich darin beengt. Ihm schien, daß sie alle mit ihrer Gelehrtheit vor ihm prahlten und über seine Unwissenheit spotteten. Sie versammelten sich bei Ljubowj und lasen dort; wenn er sie bei der Lektüre oder bei den Debatten antraf, schwiegen sie bei seinem Anblick. Das alles stieß ihn ab. Als er eines Tages bei Majakin war, schlug ihm Ljuba vor, im Garten spazieren zu gehen, und als sie dort neben ihm herschritt, fragte sie ihn mit einer leichten Grimasse:

„Warum ſiehſt du ſo finſter drein und ſprichſt nie etwas?“

„Wovon ſoll ich ſprechen, wenn ich nichts weiß!“ ſagte Foma einfach.

„Lerne — lies Bücher!“

„Ich habe keine Luſt.“

„Die Gymnaſiaſten wiſſen aber alles und können über alles ſprechen — zum Beiſpiel Jeſchow.“

„Ich kenne Jeſchow . . . er iſt eine Plaudertaſche.“

„Du beneideſt ihn einfach. Er iſt ſehr klug, ja. Er iſt bald mit dem Gymnaſium fertig und fährt dann nach Moskau, um dort die Univerſität zu beſuchen.“

„Nun, was iſt denn dabei?“ ſagte Foma gleichgültig.

„Und du wirſt immer ein Flegel bleiben!“

„Nun, und wenn?“

„Wie ſchön das iſt!“ rief Ljuba ironiſch aus.

„Ich werde, auch ohne zu lernen, auf meinem Platze ſein,“ ſagte Foma ſpöttiſch, „und werde es noch mit einem jeden, der gelehrt thut, aufnehmen. Laß die Hungrigen lernen, ich hab's nicht nötig!“

„Pfui, wie dumm, boshaft und ſchlecht du biſt!“ ſagte das Mädchen verächtlich und ging, indem ſie ihn allein im Garten zurückließ. Er blickte ihr übellaunig und gekränkt nach, furchte die Stirn und ging mit geſenktem Kopfe in die Tiefe des Gartens.

Er begann ſchon den Reiz der Einſamkeit und das ſüße Gift der Träume kennen zu lernen. An Sommerabenden, wenn alles auf der Erde in feurige, die Phantaſie anregende Farben getaucht war, drang in ſeine Bruſt eine vage Sehnſucht nach etwas Unbekanntem. Wenn er in irgend einem dunkeln Winkel ſaß oder im Bett lag, ließ er die Geſtalten der Märchenprinzeſſinnen vor ſich auftauchen, ſie erſchienen mit dem Geſicht von Ljuba oder von andern bekannten Mädchen, ſchwammen im abendlichen Dunkel lautlos an ihm vorüber und ſchauten ihm mit rätſelhaften Blicken in die Augen. Manchmal

erregten dieſe Erſcheinungen einen mächtigen Andrang von Energie in ihm und ſchienen ihn zu berauſchen, — er erhob ſich, reckte ſich und ſog die duftende Luft mit voller Bruſt ein; doch manchmal wehten dieſe Geſtalten ein trauriges Gefühl an ihn heran, er bekam Luſt zu weinen, ſchämte ſich jedoch ſeiner Thränen, er wollte an ſich halten, mußte aber trotzdem leiſe weinen. Oder ſein Herz erzitterte plötzlich von dem Wunſch, Gott ſeine Dankbarkeit auszudrücken, ſich vor ihm zu beugen; Worte von Gebeten tauchten in ſeinem Gedächtnis auf, und auf den Himmel blickend flüſterte er lange eins nach dem andern, und ſein Herz erleichterte ſich, indem es den Ueberſchuß ſeiner Kraft ins Gebet ergoß.

Der Vater führte ihn geduldig und vorſichtig in den Kreis ſeiner Geſchäftsintereſſen ein, nahm ihn zur Börſe mit, erzählte ihm von den übernommenen Lieferungen, von ſeinen Kollegen, beſchrieb ihm, wie ſie Carriere gemacht hatten, was für ein Vermögen ſie jetzt beſaßen, wie ihre Art war. Foma begriff das Geſchäft bald, da er ſich allem gegenüber ernſt und nachdenklich verhielt.

„Unſer Kraut blüht wie roter Mohn auf!“ ſagte Majakin lächelnd und zwinkerte Ignat zu.

Und doch hatte Foma, ſelbſt als er ſein neunzehntes Jahr vollendete, etwas Kindliches, Naives in ſich, das ihn von ſeinen Altersgenoſſen unterſchied. Dieſe verſpotteten ihn, da ſie ihn für dumm hielten; er blieb ihnen fern, weil ihn ihr Verhalten ihm gegenüber kränkte.

Aber dem Vater und Majakin, die ihn nicht aus den Augen ließen, flößte die Unbeſtändigkeit ſeines Charakters ernſte Befürchtungen ein.

„Ich verſtehe ihn nicht!“ ſagte Ignat betrübt. „Er führt ein ſolides Leben, hat, glaube ich, mit den Weibern nichts zu ſchaffen, iſt mir und dir gegenüber ehrerbietig, läßt ſich alles ſagen, — er iſt ein ſittſames Mädchen und kein Burſche! Und er ſcheint doch nicht dumm zu ſein.“

„Es ist keine auffallende Dummheit an ihm zu sehen, antwortete Majakin.

„Wie soll man aus ihm klug werden! Er scheint auf etwas zu warten, es ist, als hätte er einen Schleier vor den Augen. Seine verstorbene Mutter ging ebenso tastend auf der Erde herum. Der Afrikanka Smolin ist ja nur zwei Jahre älter, und sieh ihn dir einmal an! Es ist sogar schwer zu sagen, wer bei ihnen jetzt das Oberhaupt ist, der Vater oder er. Er will in eine Fabrik gehen, um dort zu lernen, und schimpft: ‚Ihr habt mich schlecht gelehrt, Vater,‘ sagt er ... Ja—a! Und der Meine zeigt nichts dergleichen. O Gott!“

„Weißt du,“ riet Majakin, „versenke ihn ganz in irgend ein dringendes Geschäft! Das wäre was! Gold wird durch Feuer erprobt. Wenn wir ihm volle Freiheit lassen, werden wir sehen, was er für Anlagen hat. Schicke ihn allein an die Kama.“

„Soll ich's versuchen?“

„Wenn er Schaden anrichtet, wirst du etwas verlieren, dafür wirst du aber erfahren, was in ihm steckt.“

„Das ist wahr — ich werde ihn hinschicken,“ beschloß Ignat.

*

Und im Frühjahr sandte Ignat den Sohn mit zwei Getreidebarken an die Kama. Die Barken wurden von Gordjejews Dampfer „Der Fleißige“ im Schlepptau geführt, das Kommando darauf hatte Fomas alter Bekannter, der frühere Matrose Jefim, jetzt Jefim Iljitsch; er war ein dreißigjähriger, vierschrötiger Mensch mit Fuchsaugen, ein vernünftiger, bedächtiger und sehr strenger Kapitän.

Die Reise ging schnell und lustig, denn alle waren guter Laune. Foma war stolz auf den ihm auferlegten ersten verantwortlichen Auftrag. Jefim freute sich über die Anwesenheit des jungen Herrn, der ihn nicht jeder Fahrlässigkeit wegen zur Rede stellte und ihn nicht mit derben Schimpfworten bedachte; die gute Laune der beiden Hauptpersonen

auf dem Schiff verbreitete sich in senkrechten Strahlen auf die ganze Mannschaft. Das Schiff war von dem Ort, wo das Getreide aufgeladen wurde, im April abgefahren und befand sich schon Anfang Mai am Ort seiner Bestimmung, die Barken ankerten am Ufer, und das Schiff blieb daneben stehen. Foma hatte den Auftrag, das Getreide möglich schnell abzuliefern und nach Einkassierung des Geldes sich nach Permj zu begeben, wo ihn eine Ladung Eisen erwartete, die Ignat für den Jahrmarkt zu liefern hatte.

Die Barken standen einem großen Dorf gegenüber, das sich an zwei Werst vom Ufer entfernte Fichtenwaldungen anlehnte. Gleich am nächsten Tag nach der Ankunft erschien früh am Morgen eine große, lärmende Menge von Bauern und Bäuerinnen zu Fuß und zu Pferde am Ufer; schreiend und singend verstreuten sie sich über das Deck, und in einem Augenblick war die Arbeit im Gang.

Die Frauen stiegen in den Schiffsraum hinab und schütteten das Korn in Säcke, die Bauern hoben die Säcke auf die Schulter und liefen eilig über die Stege ans Land, vom Ufer zogen sich mit dem langersehnten Korn schwer beladene Fuhren dem Dorf zu. Die Bäuerinnen sangen Lieder, die Bauern scherzten und suchten lachend miteinander Händel anzufangen, die Matrosen, die sich als Hüter der Ordnung gebärdeten, schrieen die Arbeiter an, die Bretter der Stege, die sich unter den Füßen einsenkten, schlugen auf dem Wasser schwer auf, am Ufer wieherten die Pferde, knarrten die Wagen und knirschte der Sand unter den Rädern . . .

Die Sonne war eben aufgegangen, die Luft war belebend frisch und ganz mit Föhrenduft getränkt; das ruhige Wasser des Flusses spiegelte den klaren Himmel wider und murmelte freundlich, indem es an den Vorderteilen der Schiffe und an den Ankerketten zerschellte. Der lustige, laute Arbeitslärm, die junge Schönheit der von der Sonne freudig beleuchteten Frühlingsnatur, das alles war voll

frischer, gutmütiger, etwas grober Kraft, die Fomas Seele angenehm erregte und in ihm neue unbestimmte Empfindungen und Wünsche wachrief. Er saß unter dem Sonnendeck des Dampfschiffes am Tisch und trank Thee mit Jefim und dem Empfänger des Getreides, dem Beamten des Sjemstwo,*) einem rothaarigen, kurzsichtigen Herrn mit Brille. Der Beamte erzählte mit heiserer Stimme und nervös zuckenden Schultern davon, wie die Bauern hungerten; Foma hörte aber unaufmerksam zu, er blickte bald auf die Arbeit und bald auf das andre Ufer, das einen hohen, gelben, sandigen Abhang bildete, an dessen Rand Fichten standen. Dort war es menschenleer und still.

‚Ich werde dorthin hinüberfahren,‘ dachte Foma, Und an sein Ohr drang wie von irgendwoher aus der Ferne die unruhige, unangenehm scharfe Stimme des Beamten:

„Sie werden es nicht glauben — es haben sich schließlich schreckliche Dinge ereignet! Es geschah folgendes: In Ossa kam zu einem den besseren Kreisen angehörenden Mann ein Bauer und brachte seine sechzehnjährige Tochter mit. ‚Was willst du?‘ — „Ich habe da meine Tochter für Euer Wohlgeboren mitgebracht.“ — ‚Wozu?‘ — „Ja, vielleicht nehmen Sie sie; Sie sind ja ein lediger Mann.“ — ‚Das heißt, wieso? Wie meinst du das?‘ — „Ja, ich hab’ sie überall in der Stadt herumgeführt und wollte sie in Dienst geben, aber niemand nimmt sie; nehmen Sie sie wenigstens als Geliebte!“ — Verstehen Sie das? Er bietet seine Tochter an, begreifen Sie! seine Tochter als Geliebte! Der Teufel weiß, was das ist! Der andre war natürlich entrüstet, fiel über den Bauer her und schimpfte ihn aus. Der Bauer sagt ihm aber ganz vernünftig: „Euer Wohlgeboren! Was ist sie mir in dieser Zeit? Sie ist ganz überflüssig; ich hab’ aber drei Knaben, die werden einmal Arbeiter, die muß ich

*) Kreislandversammlung.

erhalten; gebt mir zehn Rubel für das Mädel, dann werd' ich mich und die Burschen in stand setzen." Was sagen Sie? Ich finde das einfach furchtbar."

„Schön ist's nicht!" seufzte Jefim. „Es heißt, Hunger ist niemands Freund. Der Magen, sehen Sie, hat seine Gesetze."

In Foma rief diese Erzählung ein ihm unverständliches, intensives, aufreizendes Interesse für das Schicksal des Mädchens hervor, und er fragte rasch den Beamten:

„Nun, und hat dieser Herr sie gekauft?"

„Natürlich nein!" rief der Beamte vorwurfsvoll aus."

„Nun, was ist denn aus ihr geworden?"

„Es fanden sich gute Menschen, die sich ihrer annahmen."

„So!" sagte Foma und erklärte plötzlich hart und zornig: „Ich hätte diesen Bauern so durchgebleut! Ich hätte ihm das ganze Gesicht zerquetscht!" und er zeigte dem Beamten seine große, geballte Faust.

„Wofür denn?" rief der Beamte unnatürlich laut aus und riß sich die Brille von der Nase. „Sie verstehen das Motiv nicht."

„Ich versteh' schon!" sagte Foma und nickte eigensinnig mit dem Kopf.

„Was hätte er denn thun können? Es fiel ihm so ein."

„Kann man denn einen Menschen verkaufen?"

„Ach! Ich gebe ja zu, daß es unmenschlich ist, das weiß ich."

„Und noch dazu ein Mädchen! Ich hätte ihm die zehn Rubel gezeigt!"

Der Beamte ließ den Arm hoffnungslos sinken und schwieg. Seine Geste machte Foma verlegen, er erhob sich, ging ans Geländer heran und blickte auf das Deck der Barke, das mit der fröhlich arbeitenden Menschenmenge gefüllt war. Der Lärm berauschte ihn, und das Unbestimmte, das in seiner Seele gärte, nahm die Form des mächtigen Wunsches

an, ſelbſt zu arbeiten, eine märchenhafte Kraft und rieſenhafte Schultern zu haben, auf die er auf einmal hundert Säcke Roggen aufladen könnte, um alle in Erſtaunen zu ſetzen.

„Rührt euch — ſchneller!“ rief er laut hinab. Ein paar Köpfe erhoben ſich zu ihm, einige Geſichter ſtrichen ſchnell vorüber, und eins davon, das Geſicht einer Frau mit ſchwarzen Augen, lächelte ihm freundlich und verlockend zu. Von dieſem Lächeln flammte in ſeiner Bruſt etwas auf und ergoß ſich in einer heißen Welle durch ſeine Adern. Er riß ſich vom Geländer los und trat an den Tiſch, wobei er fühlte, daß ſeine Wangen glühten.

„Hören Sie!“ wandte ſich der Beamte an ihn. „Telegraphieren Sie Ihrem Vater, er möchte noch etwas Korn zum Erſatz der Leckage ſpenden! Sehen Sie, wieviel dabei verloren geht, und hier iſt ja jedes Pfund teuer! Das muß man doch begreifen! Was Sie für einen Vater haben,“ ſchloß er mit einer ſcharfen Grimaſſe.

„Wieviel ſoll ich ſpenden?“ fragte Foma wegwerfend und mit Bravour. „Wünſchen Sie hundert Pud? Oder zweihundert?“

„Ich ... danke Ihnen!“ rief der Beamte verwirrt und freudig aus. „... Wenn Sie das Recht haben.“

„Ich bin der Herr!“ ſagte Foma beſtimmt. „Sie haben aber kein Recht, über den Vater ſo zu ſprechen und Geſichter zu ſchneiden.“

„Verzeihen Sie! Und ... ich zweifle nicht an Ihrer Vollmacht ... ich danke Ihnen und Ihrem Vater aufrichtig im Namen aller dieſer Menſchen, im Namen des Volkes.“

Jefim blickte ſeinen jungen Herrn ängſtlich an und ſchnalzte mit den vorgeſtreckten Lippen, während ſein Herr die ſchnelle Rede des Beamten, der ihm feſt die Hand drückte, mit ſtolzer Miene anhörte.

„Zweihundert Pud! Das iſt ruſſiſche Art, junger Mann! Ich werde den Bauern gleich die Mitteilung von Ihrem Geſchenk machen. Sie werden ſehen, wie dankbar, wie froh ſie ſein werden.“

Und er schrie laut hinunter:

„Kinder! Der Herr schenkt zweihundert Pud ..."

„Dreihundert!" unterbrach ihn Foma.

„Dreihundert Pud ... o! Dank! Dreihundert Pud Korn, Kinder!"

Der Effekt war aber schwach. Die Bauern hoben die Köpfe, senkten sie wieder schweigend und gingen an die Arbeit. Einige Stimmen sagten unschlüssig und wie gegen ihren Willen:

„Danke... Gott vergelte es dir... Wir danken unterthänig ..."

Und jemand rief lustig und verächtlich aus:

„Was ist denn das! Wenn man uns ein Gläschen Schnaps geben würde, das wäre eine rechte Gnade! Und das Getreide ist nicht für uns, es ist für das Sjemstwo ..."

„Ach! Sie verstehen nicht!" rief der Beamte verlegen aus. „Ich werde hingehen und es ihnen erklären."

Und er verschwand. Doch Foma interessierte das Verhalten der Bauern seinem Geschenk gegenüber nicht, er sah, daß die schwarzen Augen der rotwangigen Frau ihn so seltsam anblickten, und das war ihm angenehm. Sie dankten ihm, liebkosten und riefen ihn, und er sah nichts außer ihnen. Diese Frau war auf städtische Art gekleidet, sie trug Schuhe und eine Kattunjacke, und ihr schwarzes Haar war mit einem seltsamen Tuch bedeckt. Groß und schlank, wie sie war, saß sie auf einem Holzhaufen, besserte Säcke aus, indem sie ihre bis zum Ellbogen entblößten Arme flink bewegte, und lächelte Foma immer zu.

„Foma Ignatjisch!" hörte er die vorwurfsvolle Stimme Jefims. „Das war gar zu viel Bravour, — ja, wenn es fünfzig Pud wären! Aber so! Gieb acht, daß wir beide nicht mit unserm Buckel dafür zahlen müssen!"

„Laß mich!" sagte Foma kurz.

„Was macht's mir? Ich kann ja auch schweigen, weil du aber jung bist, und man mir gesagt hat,

ich ſoll aufpaſſen, werde ich für ungenügende Aufſicht ſchon was auszukoſten haben.“

„Ich werd's dem Vater ſagen, ſchweig nur!“ ſagte Foma.

„Nun, Gott mit dir, du biſt hier ja der Herr.“

„Laß alſo gut ſein.“

„Ich ſag's ja deinetwegen, Foma Ignatjewitſch, weil du jung und unerfahren biſt . . .“

„Laß mich in Ruh', Jefim!“

Jefim ſeufzte und ſchwieg. Und Foma blickte auf die Frau und dachte:

‚Wenn man mir ſo eine zum Kauf anbieten würde . . .‘

Sein Herz ſchlug beſchleunigt. Obgleich er noch phyſiſch rein war, wußte er doch aus Geſprächen, worin das Geheimnis der intimen Beziehungen des Mannes zum Weibe beſtand. Er kannte es unter brutalen, häßlichen Benennungen, die in ihm eine unangenehme, brennende Neugier und Scham erregten; ſeine Phantaſie arbeitete beharrlich, doch konnte er ſich das alles nicht in ihm verſtändlichen Bildern vorſtellen. Und in ſeinem Innerſten glaubte er nicht daran, daß dieſe Beziehungen ſo einfach und brutal ſeien, wie man erzählte. Wenn man ihn aber auslachte und ihm verſicherte, daß ſie doch ſo ſeien und nicht anders ſein könnten, lächelte er etwas einfältig und verlegen, blieb aber doch der Meinung, die Beziehungen zum Weibe ſeien nicht für alle Männer in einer ſo ſchändlichen Form notwendig, und es müſſe ſicher etwas Reineres, weniger Brutales und für den Menſchen Beleidigendes geben.

Als Foma jetzt die ſchwarzäugige Arbeiterin bewunderte, fühlte er deutlich einen brutalen Trieb zu ihr, und er ſchämte und fürchtete ſich vor etwas. Jefim ſtand daneben und ſagte zu ihm belehrend:

„Jetzt ſchauſt du auf das Frauenzimmer . . . und ich kann nicht ſchweigen . . . Du kennſt ſie nicht, da ſie dir aber zublinzelt, kannſt du bei deiner Jugend und bei deinem Charakter ſo etwas anſtellen,

daß wir von hier zu Fuß längs des Ufers zurückkehren müssen ... und es noch gut sein wird, wenn wir unsre Kleider am Leibe behalten ..."

„Was willst du?" fragte Foma ganz rot vor Verlegenheit.

„Ich will nichts. Du mußt aber auf mich hören ... Was die Weibergeschichten anbelangt, kann ich mit vollem Recht dein Lehrer sein. Mit einem Frauenzimmer muß man sehr einfach umgehen — man giebt ihr eine Flasche Schnaps und etwas zu essen, dann zwei Maß Bier und zum Schluß zwanzig Kopeken bar. Für diesen Preis wird sie dir ihre ganze Liebe geben."

„Du lügst," sagte Foma leise.

„Ich lüge? Wie kann ich denn lügen, wenn ich diese ganze Politik vielleicht an die hundertmal durchgeführt habe? Also, überlaß es mir, mit ihr zu verhandeln ... ja? Ich werde dich mit ihr gleich bekannt machen ..."

„Gut," sagte Foma und fühlte, daß er nur mit Mühe atmen konnte, und daß ihm etwas die Kehle zusammenschnürte.

„Nun, ich bringe sie also am Abend."

Jefim lächelte Foma beifällig ins Gesicht und ging.

Bis zum Abend ging Foma wie in einem Nebel herum, ohne die ehrerbietigen und sich einschmeichelnden Blicke der Bauern zu beachten, die der Beamte abgerichtet hatte. Es war ihm bange, er fühlte sich vor jemand schuldig und antwortete allen, die sich an ihn wandten, demütig und freundlich, als entschuldigte er sich ...

Abends gingen die Arbeiter teils fort, teils versammelten sie sich beim großen, hellen Feuer am Ufer und gingen daran, sich ihr Abendbrot zu bereiten. Bruchstücke von ihren Gesprächen schwammen in der Stille des Abends hin. Der Wiederschein des Feuers fiel in roten und gelben Flecken auf das Wasser, sie zitterten auf dem ruhigen Wasser und auf den Fensterscheiben des Schiffroofs, in dem Foma

ſaß. Er hatte ſich in eine Ecke des mit Wachstuch überzogenen Diwans verkrochen und wartete.

Auf dem Tiſch vor ihm ſtanden ein paar Flaſchen mit Schnaps und Bier, und Teller mit Brot und einem Imbiß. Er hatte die Fenſter verhängt und zündete kein Licht an; der ſchwache Schein des Scheiterhaufens, der durch die Vorhänge drang, legte ſich auf den Tiſch, die Flaſchen, die Wand und zitterte, indem er bald heller, bald ſchwächer wurde. Auf dem Dampfſchiff und den Barken war es ſtill, nur von dem Ufer drangen undeutliche Laute der Geſpräche herüber, und der Fluß plätſcherte kaum hörbar am Bord des Schiffes. Foma war es, als lauere jemand neben ihm, horche und beobachte ihn heimlich. Jetzt geht jemand über den Steg zu den Barken ... er geht eilig, mit ſchweren Schritten, die Bretter des Steges klatſchen laut und zornig auf das Waſſer ... Foma hört das dumpfe Lachen des Kapitäns und ſeine geſenkte Stimme. Jefim ſteht an der Thür des Roofs und ſpricht leiſe, aber eindringlich, als belehre er jemand ... Foma wollte plötzlich aufſchreien:

„Es iſt nicht nötig!“

Und er hatte ſich ſchon vom Diwan erhoben, doch in dieſem Moment öffnete ſich die Thür des Roofs, die Geſtalt einer großen Frau erſchien auf der Schwelle; ſie ſchloß lautlos die Thür und ſagte leiſe:

„Gott, wie dunkel es iſt ... iſt hier jemand Lebendiger?“

„Ja,“ antwortete Foma leiſe.

„Dann guten Tag.“

Und die Frau rückte vorſichtig vorwärts.

„Ich werde gleich ... Licht anzünden ...“ verſprach Foma mit verſagender Stimme, ließ ſich wieder auf den Diwan ſinken und verkroch ſich in eine Ecke.

„Das macht nichts; wenn man ſich gewöhnt, dann ſieht man auch im Dunkeln alles.“

„Setzen Sie ſich,“ ſagte Foma.

„Wollen wir uns ſetzen ...“

Sie setzte sich zwei Schritte von ihm auf den Diwan. Foma sah das Glänzen ihrer Augen und das Lächeln auf ihren vollen Lippen. Ihm schien, daß sie anders als vorher lächelte — nicht lustig, sondern traurig. Dieses Lächeln flößte ihm Mut ein, er atmete leichter beim Anblick dieser Augen, die sich plötzlich senkten, als sie seinen Augen begegneten. Doch er wußte nicht, wovon er mit dieser Frau sprechen sollte, und etwa zwei Minuten schwiegen sie beide, es war ein schweres, unangenehmes Schweigen . . . Sie sprach zuerst:

„Sie langweilen sich wohl allein?"

„Ja—a," erwiderte Foma.

„Gefällt Ihnen unsre Gegend?" fragte die Frau halblaut.

„Es ist schön . . . es ist viel Wald hier . . ."

Und sie schwiegen wieder.

„Der Fluß ist vielleicht schöner als die Wolga," sagte Foma mit Anstrengung.

„Ich war auch an der Wolga."

„Wo?"

„In der Stadt Simbirsk . . ."

„In Simbirsk . . ." wiederholte Foma wie ein Echo und fühlte wieder, daß er nicht im stande wäre, auch nur ein einziges Wort zu sagen. Doch sie hatte wahrscheinlich begriffen, mit wem sie es zu thun hatte, und fragte plötzlich mit herausforderndem Flüstern:

„Warum bewirtest du mich denn nicht?"

„Ja!" Foma fuhr zusammen. „Du hast recht . . . was ich für einer bin! Nun, bitte, gehen Sie an den Tisch . . ."

Er machte sich im Dunkel zu schaffen, stieß gegen den Tisch, nahm bald die eine, bald die andre Flasche in die Hand, stellte sie wieder auf ihren Platz zurück und lachte dabei schuldbewußt und verlegen. Sie war dicht an ihn herangetreten, stand neben ihm und blickte ihm lächelnd ins Gesicht und auf die zitternden Hände.

„Schämst du dich?" flüsterte sie auf einmal.

Er fühlte ihren Atem auf seiner Wange und antwortete ebenso leise:

„Ja—a . . .“

Dann legte sie ihm ihre Hände auf die Schultern und zog ihn leise an ihre Brust, indem sie ihm beruhigend zuflüsterte:

„Das macht nichts, schäm dich nicht, das geht ja nicht anders . . . du mein schöner Täuberich . . . du bist so jung . . . du thust mir so leid . . .“

Und er hatte Lust, bei ihrem Flüstern zu weinen, sein Herz erstarb in süßer Sehnsucht; er schmiegte seinen Kopf an ihre Brust und preßte sie mit seinen Armen zusammen, indem er undeutliche, ihm selbst unbekannte Worte flüsterte.

— — — — — — — — — — — — — — —

„Geh!“ sagte Foma dumpf und blickte mit weit offenen Augen auf die Wand.

Sie küßte ihn auf die Wange, erhob sich gehorsam und trat aus dem Roof hinaus, indem sie sagte:

„Nun, leb wohl . . .“

Foma schämte sich in ihrer Anwesenheit bis zur Unerträglichkeit, doch kaum war sie hinter der Thür verschwunden, als er aufsprang und sich auf den Diwan setzte.

Dann erhob er sich wankend und wurde gleich von dem Gefühl erfaßt, daß er etwas sehr Kostbares verloren habe, etwas, dessen Dasein er aber bis zum Moment des Verlustes in sich nicht bemerkt zu haben schien . . . Doch gleich tauchte in ihm ein neues, männliches, selbstbewußtes Gefühl auf. Die Scham wurde davon ganz verschlungen, und an ihrer Statt keimte das Mitleid mit der Frau auf, die halb angekleidet und einsam in das Dunkel der kalten Mainacht gegangen war. Er trat schnell aus dem Roof auf das Deck, es war eine sternenhelle, aber mondlose Nacht, er wurde von der Kühle und vom Dunkel umfangen. Auf dem Ufer glimmte noch ein goldig-roter Kohlenhaufen. Foma lauschte, die Luft war von einer drückenden Stille erfüllt, nur das Wasser plätscherte, indem es an den Ankerketten

zerſchellte, man hörte nirgends Schritte. Er wollte die Frau rufen, doch er wußte ihren Namen nicht. Er blieb ein paar Minuten auf dem Deck ſtehen und atmete die friſche Luft gierig mit voller Bruſt ein, plötzlich drang vom Vorderteil des Schiffes, hinter dem Roof, ein lauter, ſchwerer Seufzer herüber, der wie Schluchzen klang. Er fuhr zuſammen und ging vorſichtig hin, es fiel ihm ein, daß ſie es ſein müſſe.

Sie ſaß auf dem Deck, hatte ihren Kopf in einen Seilhaufen geſchmiegt und weinte. Foma ſah, wie ihre weißen entblößten Schultern zitterten, und hörte ihre tiefen Seufzer; ihm wurde ſchwer ums Herz.

Er neigte ſich zu ihr und fragte ſie ſchüchtern: „Was haſt du?“

Sie ſchüttelte den Kopf und antwortete ihm nicht.

„Hab' ich dich beleidigt?“

„Geh!“ ſagte ſie.

„Ja, aber . . .“ ſagte Foma verlegen und aufgeregt, indem er ihren Kopf mit der Hand berührte. „Sei nicht bös . . . du warſt's ja ſelbſt . . .“

„Ich bin nicht bös!“ flüſterte ſie laut. „Wie könnte ich dir bös ſein? Du biſt kein Zotenreißer, kein Gewaltthäter . . . du biſt eine reine Seele! Ach, du mein weitfliegender Falke! Setz dich zu mir.“

Und ſie faßte Foma bei der Hand, ſetzte ihn wie ein Kind auf ihren Schoß, preßte ſeinen Kopf feſt an ihre Bruſt, neigte ſich zu ihm hin und blieb mit ihren heißen Lippen lang an ſeinen Lippen haften.

„Warum weinſt du?“ fragte Foma, indem er mit der einen Hand ihre Wange ſtreichelte und mit der andern ihren Hals umfaßt hielt.

„Ich weine um mich . . . Warum haſt du mich fortgeſchickt?“ fragte ſie ihn traurig.

„Ich habe mich geſchämt,“ ſagte Foma und ſenkte den Kopf.

„Du mein Täubchen! Sag die volle Wahrheit — ich gefalle dir nicht?“ fragte ſie lächelnd, aber

auf Fomas Bruſt fielen ohne Aufhören große, warme Thränen.

„Was fällt dir ein!“ rief er erſchreckt aus und begann ihr eilige und leidenſchaftliche Worte von ihrer Schönheit zu ſagen, und wie freundlich ſie ſei, wie leid ſie ihm thue, und wie er ſich vor ihr ſchäme. Sie hörte zu und küßte ihn immer auf die Wangen, den Hals, den Kopf und die entblößte Bruſt.

Als er ſchwieg, begann ſie traurig und ſtill, als ſpräche ſie von einem Verſtorbenen:

„Und ich habe mir's anders gedacht ... Als du ſagteſt, ich ſollte gehen, ſtand ich auf und ging. Dein Wort hat mir gar ſo weh gethan. Ich hab' mir gedacht, früher hat man mich ohne Aufhören, ohne Raſt geherzt und verhätſchelt. Für ein freundliches Lächeln hat man alles gethan, was ich nur wollte ... Ich habe daran gedacht und habe geweint! Es hat mir um meine Jugend leid gethan, ich bin ja ſchon dreißig Jahre alt ... die letzten Tage für eine Frau! Ach, Foma Ignatjewitſch!“ rief ſie mit erhobener Stimme aus und beſchleunigte den Rhythmus ihrer klangvollen Rede, zu der das Plätſchern des Waſſers eine ſchöne Begleitung bildete.

„Höre auf mich — ſchone deine Jugend! Nichts auf der Welt iſt ſchöner als ſie. Es giebt nichts Teureres! Mit der Jugend kann man wie mit dem Golde alles erreichen, was man will. Lebe ſo, daß im Alter die jungen Jahre dir in Erinnerung bleiben .... ich habe jetzt an mich gedacht, und trotzdem ich geweint habe, brennt mir doch das Herz bei der einen Erinnerung daran, wie ich früher gelebt habe ... und ich bin wieder jung geworden, als hätte ich vom Jnngbrunnen getrunken! Du mein ſüßes Kind! Wenn ich dir gefalle, will ich mit dir ein luſtiges Leben führen, ſo lange die Kraft reicht... Ach! wenn ich einmal Feuer gefangen habe, werde ich bis auf die Aſche verbrennen!“

Sie preßte den Jüngling feſt an ſich und begann ihn gierig auf die Lippen zu küſſen.

„Gieb acht!“ heulte kläglich der Wächter auf der Barke, riß das „Acht“ kurz ab und begann mit dem Schlegel auf das eiserne Brett zu schlagen. Die klirrenden, scharfen Laute zerrissen rauh die feierliche Stille der Nacht.

*

Nach ein paar Tagen, als die Ladung gelöscht und das Dampfschiff bereit war, nach Perm abzureisen, sah Jefim zu seiner nicht geringen Betrübnis eine Fuhre ans Ufer kommen, in der sich Palageja mit einem Koffer und verschiedenen Bündeln befand.

„Schicke einen Matrosen, um die Sachen zu holen!“ befahl ihm Foma und wies auf das Ufer hin. Jefim schüttelte vorwurfsvoll den Kopf, erfüllte mürrisch den Befehl und fragte dann mit gesenkter Stimme:

„Also wie ist's — fährt sie mit?“

„Sie fährt mit mir,“ erklärte Foma kurz.

„Natürlich ... doch nicht mit allen! O Gott!“

„Was seufzt du?“

„Ja ... Foma Ignatjitsch! Wir fahren ja in eine große Stadt ... giebt's denn dort wenig von dieser Sorte?“

„Nun, schweige!“ sagte Foma streng.

„Ich werde schon schweigen ... das ist aber nicht in der Ordnung!“

„Was denn?“

Unser Leichtsinn ... Unser Schiff ist rein und gut gehalten ... und plötzlich ein Frauenzimmer! Und wenn's noch ein andres wäre! Diese da verdient ja nicht den Namen einer Frau.“

Foma machte ein strenges Gesicht und sagte zu dem Kapitän, indem er die Worte gebieterisch betonte:

„Du, Jefim, merk's dir, und sag es allen andern, wenn ich von jemand irgend ein zweideutiges Wort über sie höre, werfe ich ihm ein Holzscheit an den Kopf!“

„So etwas!“ sagte Jefim ungläubig und sah seinem Herrn neugierig ins Gesicht. Doch er wich sofort vor Foma zurück. Der Sohn Ignats fletschte wie ein Wolf die Zähne, seine Pupillen vergrößerten sich, und er brüllte:

„Lach nur! Ich werd' dir's zeigen!“

Jefim sagte mit Würde, trotzdem er erschrocken war:

„Wenn Sie auch Foma Ignatjitsch und mein Herr sind ... man hat mir aber gesagt: paß auf, Jefim ... und ich bin hier der Kapitän.“

„Der Kapitän?!“ schrie Foma zitternd und erbleichend. „Und wer bin ich?“

„Also schreien Sie nicht! Wegen einer Kleinigkeit wie ein Frauenzimmer ...“

Fomas blasses Gesicht hatte sich mit roten Flecken bedeckt, er trat von einem Fuß auf den andern, versteckte mit einer krampfhaften Bewegung die Hände in den Taschen seines Rockes und sagte mit gleichmäßiger, fester Stimme:

„Du! Kapitän, du! Hör mal, wenn du mir ein Wort erwiderst, kannst du zum Teufel gehen! Fort mit dir! Geh ans Land! Ich und der Lotse werden schon vorwärts kommen. Verstehst du? Du wirst mich nicht kommandieren. Nun?“

Jefim war verblüfft. Er sah seinen Herrn an und blinzelte komisch mit den Augen, ohne eine Antwort zu finden.

„Hast du verstanden, frage ich?“

„Ja—a ... ich verstehe!“ sagte Jefim gedehnt. „Um was ist eigentlich der Lärm? Also wegen ...“

„Schweigen!“

Fomas wild funkelnde Augen und sein vom Zorn verzerrtes Gesicht gaben dem Kapitän den glücklichen Gedanken ein, sich so bald wie möglich aus dem Staube zu machen, er wandte sich rasch um und ging.

„Hui! Der zeigt's einem aber, was? Der Apfel scheint nicht weit vom Baum gefallen zu sein,“

brummte er spöttisch, indem er über das Deck ging. Er war auf Foma böse und hielt sich für grundlos gekränkt, zugleich spürte er aber eine feste, echte Herrenhand über sich. Er, der seit Jahren das Gehorchen gewöhnt war, fand an der über ihn geäußerten Macht Gefallen, und als er in die Kajüte des alten Schiffführers trat, erzählte er ihm die Scene mit dem jungen Herrn schon mit einem gewissen Vergnügen.

„Hast du so was gesehen?“ schloß er seine Erzählung. „Ja, ein junger Hund von einer guten Rasse ist gleich bei der ersten Jagd tüchtig ... Und wenn man ihn so ansieht, ist er ja ... ein Mensch von trübem Verstande ... Nun, das macht nichts, er soll sich nur amüsieren; bei solchem Charakter wird dabei wohl nichts Schlimmes herauskommen. Nein, wie er mich angebrüllt hat! Ich sage dir, wie so eine Trompete ... Und hat sich gleich als der Herr gezeigt ... als hätte er die Macht und Strenge aus einem Kruge getrunken.“

Jefim hatte recht: in diesen paar Tagen hatte sich Foma rasch verändert. Die in ihm aufflammende Leidenschaft hatte ihn zum Gebieter über die Seele und den Leib dieser Frau gemacht, er trank gierig die feurige Süße dieser Macht, und sie merzte in ihm all das Plumpe aus, was ihn mürrisch und etwas einfältig erscheinen ließ; nachdem sie das alles in ihm vernichtet hatte, tränkte sie sein Herz mit jungem Stolz und mit dem Bewußtsein seiner menschlichen Persönlichkeit: die Liebe zum Weibe ist für den Mann immer fruchtbringend, wie ihre Beschaffenheit auch sei, selbst wenn sie ihm nur Leiden bringt — auch darin ist stets viel Kostbares enthalten. Während die Liebe für die kranke Seele ein starkes Gift ist, ist sie für die gesunde dasselbe, was das Feuer für das Eisen ist, das zu Stahl werden will.

Fomas Liebe zu der dreißigjährigen Frau, die in den Armen des Jünglings ihrer Jugend eine Gedenkfeier hielt, riß ihn nicht von der Arbeit los;

er verlor sich weder in den Liebkosungen noch in der Arbeit und setzte hier und dort sein ganzes Ich ein. Die Frau erregte in ihm wie guter Wein mit gleicher Kraft Durst nach Arbeit und nach Liebe, und sie selbst verjüngte sich, indem sie die Küsse der Jugend in Empfang nahm.

In Permj erwartete Foma ein Brief vom Paten, der ihm mitteilte, Ignat habe sich vor Sehnsucht nach dem Sohn dem Trunke ergeben, und es sei in seinen Jahren schädlich, so zu trinken. Der Brief schloß mit dem Rat, sich mit den Geschäften zu beeilen und möglichst schnell nach Hause zu kommen. Foma fühlte in diesem Ratschlag etwas Banges, das die helle Freude seines Herzens trübte, doch in der Sorge um die Geschäfte und in den Liebkosungen Palagejas schwand dieser Schatten. Sein Leben schwamm mit der Schnelligkeit der Flußwelle dahin, und jeder Tag brachte immer neue Eindrücke und entfaltete in ihm neue Gedanken. Palageja verschwendete an ihn die ganze Leidenschaft einer Geliebten, die ganze Macht des Gefühls, die die Frauen ihrer Jahre in die Liebe legen, indem sie die letzten Tropfen aus dem Kelch des Lebens trinken. Doch manchmal erwachte in ihr ein andres Gefühl, das nicht minder heftig war und das Foma noch mehr an sie kettete, — ein Gefühl, das dem Streben der Mutter ähnlich war, den geliebten Sohn von Fehltritten zu bewahren, ihn die Weisheit des Lebens zu lehren. Oft in der Nacht, wenn sie mit ihm auf dem Deck saß und ihn umfaßt hielt, sagte sie zu ihm freundlich und traurig:

„Höre auf mich wie auf eine ältere Schwester. Ich habe gelebt und kenne die Menschen ... ich habe in meinem Leben vieles gesehen! Wähle dir deine Kameraden mit Ueberlegung aus, denn es giebt Menschen, die ansteckend sind wie eine Krankheit. Zuerst merkst du nicht, wer es ist, es scheint ein Mensch wie alle zu sein ... und plötzlich fängst du an, ohne es zu merken, ihm im Leben nachzuahmen. Und auf einmal sind seine wunden Stellen auf dich

übergegangen. Ich habe durch eine Freundin alles verloren . . . ich hatte einen Mann . . . zwei Kinder . . . es ging uns gut . . . mein Mann war Gemeindeschreiber."

Sie schwieg und blickte lang über das Bord auf das vom Schiff aufgewühlte Wasser, und dann begann sie wieder seufzend:

„Mit unsrer Sippe, den Weibern, mußt du vorsichtig sein, die heilige Mutter Gottes beschütze dich! Du bist noch weich, dein Herz ist noch nicht gestählt. Auf solche, wie du es bist, sind die Frauen lüstern, du bist stark, schön, reich . . . Nimm dich am meisten vor den Stillen in acht, sie klammern sich wie Blutegel an den Mann und saugen und saugen an ihm und sind dabei so freundlich und zärtlich. Sie wird dein Blut trinken, und ihr selbst wird's gut gehen . . . und dir bricht dabei das Herz. Halte dich mehr an solche, die lustig sind wie ich. Solche sind selbstlos."

Sie war wirklich uneigennützig. In Permj kaufte ihr Foma verschiedene Kleider und Kleinigkeiten. Sie freute sich darüber; als sie es aber genau besehen hatte, sagte sie besorgt:

„Verschwende nicht so viel Geld . . . daß dein Vater nicht bös wird . . . Ich liebe dich auch so . . . ohne das alles."

Sie hatte ihm schon früher erklärt, sie würde nur bis Kasanj mit ihm fahren, dort hatte sie eine verheiratete Schwester. Foma glaubte nicht, daß sie ihn verlassen würde, und als sie eine Nacht vor der Ankunft in Kasanj ihre Worte wiederholte, wurde er düster gestimmt und begann sie zu bitten, nicht von ihm fortzugehen.

„Gräme dich nicht vor der Zeit," sagte sie. „Wir haben noch eine ganze Nacht vor uns . . . Wenn wir Abschied nehmen, dann kannst du dich grämen . . . wenn es dir leid thun wird."

Doch er überredete sie mit immer größerem Feuer, ihn nicht zu verlassen, und zuletzt erklärte er ihr, wie zu erwarten war, er werde sie heiraten.

„Ja, ja ... so ist's!“ sagte sie und lachte. „Ich soll dich heiraten, da ich einen lebenden Mann habe? Du mein lieber Sonderling! Heiraten willst du mich? Heiratet man denn solche? Du wirst noch viele, viele Geliebte haben. Heirate dann, wenn du dir die Hörner schon abgestoßen hast, wenn du der Süßigkeiten satt bist und nach Roggenbrot Lust trägst ... Dann ist's Zeit zum Heiraten. Ein gesunder Mann sollte um seiner Ruhe willen nicht früh heiraten ... eine Frau ist ihm zu wenig, und er geht dann zu andern. Und auch du mußt, wenn du glücklich sein willst, erst dann heiraten, wenn du siehst, daß dir auch eine Frau genügt.“

Doch je länger sie sprach, desto beharrlicher und entschlossener wurde Foma in seinem Wunsch, sich nicht von ihr zu trennen.

„Hör einmal auf mich,“ sagte die Frau ruhig. „In deiner Hand brennt ein Kienspan, dir ist aber auch ohne ihn hell; tauche ihn auf einmal ins Wasser, dann wird es keinen Dunst geben, und du wirst dir deine Hände nicht verbrennen.“

„Ich verstehe deine Worte nicht.“

„Gieb dir Mühe, zu verstehen ... Du hast mir nichts Schlechtes gethan, und ich meine es auch gut mit dir ... darum geh' ich.“

Es ist schwer zu sagen, womit dieser Streit geendet hätte, wenn nicht ein Zufall dazwischen gekommen wäre. In Kasanj erhielt Foma ein Telegramm von Majakin, der seinem Taufkind kurz befahl: „Reise unverzüglich mit dem Passagierdampfer hierher.“ Fomas Herz krampfte sich schmerzlich zusammen, und nach einigen Stunden stand er mit aufeinandergepreßten Zähnen, bleich und düster auf der Galerie des Dampfschiffs, während es die Landungsstelle verließ, hielt das Geländer fest mit den Händen umfaßt und schaute starr und ohne zu blinzeln in das Gesicht seiner Geliebten, das zugleich mit der Landungsbrücke und dem Ufer in die Ferne schwamm. Palageja winkte ihm mit dem Tuch und lächelte immerzu, doch er wußte, daß sie

ſchwere, große Thränen weinte. Von ihren Thränen war Fomas ganze Hemdbruſt naß, und von ihnen war es in ſeinem von düſterer Bangigkeit erfüllten Herzen ſchwer und kalt. Die Geſtalt der Frau wurde immer kleiner, als ſchmölze ſie, Foma wandte kein Auge von ihr und fühlte außer der Angſt um den Vater und der Trauer um dieſe Frau in ſeiner Seele ein neues heftiges, bitteres Gefühl aufſteigen. Er konnte es nicht nennen, doch ſchien es ihm dem Gefühl der Kränkung über ein ihm von jemand zugefügtes Unrecht ähnlich zu ſein.

Die Menſchenmenge am Landungsplatz verſchwamm in einen einzigen dunkeln, toten Fleck ohne Geſichter, ohne Formen und ohne Bewegung. Foma ließ das Geländer los und begann düſter auf dem Deck auf und ab zu gehen.

Die Paſſagiere machten ſich laut ſprechend ans Theetrinken; die Kellner huſchten durch die Galerie und deckten die Tiſche; irgendwo unten, auf dem Hinterteil des Schiffs in der dritten Klaſſe, lachte ein Kind und weinte eine Harmonika, der Koch hackte eifrig mit den Meſſern, nnd das Geſchirr klirrte mit einem ſpröden Laut. Das rieſige Dampfſchiff durchſchnitt die Wellen, machte ſie aufſchäumen und ſchwamm ſchnell, vor Anſtrengung zitternd und ſchwer ſeufzend, gegen den Strom. Foma blickte auf den Streifen der zertrümmerten, ſtürmenden, wütenden Wellen hinter dem Schiff und empfand in ſich den wilden Wunſch, etwas zu zerbrechen, zu zerreißen, ſich auch mit der Bruſt gegen den Strom zu ſtemmen und deſſen Andrang an ſeiner Bruſt und ſeinen Schultern zerſchellen zu laſſen.

„Ja, das Schickſal!“ ſagte jemand neben ihm mit heiſerer, müder Stimme.

Dieſes Wort war ihm bekannt: die Tante Anfiſſa hatte damit oft Fomas Fragen beantwortet, und er verband mit dieſem kurzen Wort die Vorſtellung einer Macht, die der Macht Gottes ähnlich war. Er blickte die Sprechenden an: der eine davon war ein grauhaariger, alter Mann mit einem gutmütigen

Gesicht, der andre war jünger und hatte große, müde Augen und einen schwarzen Spitzbart. Seine große, knorpelige Nase und die gelben, eingefallenen Wangen erinnerten Foma an seinen Paten.

„Das Schicksal!“ wiederholte der Alte mit Bestimmtheit den Ausruf seines Nachbars und lächelte. „Es steht über dem Leben, wie ein Fischer über dem Fluß: es wirft in unser Getümmel eine Angel mit Köder aus, und der Mensch schnappt gleich mit gierigem Mund nach dem Köder ... da zieht es auf einmal den Angelstock in die Höhe — und nun zappelt der Mensch auf der Erde, und wenn man hinschaut, ist sein Herz zerrissen ... so ist's, mein Lieber!“

Foma schloß die Augen, als hätte sie ein Sonnenstrahl getroffen, und sagte laut, indem er mit dem Kopf nickte:

„Stimmt! Ja, das stimmt!“

Die beiden, die das Gespräch führten, blickten ihn scharf an: der Alte mit einem feinen, klugen Lächeln, der Großäugige unfreundlich und abweisend. Das machte Foma verlegen, und er trat errötend beiseite, indem er über das Schicksal nachdachte und nicht begreifen konnte, wozu es ihn durch das Geschenk einer Frau erfreut hatte und dann ihm das Geschenk so ohne weiteres und so kränkend aus den Händen entriß? Und er begriff, daß das unklare, bittere Gefühl, das er in sich trug, die Empörung über das Schicksal, über sein Spiel mit ihm war. Er war vom Leben zu sehr verwöhnt, um den ersten Tropfen Gift in dem eben an die Lippen gesetzten Kelch ruhiger hinzunehmen, er verbrachte die ganze Zeit der Reise ohne Schlaf, dachte an die Worte des Alten und zog seine Empörung groß. Doch sie erregte in ihm keine Niedergeschlagenheit und Trauer, sondern ein zorniges, rachedurstiges Gefühl.

Foma wurde von seinem Paten empfangen, der sich neben sein Taufkind in den Wagen setzte und ihm auf seine unruhigen, eiligen Fragen erklärte, während seine grünlichen Augen erregt glänzten:

„Dein Vater hat seinen Verstand ganz verloren!“

„Trinkt er?“

„Noch schlimmer ... er ist ganz verrückt!“

„Wirklich? O Gott, sprechen Sie!“

„Verstehst du: eine Dame ist bei ihm aufgetaucht!“

„Was ist denn mit ihr?“ rief Foma aus, der sich an seine Palageja erinnerte, und fühlte auf einmal Freude in seinem Herzen.

„Sie hat sich an ihn festgeklammert und saugt ihn aus.“

„Ist sie still?“

„Sie? Still ... wie eine Feuersbrunst. Fünfundsiebzigtausend Rubel hat sie ihm wie ein Stäubchen aus der Tasche geblasen.“

„So! Wer ist sie denn?“

„Sofja Medinskaja, die Frau des Architekten.“

„Mein Gott! Ist das möglich? Hat denn der Vater ... ist's möglich, daß sie seine Geliebte ist?“ fragte Foma leise und erstaunt.

Der Pate taumelte vor ihm zurück und sagte überzeugt, mit komisch glotzenden Augen:

„Du bist auch von Sinnen, mein Lieber! Bei Gott, du bist von Sinnen! Komm zu dir! Sich mit dreiundsechzig Jahren eine Geliebte anschaffen ... noch dazu um einen solchen Preis! Was fällt dir ein? Nun, das werde ich Ignat erzählen.“

Und Majakin ließ ein abgerissenes, eiliges Lachen ertönen, wobei sein Ziegenbart häßlich zitterte. Foma konnte lange nicht aus ihm klug werden; der Alte war gegen seine Gewohnheit unruhig und erregt, seine stets fließende Rede stockte, er schimpfte und spuckte beim Erzählen aus, und Foma konnte mit Mühe darauf kommen, um was es sich handelte. Es ergab sich, daß Sofja Pawlowna Medinskaja, die Frau des reichen Architekten, die in der ganzen Stadt durch ihre Unermüdlichkeit in der Realisierung verschiedener Wohlthätigkeitsideen bekannt war, Ignat bewogen hatte, für die Errichtung eines Nachtasyls

und einer Volksbibliothek mit Lesehalle in der Stadt fünfundsiebzigtausend Rubel zu spenden. Ignat hatte das Geld gegeben und war schon in allen Zeitungen wegen seiner Freigebigkeit gelobt worden. Foma hatte diese Frau oft auf der Straße gesehen; sie war klein, und er wußte, daß sie zu den schönsten Frauen der Stadt gezählt wurde und daß man ihrem Betragen Uebles nachsagte.

„Sonst nichts?!“ rief er aus, als der Pate zu Ende war. „Und ich dachte Gott weiß was!“

„Du? Du dachtest?“ sagte Majakin, auf einmal zornig werdend. „An nichts hast du gedacht, du Milchbart!“

„Warum schimpfen Sie?“ fragte Foma verwundert.

„Sag, hältst du fünfundsiebzigtausend Rubel für viel Geld?“

„Das ist viel!“ sagte Foma, nachdem er es sich überlegt hatte.

„So—o!?“

„Der Vater hat aber doch viel davon, warum thun Sie denn so?“

Jakow Tarassowitsch fuhr zusammen; er blickte den Jüngling verächtlich an und fragte ihn mit schwacher Stimme:

„Das sagst du?“

„Wer denn sonst?“

„Das ist nicht wahr! Das sagt deine junge Dummheit, ja! Und meine alte Dummheit, die eine Million Mal vom Leben erprobt ist, sagt dir: du bist noch ein junger Hund, es ist zu früh, daß du im Baßton bellst!“

Foma war auch schon früher oft von der allzu bildlichen Ausdrucksweise des Paten verletzt worden — Majakin sprach mit ihm gröber als der Vater —, doch jetzt fühlte sich der Jüngling durch den Alten sehr beleidigt und sagte zurückhaltend, aber bestimmt:

„Sie sollten nicht ohne Grund schimpfen, ich bin kein Kind mehr!“

„Was du nicht ſagſt?“ rief Majakin aus, indem er ſpöttiſch die Brauen in die Höhe zog und ſeitwärts ſchielte.

Foma hielt nicht länger an ſich. Er blickte dem Alten feſt in die Augen und ſagte mit Nachdruck:

„Ich ſage, daß ich Ihre grundloſe Schimpferei nicht mehr hören will ... es iſt genug!“

„Hm ... ja ... ſo! Verzeihen Sie!“

Jakow Taraſſowitſch kniff die Augen zu, kaute an den Lippen, wandte ſich von ſeinem Taufkind ab und ſchwieg eine Weile. Die Droſchke bog in eine ſchmale Straße ein, und als Foma aus der Ferne das Dach ſeines Hauſes ſah, beugte er ſich unwillkürlich mit dem ganzen Körper vor. Der Pate fragte ihn jetzt ſchelmiſch und freundlich lächelnd:

„Sag, Foma, an wem haſt du dir die Zähne abgewetzt?“

„Sind ſie ſcharf geworden?“ fragte Foma, durch die Art des Paten erfreut.

„Es geht. Das iſt gut, Bruder ... das iſt ſehr gut! Ich und der Vater haben gefürchtet, daß du eine Schlafmütze würdeſt. Nun, und haſt du das Schnapstrinken gelernt?“

„Ich hab' getrunken!“

„Das iſt aber ſchnell gegangen! Haſt du viel getrunken?“

„Wozu denn viel?“

„Und ſchmeckt's?“

„Nicht ſehr!“

„So! Das ſchadet nichts, das alles iſt nicht übel. Nur das eine, du biſt gar zu offenherzig ... und biſt bereit, jedem Popen alle deine Sünden zu beichten ... überleg dir das — das iſt nicht immer nötig, mein Lieber ... wenn man manchmal ſchweigt, thut man den Menſchen einen Gefallen und ſündigt dabei nicht. Ja—a. Die Zunge iſt beim Menſchen ſelten nüchtern. Da ſind wir ja. Der Vater weiß nicht, daß du gekommen biſt ... ob er auch zu Hauſe iſt?“

Er war zu Hause: aus den offenen Fenstern der auf die Straße mündenden Zimmer drang sein lautes, etwas heiseres Lachen. Das Rollen der Droschke, die vor dem Hause hielt, veranlaßte Ignat, durchs Fenster zu schauen, und er rief beim Anblick des Sohnes freudig aus:

„Ah! Da bist du also!“

Nach einer Minute preßte er Foma mit der einen Hand an seine Brust, stemmte ihm die Handfläche der andern in die Stirn, bog den Kopf des Sohnes zurück, blickte ihm dabei mit strahlenden Augen ins Gesicht und sagte befriedigt:

„Du bist gebräunt und kräftig ... ein Hauptkerl! Gnädige Frau, wie ist mein Sohn?“

„Nicht übel!“ ertönte eine freundliche, silberhelle Stimme.

Foma blickte über die Schulter des Vaters hinüber und sah in der Vorderecke des Zimmers eine kleine Frau mit reichem, blondem Haar sitzen, die sich auf den Tisch stützte. Auf ihrem bleichen Gesicht hoben sich die dunkeln Augen, die feinen Brauen und die vollen, roten Lippen scharf ab. Hinter ihrem Sessel stand ein großer Philodendronbaum, dessen große, gezackte Blätter über ihrem goldigen Köpfchen in der Luft hingen.

„Ich wünsche Ihnen Gesundheit, Sofja Pawlowna,“ sagte Majakin mit Rührung, indem er sich ihr mit vorgestreckter Hand näherte. „Fordern Sie uns Armen noch immer Kontributionen ab?“

Foma verneigte sich schweigend vor ihr, ohne das, was sie Majakin antwortete, noch was der Vater zu ihm sagte, zu hören. Die Dame blickte ihn fest an und lächelte ihm freundlich und hell zu. Ihre kindliche Gestalt, die in einen dunkeln Stoff gehüllt war, verschmolz beinahe mit dem karmesinroten Bezug des Sessels, so daß ihr welliges, goldiges Haar und das bleiche Gesicht auf einer dunkeln Folie zu leuchten schienen. Wie sie dort in der Ecke, unter den grünen Blättern saß, sah sie einer Blume und zugleich einem Heiligenbild ähnlich.

„Schau, Sofja Pawlowna, wie er dich ins Auge gefaßt hat ... der reinste Adler, was?“ sagte Ignat.

Ihre Augen wurden schmäler, die Wangen bedeckten sich mit einem schwachen Rot, und sie lachte, als ertönte ein Silberglöckchen. Sie erhob sich gleich und sagte:

„Ich will nicht stören, — auf Wiedersehen!“

Als sie lautlos an Foma vorbeiging, wehte ihn ihr Parfüm an, und er sah, daß ihre Augen dunkelblau und die Brauen fast schwarz waren.

„Jetzt ist der Hecht fortgeschwommen,“ sagte Majakin leise, ihr boshaft nachblickend.

„Nun, erzähl uns, wie du gereist bist? Hast du viel Geld durchgebracht?“ tönte Ignats Baßstimme, während er den Sohn auf den Sessel zu drängte, in dem soeben die Medinskaja gesessen hatte. Foma schielte hin und setzte sich auf einen andern.

„Das Frauenzimmer ist schön, was?“ sagte Majakin lächelnd und betrachtete Foma mit seinen schlauen, kleinen Augen. „Wenn du vor ihr den Mund aufreißt, wird sie dir dein ganzes Eingeweide auffessen!“

Foma fuhr zusammen und begann, ohne ihm zu antworten, im geschäftlichen Tone dem Vater von der Reise zu erzählen. Aber Ignat unterbrach ihn:

„Wart, ich werde Cognac bestellen!“

„Man sagt, daß du immer trinkst,“ sagte Foma mißbilligend.

Ignat blickte ihn erstaunt und neugierig an und fragte:

„Darf man denn mit einem Vater so sprechen, he?“

„Foma wurde verlegen und senkte den Kopf.

„Na, also!“ sagte Ignat gutmütig und verlangte einen Cognac. Majakin blickte die Gordjejews mit zusammengekniffenen Augen an, seufzte auf und ging, nachdem er sie für den Abend eingeladen hatte, bei ihm im Obstgarten Thee zu trinken.

„Wo ist denn Tante Anfissa?“ fragte Foma, der sich jetzt, da er mit dem Vater allein war, ungemütlich fühlte.

„Sie ist ins Kloster gefahren. Nun, erzähle mir, und ich werde trinken.“

Foma erzählte dem Vater in ein paar Minuten von den Geschäften und schloß mit dem offenherzigen Bekenntnis:

„Ich habe viel Geld für mich ausgegeben.“

„Wieviel?“

„Sechshundert Rubel.“

„In anderthalb Monaten! Das ist nicht wenig. Ich sehe, du bist ein zu teurer Geschäftsführer für mich. Wo hast du denn das Geld verthan?“

„Ich hab' dreihundert Pud Getreide geschenkt.“

„Wem? Wie?“

Foma erzählte.

„Hm . . . nun, das macht nichts!“ lobte der Vater. „Das heißt, man soll wissen, wer wir sind. Die Sache ist klar — für die Ehre des Vaters und der Firma. Es ist auch kein Verlust dabei, denn es verschafft guten Ruf, und das ist die beste Reklame fürs Geschäft; nun, und weiter?“

„Ja . . . das hab' ich so . . . ausgegeben.“

„Sprich grad' heraus, ich frage nicht nach dem Geld, ich will wissen, wie du gelebt hast,“ sagte Ignat beharrlich und blickte den Sohn aufmerksam und streng an.

„Ich habe gegessen und getrunken,“ sagte Foma ausweichend, indem er verlegen und trotzig den Kopf senkte.

„Hast du Schnaps getrunken?“

„Auch Schnaps . . .“

„Ah! So ist's. Ist's nicht zu früh?“

„Frage Jefim, ob ich mich betrunken habe.“

„Wozu soll ich Jefim fragen? Du mußt mir selbst alles sagen. Du trinkst also? Das gefällt mir nicht.“

„Ich kann das ja lassen.“

„Wieso denn? Willst du einen Cognac?“

Foma blickte den Vater an und lächelte über das ganze Geſicht. Und der Vater antwortete ihm mit einem gutmütigen Lächeln.

„Ach, zum Teufel! Wenn du ſonſt nur vernünftig biſt. Was iſt da zu machen? Ein Trinker kann noch zu Verſtand kommen, ein Dummkopf niemals, — wollen wir zu unſerm Troſt wenigſtens daran denken. Nun, waren auch Frauenzimmer dabei? Sag's grad' heraus! Ich werde dich doch nicht ſchlagen."

„Ja, es war eine auf dem Dampfſchiff ... ich habe ſie von Permj bis Kaſanj mitgeführt."

„Ja!" Ignat ſeufzte ſchwer und ſagte ſtreng: „Du haſt früh angefangen."

„Ich bin zwanzig Jahre alt, und du haſt mir ſelbſt geſagt, daß man zu deiner Zeit fünfzehnjährige Burſchen verheiratet hat," erwiderte der Sohn verlegen.

„Ja, dann war man verheiratet. Nun, wir wollen darüber nicht mehr ſprechen. Du haſt alſo mit den Frauenzimmern angefangen — was iſt da zu machen? Ohne Frauenzimmer kann man wie ohne Krankheit nicht leben. Ich will nicht heucheln, mich hat's noch früher als dich zu den Weibern hingezogen. Du mußt aber vorſichtig mit ihnen ſein."

Ignat verſank in Nachdenken und ſchwieg lange, indem er unbeweglich daſaß und den Kopf tief ſenkte.

„Höre, Foma," begann er wieder ſtrenge und feſt, „ich werde bald ſterben, ich bin alt. Mir iſt's enge in der Bruſt, das Atmen wird mir ſchwer, ich werde ſterben. Dann wird ſich das ganze Geſchäft auf deine Schultern legen. Nun, zuerſt wird dir der Pate helfen, höre auf ihn! Du haſt nicht ſchlecht begonnen, haſt alles, wie ſich's gehört, erledigt, haſt die Zügel feſt in den Händen gehalten, und obgleich du auch viel Geld verſchleudert haſt, haſt du doch den Verſtand nicht verloren. Gebe Gott, daß es ſo bleibt! Wiſſe, daß das Geſchäft ein lebendiges, ſtarkes Tier iſt, man muß es verſtändig lenken und

es feſt zähmen, ſonſt überwältigt es einen. Sieh zu, daß du über dem Geſchäft ſtehſt; richte es dir ſo ein, daß alles zu deinen Füßen und dir ſichtbar iſt, damit du jeden kleinen Nagel darin ſiehſt."

Foma ſah auf die breite Bruſt des Vaters, hörte ſeine tiefe Stimme und dachte:

‚Nun, du wirſt nicht bald ſterben!' Dieſer Gedanke war ihm angenehm und erregte in ihm ein gutes, warmes Gefühl für den Vater.

„Halte dich an den Paten, er hat ſo viel Verſtand im Kopf, daß es für die ganze Stadt ausreichen würde, er hat nur keinen Mut, ſonſt wär' er ſchon weit. Ich ſag' alſo, daß ich nicht lange mehr leben werde. Eigentlich ſollte ich mich für den Tod vorbereiten, alles ſein laſſen, beichten und dafür ſorgen, daß die Leute mir Gutes nachſagen."

„Das werden ſie!" ſagte Foma überzeugt.

„Wenn ſie nur Grund hätten."

„Und das Nachtaſyl?"

Ignat blickte den Sohn an und lachte.

„Jakow hat ſchon Zeit gehabt, es dir zu ſagen! Der alte Knauſer ... er hat wohl über mich geſchimpft?"

„Ein wenig ſchon," ſagte Foma lächelnd.

„Nun, und ob! Kenn' ich ihn denn nicht?"

„Er hat darüber ſo geſprochen, als gehöre das Geld ihm."

Ignat warf ſich auf die Stuhllehne zurück und lachte noch mehr.

„Ach, der alte Rabe! Da haſt du recht. Ihm iſt's gleich, ob das Geld ihm oder mir gehört, darum zittert er ſo. Er hat etwas im Auge, der Kahlköpfige. Nun ſage, was?"

Foma dachte nach und ſagte:

„Ich weiß nicht."

„Ach, du biſt dumm. Er will das Geld vereinigen."

„Wieſo denn?"

„Rate einmal!"

Foma blickte den Vater an und erriet es. Sein

Geſicht umdüſterte ſich, er erhob ſich vom Seſſel und ſagte mit Beſtimmtheit:

„Nein, ich will nicht ... ich werde ſie nicht heiraten!“

„Ah! Warum denn? Sie iſt ein kräftiges kluges Mädchen, iſt das einzige Kind bei ihrem Vater.“

„Und Taraß? Der Verſchollene? Und ich will auch gar nicht!“

„Der Verſchollene iſt verſchollen, es lohnt ſich alſo gar nicht, von ihm zu ſprechen. Es exiſtiert ein Teſtament, mein Lieber, in dem geſagt iſt: ‚Mein ganzes mobiles und immobiles Eigentum gehört meiner Tochter Ljubowj‘. Und daß ſie die Tochter deines Paten iſt, das läßt ſich ſchon in Ordnung bringen.“

„Das iſt einerlei,“ ſagte Foma entſchloſſen, „ich werde ſie nicht heiraten.“

„Es iſt noch etwas früh, davon zu ſprechen. Warum iſt ſie ſo wenig nach deinem Geſchmack?“

„Ich liebe dieſe Art nicht.“

„So was! Sagen Sie einmal, mein Herr, wer gefällt Ihnen denn mehr?“

„Diejenigen, die einfacher ſind. Sie hat immer mit den Gymnaſiaſten und mit Büchern zu thun, ſie iſt zu gelehrt. Sie wird mich auslachen,“ ſagte Foma erregt.

„Das iſt ja wahr, ſie iſt viel zu dreiſt. Das iſt aber ohne jede Wichtigkeit, jeder Roſt läßt ſich wegputzen, wenn man Hand anlegt. Das iſt ja eine Sache der Zukunft, und dein Pate iſt ein kluger Alter. Er hat ein ruhiges, ſeßhaftes Leben geführt und, während er auf demſelben Platz geſeſſen iſt, hat er über alles nachgedacht, es lohnt ſich, ihm zuzuhören, er ſieht in jeder Lebensſache bis auf den Grund. Er iſt ja ein Ariſtokrat ſeit dem Mütterchen Jekatjerina — haha! Er weiß viel von ſich. Und da ſein Geſchlecht mit Taraß entwurzelt iſt, hat er beſchloſſen, dich an Taraß' Stelle zu ſetzen, merkſt du das?“

„Nein, ich werde mir meinen Platz selbst aussuchen," sagte Foma eigensinnig.

„Du bist noch dumm," beantwortete der Vater lächelnd seine Worte.

Ihr Gespräch wurde durch die Ankunft der Tante Anfissa unterbrochen.

„Fomuschka!" Du bist da!" rief sie irgendwo hinter einer Thür. Foma erhob sich und ging ihr freundlich lächelnd entgegen . . .

. . . Sein Leben floß wieder langsam, ruhig und eintönig dahin. Wieder die Börse und die Belehrungen des Vaters. Ignat behielt den gutmütig spöttischen, wohlwollenden Ton seinem Sohn gegenüber bei, verhielt sich aber im allgemeinen strenger gegen ihn. Er machte ihn für jede Kleinigkeit verantwortlich und erinnerte ihn öfter daran, daß er ihn frei erzogen, in nichts beschränkt und nie geschlagen hatte.

„Andre Väter schlagen euch mit Holzscheiten, und ich habe dich nie mit einem Finger angerührt."

„Du hast wohl keinen Grund gehabt," sagte Foma eines Tages ruhig.

Ignat wurde über diese Worte und den Ton auf den Sohn zornig.

„Sprich noch länger!" brüllte er, „du bist bei meiner Weichheit gar dreist geworden . . . Findest auf jedes Wort eine Antwort! Sieh einmal meine Hand an — wenn sie dir auch nichts gethan hat, kann ich sie doch noch so zusammenballen, daß dir aus den Sohlen die Thränen rinnen werden. Du bist schnell gewachsen, wie ein Giftpilz . . . kaum daß du aus der Erde herausgekommen bist, stinkst du schon."

„Warum bist du böse auf mich?" fragte Foma gekränkt und verblüfft den Vater, als dieser gut gelaunt war.

„Du kannst es nicht vertragen, wenn der Vater brummt, und beginnst gleich zu streiten."

„Das kränkt mich . . . Ich bin nicht schlimmer geworden . . . ich sehe ja, wie andre in meinem Alter leben."

„Es wird dir nichts geschehen, wenn ich manchmal schelte ... Ich schelte, weil ich in dir etwas sehe, was nicht von mir ist ... ich weiß nicht, was es ist, ich sehe nur, daß es da ist und dir schadet."

Diese Worte des Vaters machten Foma tief nachdenklich. Er selbst fühlte etwas Besonderes in sich, das ihn von seinen Altersgenossen unterschied, aber auch er konnte nicht begreifen, was es war. Und er beobachtete sich mißtrauisch.

Ihm gefiel es auf der Börse im Lärm und Stimmengewoge von soliden Menschen, die Geschäfte im Betrage von Tausenden abschlossen; ihm schmeichelte die Ehrerbietung, mit der die weniger reichen Geschäftsleute ihn begrüßten und mit ihm, Foma Gordjejew, dem Sohne des Millionärs, sprachen. Er fühlte sich glücklich und stolz, wenn es ihm manchmal gelang, im Geschäfte des Vaters etwas selbständig anzuordnen, und wenn er zum Lohn für die gelungene Kombination ein beifälliges Lächeln des Vaters erhielt. Er hatte viel ehrgeiziges Streben, als erwachsen und als Geschäftsmann zu erscheinen, doch er lebte einsam, wie bis zu seiner Reise nach Permj, und fühlte noch immer kein Verlangen, Freunde zu haben, obgleich er täglich mit vielen Altersgenossen, Söhnen von Kaufleuten, zusammenkam. Mehr als einmal luden sie ihn ein, an ihren Unterhaltungen teilzunehmen, doch er schlug diese Einladungen etwas grob und verächtlich ab und spottete sogar darüber:

„Ich fürchte mich. Eure Väter werden von diesen Gelagen erfahren, und von den Schlägen, die ihr dann bekommen werdet, könnte auch für mich etwas abfallen."

Ihm mißfiel an ihnen, daß sie heimlich vor den Vätern ein ausschweifendes Leben führten und mit dem Geld zahlten, das sie aus den väterlichen Kassen gestohlen oder auf langatmige Wechsel mit hohen Prozenten erhalten hatten. Auch sie liebten ihn nicht, dieser Zurückhaltenheit und Verächtlichkeit wegen, in der viel kränkender Stolz zu fühlen war.

Mit den Aelteren getraute er ſich nicht zu ſprechen, da er ihnen dumm und untüchtig im Geſchäft zu erſcheinen fürchtete.

Er dachte oft an Palageja, und anfangs wurde er traurig, wenn ihr Bild in ſeiner Phantaſie auftauchte. Doch die Zeit verſtrich und verwiſchte allmählich die hellen Farben dieſer Frau, und unmerklich für ihn nahm die kleine, engelgleiche Medinskaja ihren Platz in ſeinen Träumen ein. Sie kam faſt jeden Sonntag zu Ignat mit verſchiedenen Bitten, die im allgemeinen das eine Ziel hatten, den Bau des Nachtaſyls zu beſchleunigen. In ihrer Anweſenheit fühlte ſich Foma plump, rieſengroß, ſchwer; das kränkte ihn, und er errötete tief bei dem freundlichen Blick von Sofja Pawlownas großen Augen. Er hatte bemerkt, daß jedesmal, wenn ſie ihn anblickte, ihre Augen ſich verdunkelten, die Oberlippe zuckte, ſich kaum merklich in die Höhe zog und die winzigen, weißen Zähne entblößte. Das erſchreckte ihn immer. Der Vater, der ſeine Blicke auf die Medinskaja bemerkt hatte, ſagte zu ihm:

„Glotze dieſes Frätzchen nicht zu ſehr an. Paß nur auf, ſie iſt wie Birkenkohle: von außen iſt ſie ebenſo beſcheiden, glatt und dunkel und ſcheint ganz kalt zu ſein; wenn du ſie aber in die Hand nimmſt, verbrennſt du dich.“

Medinskaja erregte in dem Jüngling keine ſinnlichen Begierden, denn ſie hatte nichts, was an Palageja erinnerte, und war überhaupt anders als alle Frauen. Er wußte, daß man häßliche Dinge über ſie erzählte, doch er glaubte nicht daran. Er änderte aber ſein Verhalten ihr gegenüber, als er ſie einmal im Wagen an der Seite eines dicken Herrn ſah, der einen grauen Hut trug, und dem lange Haarſträhnen auf die Schultern herabfielen. Sein Geſicht glich einer roten, aufgedunſenen Blaſe; er hatte weder Schnurrbart noch Kinnbart, und der ganze Menſch war einer Frau ähnlich. Man ſagte Foma, das ſei ihr Mann ... Dann flammten in ihm dunkle,

einander widersprechende Gefühle auf: er hatte Lust, den Architekten zu beleidigen, und zugleich fühlte er, daß er ihn beneidete und achtete. Medinskaja erschien ihm weniger schön und leichter erreichbar, sie that ihm leid, und doch dachte er schadenfroh:

‚Es ekelt sie wahrscheinlich, wenn er sie küßt.‘

Und bei alledem empfand er manchmal eine bodenlose, quälende Leere in sich, die durch nichts ausgefüllt werden konnte. Sie beunruhigte ihn: in ihrer dunklen Tiefe vermutete er das Lauern einer ihm feindlichen Macht, die vorläufig noch formlos war, doch schon vorsichtig und beharrlich sich zu verkörpern strebte.

Unterdessen wurde Ignat, der sich äußerlich wenig verändert hatte, immer unruhiger und brummiger und klagte immer öfter über schlechtes Befinden.

„Ich hab' den Schlaf verloren ... früher hab' ich so geschlafen, daß man mir die Haut abziehen konnte, ohne daß ich es gemerkt hätte. Und jetzt wälze ich mich von einer Seite auf die andre und schlafe erst gegen Morgen ein. Ich wache immer auf, das Herz schlägt ungleich, bald eilt es, als würde es verfolgt, und tickt so oft ... und dann erstirbt es wieder; es scheint dann, als wolle es sich gleich losreißen und irgendwohin in die Tiefe stürzen, mitten in die Eingeweide hinein. Behüte mich, o Herr, in deiner großen Güte!“

Er seufzte reuevoll und erhob seine strengen, schon trüben Augen, die ihren lebendigen, klugen Glanz verloren hatten, zum Himmel.

„Der Tod lauert irgendwo in der Nähe auf mich,“ sagte er düster, aber resigniert. Und in der That streckte der Tod seinen großen, kräftigen Körper bald zu Boden.

Es war eines Morgens früh im August. Foma schlief fest und fühlte plötzlich, wie er an der Schulter geschüttelt wurde, dabei hörte er über seinem Ohr eine heisere Stimme:

„Steh auf!“

Er öffnete die Augen und sah seinen Vater auf

dem Seſſel neben ſeinem Bett ſitzen, wobei er eintönig wiederholte:

„Steh auf, ſteh auf!“

Die Sonne war eben aufgegangen, und ihr Licht, das ſich über Ignats weißes Leinenhemd ergoß, hatte ſeine roſige Färbung noch nicht eingebüßt.

„Es iſt früh,“ ſagte Foma und ſtreckte ſich.

„Schon gut ... kannſt dich ſpäter ausſchlafen.“

Foma wickelte ſich träge in die Decke ein und fragte:

„Brauchſt du was?“

„So ſteh doch auf, mein Lieber, ich bitte dich!“ rief Ignat aus und fügte gekränkt hinzu: „Wenn ich dich wecke, werde ich ſchon was brauchen.“

Als Foma das Geſicht des Vaters näher anblickte, ſah er, daß es grau und müde war.

„Iſt dir nicht wohl?“

„Ein wenig ...“

„Soll ich den Arzt holen?“

„Laß das!“ ſagte Ignat. „Ich bin ja nicht jung und weiß auch ſo, woran ich bin.“

„Was iſt denn?“

„Ja, ich weiß ſchon!“ ſagte der Alte geheimnisvoll und blickte ſich ſeltſam im Zimmer um. Foma kleidete ſich an, und ſein Vater ſprach langſam mit geſenktem Kopfe:

„Ich fürchte mich vor dem Atmen. Ich habe das Gefühl, daß, wenn ich jetzt aus voller Bruſt aufatmen würde, mir das Herz ſpringen müßte. Heute iſt Sonntag. Laß nach der Frühmeſſe den Popen holen!“

„Was dir einfällt, Papa!“ ſagte Foma lächelnd.

„Das macht nichts. Waſch dich und geh in den Garten ... ich habe den Samowar dorthin bringen laſſen ... wir wollen in der Morgenkühle Thee trinken ... Ich habe ſolchen Appetit nach ſtarkem, heißem Thee ... Beeile dich ...“

Der Alte erhob ſich ſchwer vom Seſſel, trat unſicher mit den bloßen Füßen auf und ging gebückt

aus dem Zimmer. Foma blickte dem Vater nach, und die ſtechende Kälte eines Angſtgefühls krampfte ſein Herz zuſammen. Er wuſch ſich ſchnell und ging eilig in den Garten.

Ignat ſaß in einem großen Lehnſtuhl aus Eichenholz unter einem alten, breitäſtigen Apfelbaum. Das Sonnenlicht fiel durch die Zweige des Baumes in dünnen Bändern auf die weiße Geſtalt des Alten, der noch in Unterkleidern war. Es war ſo feierlich ſtill im Garten, daß ſelbſt das Raſcheln des Zweiges, den Foma aus Verſehen mit ſeinen Kleidern ſtreifte, ihm als ein lautes Geräuſch erſchien und er zuſammenfuhr. Auf dem Tiſch vor dem Vater ſtand ein Samowar, der wie ein ſatter Kater ſchnurrte und einen Dampfſtrom in die Luft aufſteigen ließ. In der Stille und in dem friſchen Gartenlaub, das ſich am vorhergehenden Tage in dem reichlichen Regen gewaſchen hatte, erſchien Foma dieſer grelle Fleck des herausfordernd blinkenden, lärmenden Kupferſamowars als etwas Unnötiges, dem Moment und dem Ort nicht Angemeſſenes, gleichſam als ob er gegen das Gefühl verſtoße, das der kranke, zuſammengeſunkene, weißgekleidete Greis in ihm hervorrief, einſam wie er dort ſaß unter dem ſchweigſamen, unbeweglichen, dunkelgrünen Laubdach, in dem rotbäckige Aepfel ſich beſcheiden verſteckten.

„Setz dich," ſagte Ignat.

„Du ſollteſt doch den Arzt holen laſſen," riet ihm der Sohn unſchlüſſig und ſetzte ſich zu ihm.

„Das iſt nicht nötig. In der Luft iſt mir leichter geworden. Und jetzt werde ich Thee trinken, dann wird's vielleicht noch beſſer werden," ſagte Ignat, indem er den Thee in die Gläſer einſchenkte, und Foma ſah, wie die Theekanne in der Hand des Vaters zitterte.

„Trink . . ."

Foma ſchob ſchweigend das Glas zu ſich her, bückte ſich darüber, um den Schaum von der Oberfläche des Thees fortzublaſen, und hörte dabei mit ſchwerem Herzen dem lauten, kurzen Atmen des Vaters zu.

Auf einmal ſchlug etwas ſo laut auf den Tiſch hin, daß das Geſchirr klirrte. Foma fuhr zuſammen, warf den Kopf zurück und begegnete dem erſchrockenen, faſt wahnſinnigen Blick des Vaters. Ignat ſah den Sohn an und flüſterte heiſer:

„Ein Apfel iſt herabgefallen, der Kuckuck hol's! Es hat ja gedonnert wie ein Schuß aus einem Gewehr ... ſo was!“

„Du ſollteſt Cognac in den Thee thun,“ ſchlug Foma vor.

„Es geht auch ſo ...“

Sie ſchwiegen. Ein Schwarm von Zeiſigen flog über den Garten hin und füllte die Luft mit keckem, luſtigem Gezwitſcher. Und die reife Schönheit des Gartens wurde wieder von feierlichem Schweigen umfangen. Das Entſetzen war aus den Augen Ignats noch immer nicht verſchwunden.

„Herr Jeſus Chriſtus!“ ſagte er halblaut und bekreuzte ſich. „Ja—a ... jetzt iſt ſie angebrochen, die letzte Stunde des Lebens ...“

„Laß das Papa!“ flüſterte Foma.

„Was ſoll ich laſſen? Wenn wir mit dem Thee fertig ſind, laß den Popen und den Paten holen.“

„Soll ich nicht lieber gleich ...“

„Es wird gleich zur Frühmeſſe läuten ... der Pope iſt nicht da ... es eilt auch nicht, vielleicht geht's noch vorüber ...“

Und er begann den Thee laut von der Untertaſſe zu ſchlürfen.

„Ich ſollte noch ein Jahr oder zwei leben ... Du biſt jung ... und ich habe große Sorge um dich ... Lebe ehrlich und ſei feſt ... wünſche dir nichts Fremdes, und hüte wachſam das Deinige ...“

Das Sprechen ward ihm ſchwer, er ſchwieg eine Weile und rieb ſich die Bruſt mit der Hand.

„Hoffe nicht auf die Menſchen ... erwarte nicht viel von ihnen. Wir leben alle, um zu nehmen und nicht um zu geben ... o Gott, verzeih dem Sünder!“

Irgendwo in der Ferne fiel der tiefe Klang der

Kirchenglocke in die Stille des Morgens. Ignat und sein Sohn bekreuzten sich dreimal.

Nach dem ersten Ruf der Glocke ertönte der zweite und der dritte, und bald wurde die Luft von dem Läuten erfüllt, das in rhythmischen, gleichmäßigen, laut rufenden Tönen von allen Seiten herüberdrang.

„Jetzt läutet es zur Messe," sagte Ignat, der den Kirchenglocken zuhörte. „... Kannst du die Glocken nach ihrem Klang unterscheiden?"

„Nein," antwortete Foma.

„Hör nur ... hörst du diesen Baßklang? Das ist in der Nikolakirche, Pjotr Mitritsch Wjapin hat die Glocke gespendet ... und diese mit dem heiseren Klang ist in der Praskjewakirche ..."

Die singenden Wellen des Läutens erschütterten die Luft, die von ihnen durchtränkt war, und schmolzen in der klaren Bläue des Himmels dahin. Foma blickte dem Vater nachdenklich ins Gesicht und sah, daß die Angst aus seinen Augen schwand und diese sich belebten.

Doch plötzlich wurde das Gesicht des Vaters tiefrot, die Augen wurden groß und traten aus den Höhlen, der Mund öffnete sich erstaunt, und ihm entschlüpfte ein seltsam zischender Laut:

„F ... f ... ach — ch ..."

Gleich darauf sank Ignats Kopf auf die Schulter, und sein schwerer Körper kroch langsam vom Sessel auf die Erde, als zöge ihn die Erde gebieterisch zu sich. Foma bewegte sich einige Sekunden lang nicht und schwieg, indem er den Vater erschrocken und verwundert anblickte, doch dann stürzte er zu Ignat hin, erhob dessen Kopf von der Erde und blickte ihm ins Gesicht. Das Gesicht war dunkel und unbeweglich, seine weit offenen Augen drückten nichts aus: weder Schmerz, noch Angst, noch Freude ... Foma blickte um sich: im Garten war niemand wie bisher, und das laute Gespräch der Glocken schwamm noch immer in der Luft. Fomas Hände begannen zu zittern, der Kopf des Vaters entglitt ihnen und schlug mit dumpfem Laut auf die Erde auf ...

Dunkles, klebriges Blut floß als ein feiner Strom aus dem offenen Mund über die blaue Wange ...

Foma schlug sich mit den Händen auf die Brust, kniete vor der Leiche hin und schrie laut und wild auf. Er zitterte am ganzen Körper vor Entsetzen und suchte mit matten, wahnsinnigen Augen jemand im Dickicht des Gartens.

Viertes Kapitel.

Der Tod des Vaters betäubte Foma und erfüllte ihn mit einer seltsamen Empfindung: in seine Seele hatte sich eine schwere, unbewegliche Stille ergossen, die alle Laute des Lebens restlos verschlang. Um ihn herum eilten ihm bekannte Menschen hin und her; sie erschienen, verschwanden und sagten ihm etwas; er gab ihnen falsche Antworten, ihre Worte riefen in ihm keinerlei Vorstellungen hervor und versanken spurlos in der bodenlosen Tiefe des toten Schweigens, das seine Seele erfüllte. Er weinte nicht, grämte sich nicht und dachte an nichts; düster und bleich, mit gefurchten Brauen lauschte er gespannt dieser Stille, die alle Gefühle aus ihm verdrängte, sein Herz verwüstete und sein Hirn wie in einen Schraubstock preßte. Sein Bewußtsein konnte nur die rein physische Empfindung der Schwere im ganzen Körper und am meisten in der Brust unterscheiden, außerdem schien ihm noch, die Dämmerung sei angebrochen, und trotzdem die Sonne hoch am Himmel stand, habe sich alles verdunkelt und umdüstert.

Majakin traf alle Anordnungen für das Begräbnis. Er lief eilig und rüstig durch die Zimmer, trat dabei mit den Absätzen seiner Stiefel laut auf, schrie die Dienerschaft geschäftig an, klopfte sein Taufkind auf die Schulter und tröstete ihn:

„Und du, Bursch, warum bist du so versteinert? Weine, dann wird dir leichter ... Der Vater war

alt ... ſein Körper war hinfällig ... Der Tod erwartet uns alle, man kann ihn nicht umgehen ... Du brauchſt alſo nicht vor der Zeit abzuſterben ... Du wirſt ihn mit deiner Trauer nicht auferwecken, und er braucht deinen Gram nicht, denn es heißt: ‚Wenn die Seele von den furchtbaren Engeln aus dem Körper geraubt wird, vergißt ſie alle, die ihr verwandt und bekannt ſind‘ ... Das heißt alſo, daß du ihm jetzt nichts bedeuteſt, ob du weinſt oder lachſt ... Der Lebendige ſoll aber an Lebendiges denken ... Weine lieber, das iſt menſchlich und erleichtert das Herz ſehr ...“

Doch auch dieſe Worte berührten nichts im Kopfe und im Herzen Fomas. Er kam am Tage der Beerdigung zu ſich, dank der Beharrlichkeit des Paten, der ſich die ganze Zeit eifrig und in eigenartiger Weiſe bemühte, ſeine bedrückte Seele aufzurichten.

Der Tag der Beerdigung war bewölkt und düſter. In einer dichten Staubwolke hinter Ignat Gordjejews Sarg zog ſich eine ungeheure Menſchenmenge wie ein ſchwarzes Band hin; das Gold der Gewänder der Geiſtlichkeit blinkte darin auf, und der dumpfe Lärm ihres langſamen Schreitens verſchwamm mit dem feierlichen Chorgeſang der erzbiſchöflichen Sänger.

Foma wurde von rückwärts und von den Seiten geſtoßen; er ging, ohne etwas andres als den grauhaarigen Kopf des Vaters zu ſehen, und der klagende Geſang fand ein wehmutsvolles Echo in ſeiner Bruſt. Majakin, der neben ihm ging, flüſterte ihm aufdringlich und unaufhörlich in die Ohren:

„Sieh mal, Tauſende von Menſchen drängen ſich um dich! Sogar der Gouverneur iſt gekommen, um deinem Vater das Geleit zu geben ... der Bürgermeiſter ... faſt der ganze Gemeinderat ... und hinter dir — dreh dich mal um! — geht Sofja Pawlowna ... Die Stadt ehrt Ignat.“

Zuerſt hörte Foma das Flüſtern des Paten nicht, doch als dieſer Medinskaja erwähnte, wandte

er sich unwillkürlich um und erblickte den Gouverneur. Ein kleiner Tropfen von etwas Angenehmem ergoß sich in seine Seele beim Anblick dieses angesehenen Mannes, der ein grelles Ordensband um die Schulter und Orden auf der Brust trug und mit Trauer auf dem strengen Gesicht dem Sarge folgte.

„Selig ist der Weg, den du Seele heute betrittst," sang Jakow Tarassowitsch leise mit, schnupperte mit der Nase und flüsterte wieder seinem Taufkind ins Ohr:

„Fünfundsiebzigtausend Rubel, das ist eine Summe, für die man ein solches Geleite schon beanspruchen darf ... Hast du gehört, daß die Sonjka die Grundsteinlegung auf den Fünfzehnten festgesetzt hat? Es fällt gerade auf den Tag der Gedächtnisfeier ..."

Foma wandte sich wieder um, und seine Augen begegneten den Augen der Medinskaja. Er seufzte bei ihrem liebkosenden Blick tief auf, und ihm wurde auf einmal leichter, als sei ein heißer Sonnenstrahl in seine Seele gedrungen und habe dort etwas zerschmolzen. Und zugleich fiel ihm ein, daß es für ihn unschicklich war, den Kopf hin und her zu wenden.

In der Kirche bekam Foma Kopfweh, und ihm war, als ob alles um ihn und unter ihm wanke. In der schwülen Luft, die mit Staub, Menschenatem und Weihrauch gesättigt war, zitterten leise die Flammen der Kerzen. Das sanfte Antlitz des Heilands blickte ihm aus einem großen Heiligenbild entgegen, und die Kerzenflammen, die sich im matten Gold der Dornenkrone des Erlösers widerspiegelten, erinnerten an Blutstropfen.

Fomas erwachte Seele trank gierig die feierlich düstere Poesie der Messe, und als der rührende Ruf erklang: „Kommt, laßt uns den letzten Kuß aufdrücken," entrang sich Fomas Brust ein so lautes, heulendes Schluchzen, daß in die Menge in der Kirche bei diesem Schrei des Grams Bewegung kam.

Nach diesem Aufschrei wankte er. Der Pate faßte ihn gleich bei den Armen und stieß ihn zum

Sarg hin, indem er ziemlich laut und mit einem gewissen Eifer sang:

„Küßt den, der nur eine Weile mit uns war... küß, Foma, küß ihn!... Denn er wird dem Grab übergeben, mit Stein bedeckt... er siedelt in das Dunkel über und wird mit den Toten begraben."

Foma berührte die Stirn des Vaters mit den Lippen und prallte entsetzt vom Sarg zurück.

„Vorsichtig! Du hättest mich fast umgeworfen," bemerkte Majakin halblaut, und diese einfachen, ruhigen Worte gaben Foma mehr Halt, als die Hand des Paten.

„Die ihr mich hier stumm und entseelt vor euch liegen seht, weint um mich, Brüder und Freunde," bat die Kirche in Ignats Namen. Doch sein Sohn weinte nicht mehr: das schwarze, geschwollene Gesicht des Vaters hatte ihm Entsetzen eingeflößt, und dieses Entsetzen ernüchterte ein wenig seine Seele, die von der wehmütigen harmonischen Klage der Kirche um ihren sündigen Sohn berauscht war. Die Bekannten umringten ihn und suchten ihn eindringlich und freundlich zu trösten; er hörte ihnen zu und begriff, daß sie ihn alle bemitleideten und daß es ihnen allen nahe ging. Und der Pate flüsterte ihm ins Ohr:

„Paß auf, wie sie dir schmeicheln... Die Katzen riechen das Schmalz..."

Diese Worte waren Foma unangenehm, doch sie hatten eine gute Wirkung, indem sie ihn zwangen, sich ihnen gegenüber auf die eine oder andre Weise zu verhalten.

Auf dem Friedhof bei der Seelenmesse schluchzte er wieder bitterlich und laut auf. Der Pate faßte ihn sogleich beim Arm und führte ihn vom Grabe fort, indem er zornig sprach:

„Wie kleinmütig du bist, Bruder! Thut es mir denn nicht leid um ihn? Ich habe ja seinen vollen Wert gekannt, und du warst nur sein Sohn... Und trotzdem weine ich nicht... Wir waren mehr als dreißig Jahre lang ein Herz und eine Seele...

Wie viel da gesprochen und gedacht wurde ... Wie viel Leid wir zusammen durchgekostet haben ... Du bist jung, was hast du dich zu grämen? Dein ganzes Leben liegt vor dir, und du wirst noch an vielen Freundschaften reich sein. Und ich bin alt und habe jetzt den einzigen Freund begraben ... jetzt bin ich wie ein Bettler ... ich werde keinen Freund für die Seele mehr finden!"

Die Stimme des Alten zitterte und knarrte seltsam. Sein Gesicht verzerrte sich, die Lippen zogen sich zu einer breiten Grimasse auseinander und bebten, die Hautfalten schrumpften zusammen, und aus den kleinen Augen flossen ununterbrochen feine Thränen darüber hin. Er war so rührend jämmerlich und sah sich so gar nicht ähnlich, daß Foma stehen blieb, ihn mit der Zärtlichkeit des Starken an sich preßte und bange ausrief:

„Weinen Sie nicht, Vater ... mein Täubchen, weinen Sie nicht."

„So ist's also," sagte Majakin mit schwacher Stimme, seufzte tief auf und verwandelte sich wieder in den charakterfesten, klugen Alten. „Du darfst nicht flennen," fuhr er geheimnisvoll fort, indem er sich neben sein Taufkind in den Wagen setzte. „Du bist jetzt ein Feldherr im Krieg und mußt deine Soldaten mutig kommandieren. Deine Soldaten sind die Rubel, und du hast eine große Armee davon ... Du hast nur zu kämpfen!"

Foma, der von der Schnelligkeit dieser Verwandlung erstaunt war, hörte seinen Worten zu, und sie erinnerten ihn an das Fallen der Erdklumpen, die von den Anwesenden in Ignats Grab, auf seinen Sarg geworfen wurden.

„Mit wem soll ich kämpfen?" sagte Foma seufzend.

„Ich werde dir's schon beibringen! Hat dir der Vater gesagt, daß ich ein kluger Alter bin, und daß man auf mich zu hören hat?"

„Ja, das hat er gesagt ..."

„Also höre auf mich! Wenn man meine

Klugheit zu deiner jungen Kraft hinzufügt, kann man einen schönen Sieg erringen ... Dein Vater war ein hervorragender Mensch ... doch er verstand nicht in die Zukunft zu schauen und auf mich zu hören ... Er hat im Leben nicht durch seinen Verstand, sondern durch sein Herz Erfolg gehabt ... Ach, was wird noch aus dir werden ... Ziehe zu mir, es wird dir allein im Hause bange sein ..."

„Die Tante ist dort ..."

„Die Tante ist krank. Auch sie hat nicht mehr lange zu leben."

„Sprechen Sie nicht davon," bat Foma leise.

„Ich werde doch sprechen. Du hast den Tod nicht zu fürchten, — du bist kein altes Weib, das auf dem Ofen liegt. Lebe ohne Furcht und thue das, wozu du bestimmt bist. Und der Mensch ist dazu bestimmt, das Leben auf der Welt im Geleise zu halten. Der Mensch ist ein Kapital, er setzt sich wie ein Rubel aus elenden Kupfergroschen und Kopeken zusammen. Es heißt, er wird aus Erdenstaub geboren ... Und in dem Maße, wie er durch das Leben in Umsatz gebracht wird, Schmalz und Butter, Schweiß und Thränen einsaugt, bildet sich in ihm eine kleine Seele und ein kleiner Verstand ... Und dann beginnt er in die Höhe und in die Tiefe zu wachsen; wenn man hinsieht, ist er einen Groschen wert, oder fünfzehn Kopeken, oder hundert Rubel ... oder er steht über jedem Preis. Er ist in Umsatz gebracht und muß für das Leben Prozente bringen. Das Leben kennt den Wert von uns allen und wird unsern Marsch vor der Zeit nicht aufhalten ... niemand, der gescheit ist, handelt zu seinem Nachteil, mein Bruder, und im Leben ist viel Verstand gesammelt ... Hörst du zu?"

„Ja, ich höre ..."

„Und was verstehst du davon?"

„Alles ..."

„Das ist wohl nicht wahr?" sagte Majakin zweifelnd.

„Aber das eine ... Warum muß man sterben?“ fragte Foma leise.

Der Pate blickte ihm mitleidig ins Gesicht, schnalzte mit den Lippen und sagte:

„Ein kluger Mensch würde nie so fragen. Ein kluger Mensch sieht selbst, daß, wenn ein Fluß da ist, er auch irgendwohin fließt ... Denn wenn er stehen bliebe, würde er versumpfen.“

„Sie spotten grundlos über mich,“ sagte Foma finster. „Das Meer fließt ja auch nirgends hin.“

„Es nimmt alle Flüsse in sich auf, und es hat heftige Stürme ... So wird auch das Lebensmeer durch die Wellen der Menschen gespeist, und der Tod erneuert seine Gewässer, damit sie nicht muffig werden ... Wenn die Menschen nicht sterben würden, während sie sich doch immer vermehren ...“

„Was macht das alles? Der Vater ist ja tot ...“

„Auch du wirst sterben ...“

„Was geht's mich also an, daß die Menschen sich vermehren?“ sagte Foma bange lächelnd.

„Ach!“ seufzte Majakin. „Das geht niemand an ... Deine Kleider denken wohl auch so: was geht es uns an, daß es auf der Welt allerlei Stoff in Menge giebt? Du hörst aber nicht auf sie, — du trägst sie auf und wirfst sie weg.“

Foma blickte den Paten vorwurfsvoll an, und als er ihn lächeln sah, fragte er erstaunt und mit Ehrfurcht:

„Ist's möglich, Vater, daß Sie den Tod nicht fürchten?“

„Mein Kindchen, ich fürchte am meisten die Dummheit,“ sagte Majakin mit giftiger Demut. „Ich bin der Meinung, daß, wenn dir ein Dummer Honig giebt, du darauf spucken mußt; wenn dir aber ein Weiser Gift giebt, dann trinke! Und ich will dir was sagen: der Barsch hat wohl eine schwache Seele, denn die Schuppen stehen ihm zu Berge ...“

Die spöttischen Worte des Alten beleidigten Foma und machten ihn zornig. Er wandte sich ab und sagte:

„Sie können nicht ohne Faxen reden.“

„Ich kann nicht!“ rief Majakin aus, und seine Augen liefen erregt hin und her. „Jeder spricht die Sprache, die er kann. Ich sehe wohl rauh aus? Nicht wahr?“

Foma schwieg.

„Ach du ... Wisse das eine — derjenige liebt, der lehrt ... Präge dir das ein ... Und denke nicht an den Tod ... Es ist wahnsinnig, Bruder, wenn ein lebendiger Mensch an den Tod denkt. Der Prediger Salomo hat sich das am besten überlegt und hat gesagt, daß selbst ein lebendiger Hund besser dran ist als ein toter Löwe.“

Sie langten zu Hause an. Die ganze Straße vor dem Hause war mit Wagen angefüllt, und aus den offenen Fenstern drang lautes Sprechen heraus. Sowie Foma im Saal erschien, packte man ihn bei den Armen und schleppte ihn zum Tisch mit dem Imbiß, indem man ihm zuredete, zu trinken und etwas zu essen. Im Saal war ein Lärm wie auf einem Markt; es war eng und schwül. Foma trank schweigend ein Glas Schnaps, dann ein zweites und drittes. Man schnalzte um ihn her mit den Lippen, der Schnaps gluckste, während er aus der Flasche gegossen wurde, die Gläser klangen ... Man sprach von dem geräucherten Störrücken, von den Baßtönen des Solisten im erzbischöflichen Chor und dann wieder vom Störrücken und davon, daß der Bürgermeister auch eine Rede hatte halten wollen, es aber nach dem Erzbischof nicht mehr gewagt hatte, da er schlechter zu sprechen fürchtete.

Jemand erzählte voll Rührung:

„Der Verstorbene machte es immer so: er nahm eine Schnitte Lachs, pfefferte sie stark, legte eine zweite Schnitte drauf und aß das auf den Schnaps.“

„Folgen wir seinem Beispiel ...“ dröhnte ein tiefer Baß.

Foma blickte finster, mit Kränkung im Herzen auf die fetten Lippen und Kiefern, die die wohlschmeckenden Speisen kauten, und er bekam Lust

aufzuschreien und alle diese Menschen fortzujagen, deren Gesetztheit noch vor kurzem seine Achtung hervorgerufen hatte.

„Sei freundlicher . . . gesprächiger!“ sagte Majakin halblaut, der in seiner Nähe auftauchte.

„Was fressen sie hier? Sind sie denn in ein Gasthaus gekommen?“ sagte Foma laut und zornig.

„Pst!“ bemerkte Majakin erschrocken und wandte sich schnell mit einem liebenswürdigen Lächeln um.

Es war aber zu spät: sein Lächeln half nicht mehr. Fomas Worte waren gehört worden — der Lärm und das Sprechen im Saal verstummten, manche von den Gästen liefen unruhig hin und her, manche furchten gekränkt die Stirne, legten Gabel und Messer hin, gingen vom Imbißtisch fort und blickten Foma schief an.

Er begegnete ihren Blicken, ohne die Augen zu senken, zornig und schweigsam.

„Ich bitte zu Tische!“ schrie Majakin, der wie ein Funke in der Asche in der Menge auftauchte. „Bitte, nehmen Sie Platz! Gleich werden die Pfannkuchen aufgetragen.“

Foma zuckte die Achseln und ging zur Thür, indem er laut sagte:

„Ich werde nicht essen.“

Er hörte feindselige Worte hinter sich und die einschmeichelnde Stimme des Paten, der zu jemand sagte:

„Das ist ans Gram. Ignat war ihm ja Vater und Mutter.

Foma ging in den Garten, auf den Platz, wo der Vater gestorben war, und setzte sich dort. Das Gefühl der Einsamkeit und Bangigkeit bedrückte ihm die Brust. Er machte den Hemdkragen auf, um sich das Atmen zu erleichtern, stützte sich auf den Tisch, preßte den Kopf mit den Händen zusammen und erstarrte regungslos. Ein feiner Regen tröpfelte herab, und das Laub des Apfelbaums rauschte melancholisch. Er blieb lange einsam sitzen, ohne sich zu rühren und sah zu, wie

vom Apfelbaum kleine Tropfen auf den Tisch fielen. Vom Schnaps war ihm wüst im Kopf, und am Herzen nagte die ihm von den Menschen zugefügte Kränkung. Unbestimmte, unpersönliche Gefühle und Gedanken keimten in ihm auf und verschwanden; vor ihm flimmerte der nackte Schädel des Paten in einem Kranz von Silberhaaren und mit einem dunkeln Gesicht, das den alten Heiligenbildern ähnlich sah. Dieses Gesicht mit dem zahnlosen Mund und dem tückischen Lächeln erregte in Foma Abneigung und Besorgnis und verstärkte in ihm noch mehr das Gefühl der Einsamkeit. Dann tauchten vor ihm die sanften Augen der Medinskaja und ihre kleine, schlanke Gestalt auf, und neben ihr erschien auf einmal die stattliche, große, rotwangige Ljubowj Majakina mit den lachenden Augen und dem riesengroßen, goldblonden Zopf. „Hoffe nicht auf die Menschen . . . erwarte nicht viel von ihnen," erklangen in seiner Erinnerung die Worte des Vaters. Er seufzte bange und schaute um sich. Die Blätter auf den Bäumen bebten unter dem Regen, und die Luft war mit traurigen Lauten erfüllt. Der graue Himmel schien zu weinen, und auf den Bäumen zitterten kalte Thränen. Und in Fomas Seele war es öde und dunkel; sie war von einem bangen Gefühl der Verwaistheit erfüllt. Doch aus diesem Gefühl erstand schon die Frage:

„Wie soll ich leben? Jetzt bin ich allein."

Der Regen hatte seine Kleider durchnäßt, und als er den Schauder der Kälte spürte, erhob er sich und ging ins Haus . . .

Das Leben zupfte ihn von allen Seiten und ließ ihn nicht bei den Gedanken und der Trauer um den Vater verweilen; am vierzigsten Tag nach dem Tode Ignats fuhr er in vollem Staat und mit einem angenehmen Gefühl in der Brust zur Feier der Grundsteinlegung des Nachtasyls. Am Tage vorher hatte ihn Medinskaja durch einen Brief benachrichtigt, daß er zum Mitglied des Baukomitees und zum Ehrenmitglied des Vereins, in

dem sie Vorsitzende war, gewählt worden war. Das gefiel ihm, und er war bei dem Gedanken an die Rolle, die er heute bei der Grundsteinlegung zu spielen hatte, sehr aufgeregt. Während der Fahrt dachte er daran, wie das alles sein würde, und wie er sich zu benehmen hätte, um vor den Menschen nicht verlegen zu werden.

„He! Halt!"

Er blickte sich um, — Majakin in einem bis zu den Füßen reichenden Rock, eine hohe Mütze auf dem Kopf und einen mächtigen Regenschirm in der Hand, lief vom Trottoir schnell auf ihn zu.

„Nun, nimm mich ein Stück mit," sprach der Alte, indem er geschickt wie ein Affe in den Wagen sprang. „Die Wahrheit zu sagen, habe ich auf dich gewartet . . . habe nach dir ausgeschaut; ich habe gedacht, es ist Zeit, daß er jetzt hinfährt."

„Gehen Sie hin?" fragte Foma.

„Gewiß! Ich muß doch sehen, wie man das Geld meines Freundes in die Erde vergraben wird."

Foma blickte ihn von der Seite an und schwieg.

„Was schielst du? Du wirst ja auch ein Wohlthäter der Menschen werden."

„Wieso denn?" fragte Foma zurückhaltend.

„Ich habe heute in der Zeitung gelesen, man hat dich zum Vereinsmitglied des Hauses da gewählt und dann noch zum Ehrenmitglied des Vereins von der Sofja."

„Ja."

„Diese Mitgliedschaft wird deiner Tasche schon fühlbar werden," seufzte Majakin.

„Das wird mich wohl nicht zu Grunde richten."

„Das weiß ich nicht," sagte der Alte boshaft. „Ich meine eigentlich, daß diese Wohlthätigkeit gar nicht klug ist . . . und ich sage sogar, daß das nichts Rechtes ist, sondern nur schädlicher Unsinn."

„Es ist also schädlich, den Menschen zu helfen?" fragte Foma herausfordernd.

„Ach, du Krautkopf du!" sagte Majakin lächelnd. „Komm einmal zu mir, ich werde dir über alles

das die Augen öffnen ... Man muß dich lehren. Kommst du?"

„Gut!" willigte Foma ein.

„Nun also. Und für jetzt sieh zu, daß du dich bei dieser Grundsteinlegung stolz hältst ... steh so, daß alle dich sehen. Wenn man dir das nicht sagt, wirst du dich hinter irgend einen Rücken verstecken."

„Warum sollte ich mich verstecken?" sagte Foma unzufrieden.

„Ich sage ja auch, daß das ganz unnötig ist. Denn das Geld hast du von deinem Vater, und die Achtung muß erblich auf dich übergehen. Die Achtung ist wie Geld. Mit ihr hat der Kaufmann überall Kredit und findet überall seinen Weg ... Dränge dich also vor, daß dich jeder sieht, und daß man dir einen Rubel wieder giebt, wenn du etwas geleistet hast, was fünf Kopeken wert ist. Wenn du dich aber versteckst, wird das sehr unvernünftig sein."

Sie kamen, als alle Personen von Bedeutung schon versammelt waren und eine Riesenmenge von Menschen die Haufen von Holz, Ziegel und Sand umringte. Der Erzbischof, der Gouverneur, die Vertreter der Notabilität der Stadt und der Administration bildeten zusammen mit den elegant gekleideten Damen eine große, grelle Gruppe und sahen der Arbeit zweier Maurer zu, die Ziegel und Kalk vorbereiteten. Majakin ging mit seinem Taufkind auf diese Gruppe zu und flüsterte:

„Hab keine Angst; wenn sie auch Seide auf dem Bauch haben, haben sie doch nichts drin."

Er begrüßte mit ehrfurchtsvoll fröhlicher Stimme den Gouverneur vor dem Erzbischof.

„Wünsch' Gesundheit, Excellenz! Segnen Sie mich, Eminenz!"

„Ah, Jakow Tarassowitsch!" rief der Gouverneur freundschaftlich aus, drückte Majakin lächelnd die Hand und schüttelte sie, während der Alte dem Erzbischof die Hand küßte. „Wie geht es Ihnen, unsterblicher Greis?"

„Danke ergebenſt, Excellenz; Sofja Pawlowna, meine tiefſte Hochachtung!“ ſprach Majakin ſchnell und drehte ſich wie ein Kreiſel in der Menge. In einer Minute war es ihm gelungen, den Gerichtspräſidenten, den Staatsanwalt und den Bürgermeiſter anzuſprechen, alle, die er als erſter zu begrüßen für nötig hielt; es waren übrigens nicht viele. Er ſcherzte, lächelte und nahm mit ſeiner kleinen Perſon die Aufmerkſamkeit aller in Anſpruch. Foma ſtand mit geſenktem Kopf hinter ihm, blickte dieſe, in reiche, goldgeſtickte Stoffe gekleideten Menſchen an, beneidete den Alten um ſeine Dreiſtigkeit, und da er ſich befangen werden fühlte, wurde er noch befangener. Da faßte ihn der Pate bei der Hand und zog ihn zu ſich hin.

„Excellenz, das iſt mein Taufkind Foma, der einzige Sohn des verſtorbenen Ignat.“

„Ah!“ ſagte der Gouverneur im Baßton. „Sehr angenehm! Ich fühle Ihr Leid mit, junger Mann!“ ſprach er weiter, indem er Foma die Hand drückte, dann ſchwieg er und fügte entſchloſſen und überzeugt hinzu: „Den Vater zu verlieren ... iſt ein ſchweres Unglück.“

Und nachdem er zwei Sekunden auf Fomas Antwort gewartet hatte, wandte er ſich von ihm ab und ſagte beifällig zu Majakin:

„Ich bin von Ihrer geſtrigen Rede im Stadtrat entzückt! Das war ausgezeichnet und geſcheit, Jakow Taraſſowitſch; indem man vorſchlug, das Geld für dieſen Volksklub zu verwenden, zeigte man geringes Verſtändnis für die wahren Bedürfniſſe der Bevölkerung:

„Und dann iſt das Kapital ſo klein, Excellenz! Da muß alſo die Stadt ihr Geld dazu geben!“

„Ganz richtig! Ganz richtig!“

„Die Mäßigkeit iſt gut, ſage ich. Gott möge das einem jeden geben. Ich trinke ſelbſt nicht ... wozu ſind aber dieſe Aufführungen, die Leſeſäle und alles das, wenn das Volk nicht einmal leſen kann?“

Der Gouverneur nickte beifällig.

„Verwendet das Geld lieber für eine technische Schule, sage ich. Wenn man in kleinem Umfang beginnt, wird das Geld ausreichen, sonst kann man in Petersburg um weitere Mittel bitten, — dort giebt man! Dann braucht die Stadt nichts zu geben und die ganze Sache ist vernünftiger."

„So ist es! Ich bin mit Ihnen ganz einverstanden! Wie die Liberalen Sie aber angeschrieen haben, was? Haha!"

„Das ist schon so ihre Art zu schreien."

Der tiefe Husten des Protodiakons kündigte den Beginn des Gottesdienstes an.

Sofja Pawlowna kam auf Foma zu, begrüßte ihn und sagte leise, mit trauriger Stimme:

„Ich habe am Tage der Beerdigung in Ihr Gesicht geblickt, und mein Herz hat sich zusammengekrampft. Mein Gott, habe ich gedacht, wie er leiden muß!"

Und Foma hörte ihr zu und trank gleichsam Honig.

„Und dieser Aufschrei! Er machte meine Seele erbeben. Sie mein armer Junge! Ich darf ja so zu Ihnen sprechen, ich bin schon alt."

„Sie!" rief Foma leise aus.

„Ist's denn nicht so?" fragte sie und blickte ihm naiv ins Gesicht.

Foma schwieg mit gesenktem Kopf.

„Glauben Sie nicht, daß ich ein altes Mütterchen bin?"

„Ich glaube Ihnen ... das heißt, ich würde an alles, was von Ihnen kommt, glauben ... aber das ist nicht wahr!" sagte Foma halblaut und eifrig.

„Was ist nicht wahr, daß Sie mir glauben?"

„Nein! Nicht das ... sondern ... Ich — verzeihen Sie! Ich kann nicht sprechen!" sagte Foma bekümmert und wurde ganz rot vor Verlegenheit. „Ich bin nicht gebildet."

„Man muß sich dadurch nicht beirren lassen,"

ſagte Medinskaja herablaſſend. „Sie ſind noch jung, und die Bildung iſt allen zugänglich. Es giebt aber Menſchen, für welche ſie nicht nur überflüſſig iſt, ſondern die ſie verderben könnte. Das ſind Menſchen mit reinem Herzen . . . vertrauensvoll und offenherzig wie Kinder . . . und Sie gehören zu dieſen Menſchen. Sie ſind ja ſo, nicht wahr?“

Was konnte Foma auf dieſe Frage erwidern? Er ſagte offen:

„Ich danke Ihnen vielmals!“

Und als er ſah, daß ſeine Worte in Medinskajas Augen einen luſtigen Glanz hervorriefen, kam er ſich lächerlich und dumm vor, ärgerte ſich über ſich ſelbſt und ſagte mit gedämpfter Stimme:

„Ja, ich bin ſo — was ich auf dem Herzen habe, habe ich auch auf der Zunge. Ich kann mich nicht verſtellen; wenn mir komiſch zu Mute iſt, lache ich offen . . . ich bin dumm!“

„Aber warum ſprechen Sie ſo?“ ſagte die Frau vorwurfsvoll, und indem ſie etwas an ihrem Kleide ordnete, ſtrich ſie wie zufällig über ſeine herabhängende Hand, in der er ſeinen Hut hielt, worauf Foma ſeine Hand anſah und verlegen und freudig lächelte.

„Sie werden doch am Eſſen teilnehmen?“ fragte Medinskaja.

„Ja.“

„Und morgen ſind Sie bei meiner Sitzung?“

„Gewiß!“

„Vielleicht kommen Sie auch einmal ſo, einfach zu Beſuch, ja?“

„Ich . . . danke Ihnen! Ich werde kommen!“

„Ich muß Ihnen für dieſes Verſprechen danken.“

Sie ſchwiegen. In der Luft ſchwamm die andächtige, leiſe Stimme des Erzbiſchofs, der ausdrucksvoll das Gebet ſprach, indem er ſeine Hand über die Stelle der Grundſteinlegung des Hauſes ausſtreckte.

„. . . Weder Wind noch Waſſer noch ſonſt

etwas soll es schädigen: walte über den Bau und behüte alle, die darin leben werden, vor jedem Leid ..."

„Wie inhaltsreich und schön unsre Gebete sind, nicht wahr?" fragte Medinskaja.

„Ja," sagte Foma kurz, ohne ihre Worte zu verstehen, und fühlte, daß er wieder errötete.

„Sie werden immer die Gegner unsrer kaufmännischen Interessen sein," flüsterte Majakin, der mit dem Bürgermeister neben Foma stand, laut und überzeugend. „Was macht das ihnen? Ihnen kommt es nur drauf an, von irgend einer Zeitung gelobt zu werden, und das Wesentliche können sie nicht verstehen. Sie leben nur fürs Aeußerliche und nicht um das Leben zu ordnen ... ihr Maßstab ist Schweden und die Zeitungen! Der Doktor hat mich gestern die ganze Zeit mit Schweden gestichelt; er sagt, die Volksbildung in Schweden und alles andre dort sei ein Muster! Was ist aber Schweden? Vielleicht ist dieses Schweden nur etwas Ausgedachtes und wird nur als Beispiel angeführt ... und die Bildung und alles übrige existiert dort gar nicht. Wir leben ja auch nicht für dieses Land, und es kann uns keiner Prüfung unterziehen ... wir müssen unser Leben unserm Leisten anpassen. Ist's so?"

Und der Protodiakon summte mit zurückgeworfenem Kopfe:

„Ewiges Gedächtnis dem Gründer dieses Hauses!"

Foma fuhr zusammen, doch Majakin stand schon neben ihm und fragte, indem er ihn am Aermel zupfte:

„Gehst du zum Essen hin?"

Und das sammetweiche, warme Händchen der Medinskaja glitt wieder über Fomas Hand.

Das Essen war für Foma eine wahre Folter. Er befand sich zum erstenmal im Leben zwischen so eleganten Leuten und sah, daß sie beim Essen und Sprechen alles besser machten als er, und er fühlte, daß ihn von der gegenübersitzenden Medinskaja nicht der Tisch, sondern ein hoher Berg trennte.

Neben ihm saß der Sekretär des Vereins, in den Foma als Ehrenmitglied gewählt worden war — es war ein junger Beamter, der Uchtischtschew hieß. Er sprach mit einem hohen, klangvollen Tenor, und dick, klein, rundwangig, wie er war, und dabei ein lustiger Plauderer, erinnerte er an eine neue Schelle.

„Das Beste in unserm Verein ist die Vorsitzende, das Vernünftigste, was wir darin thun, ist, unsrer Vorsitzenden den Hof zu machen, das Schwerste ist, unsrer Vorsitzenden ein Kompliment zu sagen, das sie befriedigen könnte, und das Gescheiteste ist, die Vorsitzende schweigend und ohne Hoffnungen zu bewundern. So daß Sie eigentlich kein Mitglied des ‚Vereins für Armenpflege und so weiter' sind, sondern ein Mitglied des Vereins der Tantaluſſe, die im Dienst von Sofja Medinskaja stehen."

Foma hörte dem Geplauder zu, blickte hie und da die Vorsitzende an, die eingehend mit dem Polizeimeister sprach, brummte seinem Nachbar etwas als Antwort zu, indem er sich den Anschein gab, mit dem Essen beschäftigt zu sein, und wünschte, das alles wäre schon zu Ende. Er kam sich armselig, dumm und lächerlich vor und war sicher, daß alle ihn beobachteten und ihn bekrittelten. Das legte ihm unsichtbare Fesseln auf und ließ ihn weder sprechen noch denken. Endlich geriet er in einen solchen Zustand, daß die Reihe der verschiedenen Gesichter, die sich ihm gegenüber den Tisch entlang zog, ihm ein langer, wellenartiger, weißer Streifen mit Tupfen von lachenden Augen zu sein schien, und alle diese Augen stachen ihn quälend.

Majakin saß neben dem Bürgermeister, drehte die Gabel schnell in der Luft hin und her und sprach auf ihn ein, indem er seine Runzeln spielen ließ. Der Bürgermeister, ein grauhaariger, rotbackiger Mensch mit einem kurzen Hals, blickte ihn wie ein Ochse mit beharrlicher Aufmerksamkeit an und klopfte ab und zu bejahend mit dem Daumen auf die Tischkante. Die animierte Unterhaltung

und das Lachen übertönten die laute Rede des Paten, und Foma konnte kein einziges Wort davon hören, um so mehr, als in seinen Ohren unablässig der Tenor des Sekretärs klang:

„Sehen Sie, jetzt hat sich der Protodiakon erhoben und lädt seine Lunge mit Luft . . . er wird gleich Ignat Matwjeitsch eine Seelenmesse halten."

„Könnte ich nicht fortgehen?" fragte Foma leise.

„Warum denn nicht? Das werden alle begreifen."

Die schallende Stimme des Diakons übertönte und zerdrückte gleichsam den Lärm im Saal; die angesehene Kaufmannschaft starrte entzückt in den großen, weit offenen Mund, aus dem sich die tiefen Töne ergossen. Foma benützte diesen Moment, erhob sich vom Tisch und verließ den Saal.

Nach einer Minute saß er, frei aufatmend, in seinem Wagen und dachte besorgt daran, daß er zwischen diesen Herren nicht an seinem Platz sei. Er nannte sie im Geiste geleckt, ihr Glanz mißfiel ihm, ihm mißfielen ihre Gesichter, ihr Lächeln, ihre Worte, aber die Freiheit und Geschicklichkeit ihrer Bewegungen, ihre Fähigkeit, über alles und viel zu sprechen, ihre schöne Kleidung, das alles erregte in ihm ein Gemisch von Neid und Achtung ihnen gegenüber. Das Bewußtsein, daß er nicht so leicht und so viel zu sprechen verstand wie alle diese Menschen, drückte ihn und machte ihn traurig, und er erinnerte sich dabei, daß Ljuba Majakina ihn mehr als einmal deswegen ausgelacht hatte.

Foma liebte Majakins Tochter nicht, und nachdem er von Ignat von dem Vorhaben des Paten, ihn mit Ljuba zu verheiraten, erfahren hatte, begann er sie selbst zu meiden. Doch nach dem Tode des Vaters kam er fast täglich zu Majakins, und eines Tages sagte Ljuba zu ihm:

„Ich schaue dich an, und weißt du was? Du siehst einem Kaufmann gar nicht ähnlich."

„Auch du siehst nicht wie eine Kaufmanns-

tochter aus!" ſagte Foma und blickte ſie mißtrauiſch an.

Er begriff den Sinn ihrer Worte nicht: wollte ſie ihn dadurch kränken oder ſagte ſie das einfach ſo.

„Gott ſei Dank!" erwiderte ſie und lächelte gut und freundſchaftlich.

„Worüber freuſt du dich?" fragte er.

„Daß wir unſern Vätern nicht ähnlich ſehen."

Foma blickte ſie erſtaunt an und ſchwieg.

„Sag aufrichtig," fragte ſie mit geſenkter Stimme, „du liebſt meinen Vater nicht? Er gefällt dir nicht?"

„Nicht ... beſonders," ſagte Foma langſam.

„Nun, und ich liebe ihn gar nicht."

„Warum?"

„Für vieles ... Wenn du geſcheiter biſt, wirſt du es ſelbſt verſtehen. Dein Vater war beſſer."

„Und ob!" ſagte Foma ſtolz.

Nach dieſem Geſpräch bildete ſich bei ihnen faſt plötzlich eine Neigung zu einander aus, die ſich von Tag zu Tag entwickelte und bald den Charakter einer etwas ſeltſamen Freundſchaft annahm.

Ljuba war im ſelben Alter wie ihr Taufbruder, ſie behandelte ihn aber wie eine Erwachſene einen Knaben. Sie ſprach mit ihm herablaſſend, zog ihn oft auf, und in ihren Reden kamen immerfort Worte vor, die Foma nicht kannte und die ſie mit einem beſonderen Nachdruck und mit ſichtbarem Vergnügen ausſprach. Sie liebte beſonders von ihrem Bruder Taraß zu ſprechen, den ſie nie geſehen hatte, von dem ſie aber auf eine ſolche Weiſe ſprach, daß er den mutigen, edlen Räubern der Tante Anfiſſa ähnlich wurde. Oft, wenn ſie ſich über ihren Vater beklagte, ſagte ſie zu Foma:

„Du wirſt ein ebenſolcher Filz werden."

Das alles war Foma unangenehm und verletzte ſeine Eitelkeit ſehr. Doch manchmal war ſie aufrichtig, einfach und auf eine beſondere, freundſchaftliche Art liebenswürdig zu ihm; dann öffnete ſich

ihr sein Herz, und beide vertrauten einander lange und offen ihre Gedanken und Gefühle.

Sie sprachen beide viel und innig und verstanden einander nicht: Foma schien es, daß alles, worüber Ljuba sprach, für ihn fremd und für sie überflüssig sei, und zugleich sah er deutlich, daß seine ungekünstelten Worte sie nicht im geringsten interessierten, und sie dieselben nicht verstehen wollte. Wie lange eine solche Unterhaltung auch dauern mochte, so gab sie ihnen doch nichts als das Gefühl von Unbehaglichkeit und Unzufriedenheit. Eine unsichtbare Wand von Mißverständnissen schien sich plötzlich zwischen sie zu stellen und sie zu trennen. Sie wagten nicht, diese Wand zu berühren, einander zu sagen, daß sie dieselbe fühlten, und sie setzten ihre Gespräche fort, indem sie sich dunkel bewußt waren, daß in jedem von ihnen etwas enthalten war, was sie näher bringen und vereinigen konnte.

Als Foma in das Haus des Paten kam, traf er Ljuba allein. Sie kam ihm entgegen, und man sah, daß sie entweder unwohl oder verstimmt war: ihre Augen glänzten fieberhaft und waren von dunkeln Ringen umgeben. Sie hüllte sich frierend in einen Shawl ein und sagte lächelnd:

„Es ist gut, daß du gekommen bist! Ich sitze hier allein, es ist langweilig, ich habe keine Lust, irgendwohin zu gehen. Willst du Thee trinken?"

„Ja. Was ist mit dir, ist dir unwohl?"

„Geh ins Speisezimmer, ich werde den Samowar bringen lassen," sagte sie, ohne auf seine Frage zu antworten.

Er ging in eines der kleinen Zimmer des Hauses, das zwei Fenster nach dem Vorgarten zu hatte. In der Mitte stand ein ovaler Tisch, der von altertümlichen Lederfesseln umringt war, auf einer Zwischenwand hing die Uhr in einem langen Gehäuse mit einer Glasthür, in der Ecke stand ein Glasschrank mit Geschirr, und an der Wand gegenüber den Fenstern befand sich ein Büffett aus Eichenholz, welches die Größe einer geräumigen Kammer hatte.

„Kommſt du vom Feſteſſen?“ fragte Ljuba, indem ſie ins Zimmer trat.

Foma nickte ſchweigend.

„Nun, war es ſehr nobel?“

„Furchtbar!“ lächelte Foma. „Ich ſaß wie auf Kohlen, alle ſahen wie Pfauen aus, und ich wie eine Eule.“

Ljuba nahm Geſchirr aus dem Schrank heraus und erwiderte ihm nichts.

„Warum biſt du denn heute ſo traurig?“ fragte Foma wieder, indem er ihr düſteres Geſicht anblickte.

Sie wandte ſich zu ihm um und ſagte voll Entzücken und Bangigkeit:

„Ach Foma! Was für ein Buch ich geleſen habe! Wenn du das verſtehen könnteſt!“

„Es ſcheint ein gutes Buch zu ſein, wenn es dich ſo aufgerüttelt hat,“ ſagte Foma lächelnd.

„Ich hab' nicht geſchlafen, hab' die ganze Nacht geleſen. Verſteh doch: man lieſt, und es iſt, als ob ſich die Thüren in irgend ein andres Reich öffneten. Die Menſchen ſind anders uud ihre Reden und alles! Das ganze Leben ...“

„Ich liebe das nicht,“ ſagte Foma unzufrieden. „Das alles iſt Erfindung und Betrug. Auch das Theater. Die Kaufleute ſind dort zum Spott dargeſtellt, ſind ſie denn wirklich ſo dumm? Natürlich! Denke einmal an den Paten.“

„Das Theater iſt eine Schule,“ ſagte Ljuba belehrend. „Die Kaufleute waren ſo. Und was für ein Betrug kann denn in den Büchern enthalten ſein?“

„Wie in Märchen. Es iſt alles nicht wie in der Wirklichkeit.“

„Du irrſt dich! Du haſt ja keine Bücher geleſen, — wie kannſt du denn urteilen? Gerade in ihnen iſt die Wirklichkeit. Sie lehren zu leben.“

„Aber —!“ und Foma machte eine wegwerfende Handbewegung. „Laß das, aus deinen Büchern wird nichts Rechtes herauskommen! Sieh mal, dein Vater lieſt keine Bücher, und er iſt geſcheit!

Ich hab' ihm heute zugesehen und hab' ihn beneidet. Er geht mit allen mit solchem Verständnis und so frei um, hat für jeden ein Wort. Man sieht gleich, daß er alles, was er will, erreichen wird."

„Was will er erreichen?" rief Ljuba aus. „Nichts als Geld. Und es giebt Menschen, die für alle auf Erden das Glück erstreben, und dafür arbeiten sie, leiden und kommen um, ohne sich dabei zu schonen! Kann man mit ihnen den Vater vergleichen?!"

„Du brauchst nicht zu vergleichen. Ihnen gefällt wohl das eine, und dem Paten das andre."

„Ihnen gefällt nichts!"

„Wieso denn?"

„Sie wollen alles ändern."

„Sie mühen sich also aus irgend einem Grunde ab?" erwiderte Foma. „Sie wollen etwas?"

„Das Glück für alle!" rief Ljuba erregt aus.

„Nun, ich verstehe das nicht," sagte Foma kopfschüttelnd. „Wer sorgt denn für mein Glück? Und dann, was können sie mir für ein Glück verschaffen, wenn ich selbst noch nicht weiß, was ich brauche? Nein, du solltest die Leute ansehen, die dort beim Essen waren."

„Das sind keine Menschen!" erklärte Ljuba kategorisch.

„Ich weiß nicht, wer sie nach deiner Meinung sind, man sieht aber gleich, sie wissen ihren Platz. Es sind geschickte, anstellige Menschen."

„Ach Foma!" rief Ljuba betrübt aus. „Du verstehst nichts! Dich bringt nichts in Erregung! Du hast etwas Träges in dir."

„So, jetzt geht's los! Ich hab' mich einfach noch nicht genügend umgesehen."

„Du bist einfach ohne Inhalt," erklärte Ljuba bestimmt und fest.

„Du warst nicht in meiner Seele," entgegnete Foma ruhig. „Du kennst meine Gedanken nicht."

„Woran kannst du denn denken?" sagte Ljuba und zuckte die Achseln.

„So! Erſtens bin ich allein. Zweitens muß ich leben. So wie ich jetzt bin, kann man nicht leben — verſteh' ich das denn nicht? Ich will von den Leuten nicht verſpottet werden. Ich kann mit ihnen nicht einmal ſprechen. Ich verſteh' auch nicht zu denken," ſchloß Foma ſeine Auseinanderſetzungen und lächelte verlegen.

„Man muß leſen, man muß lernen," riet Ljuba eindringlich, indem ſie im Zimmer herumging.

„In meiner Seele bewegt ſich etwas," ſprach Foma weiter, ohne ſie anzuſehen, wie zu ſich ſelbſt, „doch ich kann es nicht verſtehen. Ich ſehe, daß alles, was der Pate ſpricht, ſachlich und geſcheit iſt. Doch das lockt mich nicht. Jene Menſchen ſind mir viel intereſſanter."

„Die Ariſtokratie?" fragte Ljuba.

„Ja."

„Dort biſt du auch am rechten Platz!" ſagte Ljuba, verächtlich lächelnd. „Ach du! Sind das denn Menſchen? Haben ſie eine Seele?"

„Woher kennſt du ſie? Du biſt doch mit ihnen nicht bekannt."

„Und die Bücher? Habe ich denn nicht geleſen?"

Das Mädchen brachte den Samowar, und das Geſpräch wurde unterbrochen. Ljuba goß ſchweigend den Thee auf. Foma ſchaute ſie an und dachte an Medinskaja. Mit ihr würde er gern geſprochen haben.

„Ja—a," begann das junge Mädchen ſinnend, „ich überzeuge mich mit jedem Tag mehr davon, daß es ſchwer iſt zu leben. Was ſoll ich thun? Heiraten? Wen denn? Einen Kaufmann, der das ganze Leben hindurch die Menſchen ausrauben, trinken und Karten ſpielen wird? Einen wilden Menſchen? Ich will nicht! Ich will eine Individualität bleiben, ich bin eine, denn ich verſtehe ſchon, wie ſchlecht das Leben eingerichtet iſt. Soll ich ſtudieren? Wird mich der Vater denn fortlaſſen? Mein Gott! Soll ich fliehen? Dazu reicht mein Mut nicht aus. Was ſoll ich denn thun?"

Sie preßte die Hände zuſammen und ſenkte den Kopf über den Tiſch.

„Wenn du wüßteſt, wie ekelhaft alles iſt! Keine lebende Seele iſt um mich herum. Seit die Mutter tot iſt, hat der Vater alle fortgejagt. Manche ſind fortgegangen, um zu ſtudieren. Lipa iſt fort. Sie ſchreibt mir: ‚Lies.‘ Ach, ich leſe! Ich leſe!“ rief ſie mit Verzweiflung in der Stimme aus, ſchwieg eine Weile und ſprach traurig weiter:

„In den Büchern giebt es das nicht, was das Herz braucht, und ich verſtehe vieles darin nicht. Endlich langweilt es mich, es langweilt mich, immer allein, ganz allein zu leſen! Ich will mit einem Menſchen ſprechen, und es giebt keinen! Ich kann es nicht ertragen. Man lebt nur einmal; es iſt ſchon Zeit zu leben, und es iſt noch immer niemand da, niemand! Wozu ſoll ich leben? Lipa ſagt: ‚Lies, dann wirſt du's verſtehen.‘ Ich will Brot, und ſie giebt mir einen Stein. Ich verſtehe, was nötig iſt; es iſt nötig, das zu verteidigen, was man liebt, woran man glaubt, man muß kämpfen.“

Und beinahe ſtöhnend ſchloß ſie:

„Ich bin aber allein! Mit wem ſoll ich kämpfen? Es giebt keine Feinde, keine Menſchen! Ich lebe ja im Gefängnis!“

Foma hörte ihr zu, indem er die Finger ſeiner Hand genau muſterte, er hörte einen großen Schmerz in ihren Worten, doch er verſtand ſie nicht. Und als ſie bedrückt und traurig ſchwieg, fand er nichts, was er ihr hätte ſagen können, als die Worte, die einem Vorwurf ähnlich ſahen:

„Du ſagſt ja ſelbſt, daß die Bücher dir nichts wert ſind, und mir rätſt du zu leſen.“

Sie blickte ihm ins Geſicht, und in ihren Augen flammte Zorn auf.

„O, wie ſehr wünſche ich, alle jene Qualen, mit denen ich lebe, möchten in dir erwachen, daß auch du, wie ich, die Nächte vor Gedanken nicht ſchläfſt, und dir alles verekelt wird, und daß du ſelbſt dir verekelt wirſt! Ich haſſe euch alle, ich haſſe euch!“

Sie blickte ihn mit hochrotem Kopf so zornig an und sprach so boshaft, daß er erstaunt und nicht beleidigt war. Sie hatte noch nie so mit ihm gesprochen.

„Was hast du?“ fragte er sie.

„Auch dich hasse ich. Du, was bist du? Du bist tot und leer, wie wirst du leben? Was wirst du den Menschen geben?“ fragte sie halblaut und mit einer gewissen Schadenfreude.

„Nichts werde ich ihnen geben, sie sollen sich nur selbst bemühen,“ erwiderte Foma, und er wußte, daß er sie durch diese Worte noch mehr erzürnen würde.

„Du Unglücklicher!“ rief das Mädchen verächtlich aus.

Die Bestimmtheit und Kraft ihrer Vorwürfe zwang Foma unwillkürlich, ihren bösen Worten zuzuhören; er fühlte einen Sinn darin. Er rückte ihr sogar näher, doch entrüstet und zornig, wie sie war, wandte sie sich von ihm ab und schwieg.

Es war noch hell auf der Straße, und auf den Lindenzweigen vor den Fenstern lag noch der Widerschein des Abendrots, aber das Zimmer war schon von der Dämmerung erfüllt, und das Büffett, die Uhr und der Glasschrank, die von ihr umschleiert waren, erschienen gleichsam vergrößert. Der riesige Pendel sah jede Sekunde aus dem Glas des Gehäuses heraus, und nachdem er matt aufgeleuchtet hatte, versteckte er sich mit einem dumpfen, müden Laut bald rechts, bald links. Foma blickte auf den Pendel, und ihm wurde langweilig und unbehaglich zu Mute. Ljuba erhob sich und zündete die über dem Tisch hängende Lampe an. Ihr Gesicht war bleich und streng.

„Du hast mich angefahren,“ begann Foma zurückhaltend, „weswegen? Es ist mir unverständlich.“

„Ich will nicht mit dir sprechen!“ antwortete Ljuba unwirsch.

„Das ist deine Sache. Aber doch, was habe ich denn verbrochen?“

„Du?"

„Ja, ich."

„Verſteh doch, ich kann nicht atmen! Ich kann mich nicht bewegen. Iſt das denn ein Leben? Lebt man denn ſo? Wer bin ich? Eſſe das Gnadenbrot beim Vater, er behält mich der Wirtſchaft wegen, — dann heiraten — wieder die Wirtſchaft! Das iſt ein Sumpf. Ich ertrinke, ich erſticke."

„Was habe denn ich damit zu ſchaffen?" fragte Foma.

„Du biſt nicht beſſer als die andern."

„Und darum bin ich ſchuldig vor dir?"

„Du biſt ſchuldig! Du mußt beſſer ſein wollen."

„Will ich es denn nicht?" rief Foma aus.

Ljuba wollte ihm darauf etwas antworten, doch in dem Augenblick ertönte irgendwo ein Läuten, und ſie ſagte halblaut, indem ſie ſich auf die Stuhllehne zurückſinken ließ:

„Der Vater."

„Ich würde nichts dagegen haben, wenn er mit dem Kommen noch gewartet hätte," ſagte Foma. „Ich habe Luſt, dir noch zuzuhören, das iſt gar ſo intereſſant."

„Ah! Meine Kinderchen, meine Täubchen!" rief Jakow Taroſſowitſch aus, der jetzt in der Thür erſchien. „Ihr trinkt Thee? Gieb mir auch welchen, Ljuba!"

Süß lächelnd und ſich die Hände reibend ſetzte er ſich neben Foma, ſtieß ihn ſcherzhaft in die Seite und fragte:

„Wovon habt ihr gegirrt?"

„So . . . von allerlei Dummheiten, antwortete Ljuba.

„Frage ich denn dich?" ſagte der Vater mit einer Grimaſſe. „Sitz und ſchweig bei deiner Weiberarbeit."

„Ich hab' ihr vom Feſteſſen erzählt," unterbrach Foma den Paten.

„Ah! So . . . Nun, ich werde auch vom Eſſen ſprechen. Ich hab' dich dabei beobachtet. Du benimmſt dich unvernünftig!"

„Das heißt wieſo?“ fragte Foma und zog unzufrieden die Brauen zuſammen.

„Das heißt, ganz einfach unvernünftig, das iſt alles. Zum Beiſpiel, der Gouverneur ſpricht zu dir, und du ſchweigſt.“

„Was ſoll ich denn zu ihm ſagen? Er ſagt, daß es ein Unglück iſt, den Vater zu verlieren ... nun, das weiß ich ja. Was kann man ihm darauf ſagen?“

„‚Da es mir von Gott auferlegt iſt, murre ich nicht, Excellenz.‘ Das hätteſt du ſagen ſollen, oder etwas Aehnliches. Die Gouverneure lieben ſehr die Demut in einem Menſchen, mein Lieber.“

„Soll ich ihn denn wie ein Schaf anſtarren?“ ſagte Foma lächelnd.

„Du haſt wie ein Schaf dreingeſehen, — das ſollteſt du nicht. Man muß weder ein Schaf noch ein Wolf ſein, ſondern man muß ihm das ſo vormachen: Ihr ſeid unſre Väter, wir ſind eure Kinder. Da wird er gleich windelweich werden.“

„Wozu braucht man das?“

„Auf jeden Fall. Ein Gouverneur kann einem immer nützen, mein Lieber.“

„Was wollt Ihr ihm beibringen, Vater!“ ſagte Ljuba leiſe und entrüſtet.

„Was denn?“

„Leiſetreterei ...“

„Das iſt nicht wahr, du gelehrte Närrin! Ich will ihm Politik beibringen und nicht Leiſetreterei, — die Politik des Lebens ... Geh lieber! Wende dich vom Böſen ab und mache uns einen Imbiß zurecht. Geh mit Gott!“

Ljuba erhob ſich ſchnell, warf das Theehandtuch aus den Händen auf die Stuhllehne und ging. Der Vater ſah ihr mit zuſammengekniffenen Augen nach und begann:

„Ich werde dein Lehrer ſein, Foma. Ich werde dich die richtigſte, wahrſte Wiſſenſchaft und Philoſophie lehren, und wenn du es begreifſt, wirſt du ohne Fehler leben.“

Foma sah, wie sich die Furchen auf der Stirn des Alten bewegten, und sie erschienen ihm den Zeilen der altslawischen Schrift ähnlich.

„Vor allem, Foma, wenn du schon auf dieser Erde lebst, hast du die Pflicht, über alles, was um dich vorgeht, nachzudenken. Weshalb? Damit du von der Unvernunft nicht selbst leidest, und durch deine Dummheit die Menschen nicht schädigst. Jetzt noch eins: Jede menschliche Angelegenheit hat zwei Gesichter, Foma. Eins ist allen sichtbar, das ist das falsche, das andre ist versteckt, und das ist das richtige. Dieses muß man finden können, um den Sinn der Sache zu verstehen ... Zum Beispiel die Nachtasyle, die Arbeits- und Versorgungshäuser und ähnliche solche Einrichtungen. Ueberleg dir, wozu sind sie da?"

„Was ist denn da zu überlegen?" sagte Foma mißmutig. „Das weiß ja ein jeder ... für die Armen, Kranken."

„Ach, Bruder! Manchmal weiß jeder, daß ein gewisser Mensch ein Schurke und ein Schuft ist, und trotzdem nennen ihn alle achtungsvoll Iwan oder Pjotr und fügen den Namen des Vaters hinzu ..."

„Wo soll denn das hinaus?"

„Das gehört alles zur Sache. Du sagst also, daß diese Einrichtungen für Arme und Bettler da sind, also zur Erfüllung des Gebotes Christi. Gut! Und wer ist ein Bettler? Der Bettler ist ein Mensch, der durch das Schicksal genötigt wird, uns an Christum zu erinnern, er ist der Bruder des Heilands, er ist seine Glocke und läutet ins Leben, um unser Gewissen zu wecken und die Sattheit des menschlichen Fleisches aufzurütteln ... Er steht vor dem Fenster und singt: Um Christi willen! und durch dieses Singen erinnert er uns an Christum, an sein heiliges Gebot, dem Nächsten zu helfen ... Doch die Menschen haben ihr Leben so eingerichtet, daß sie die Lehre Christi unmöglich erfüllen können, und Jesus Christus ist für uns ganz überflüssig geworden.

Nicht einmal, sondern hunderttausendmal haben wir ihn kreuzigen lassen, doch wir können ihn noch immer nicht aus dem Leben vertreiben, solange seine armen Brüder auf den Straßen seinen Namen singen und uns an ihn erinnern ... Und da haben wir uns jetzt etwas ausgedacht: wir sperren die Bettler in abgesonderte Häuser, damit sie nicht über die Straße gehen und unser Gewissen nicht wecken."

„Das ist gut ausgedacht!" flüsterte Foma erstaunt und starrte den Paten mit weit offenen Augen an.

„Na also!" rief Majakin aus, und seine kleinen Augen leuchteten triumphierend.

„Wieso ist denn der Vater nicht draufgekommen?" fragte Foma unruhig.

„Warte nur! Höre zu, weiter ist's noch schlimmer. Wir sind also darauf gekommen, sie in verschiedene Häuser einzusperren, und damit uns ihr Unterhalt nicht zu viel kostet, zwingen wir alle die Alten und Kranken zu arbeiten ... Wir brauchen jetzt kein Almosen zu geben, und nachdem wir unsre Straßen von dem Lumpenpack gesäubert haben, sehen wir das entsetzliche Elend und Leid nicht mehr und können also glauben, daß alle Menschen auf Erden satt, beschuht und bekleidet sind ... Dazu sind also diese verschiedenen Anstalten da, zur Verbergung der Wahrheit sind sie da, zur Vertreibung Christi aus unserm Leben! Ist das klar?"

„Ja—a!" sagte Foma, der von der gewandten Rede des Alten betäubt war.

„Und doch ist das noch nicht alles ... Die Pfütze ist noch nicht bis auf den Grund ausgeschöpft!" rief Majakin aus, indem er begeistert die Hand in der Luft schwang.

Die Furchen auf seinem Gesicht zuckten, die lange Raubtiernase bebte, und die Stimme hatte Töne der Begeisterung und Rührung.

„Wollen wir jetzt die Sache von einer andern Seite betrachten. Wer giebt am meisten für alle die Häuser, Asyle und Anstalten zum Nutzen der

Armen? Die Reichen, die Kaufleute, unſre Kaufmannſchaft ... Gut! Und wer führt das Kommando im Leben und teilt es ein? Der Adel, die Beamten und allerlei Menſchen, die nicht zu uns gehören. Von ihnen kommen auch die Geſetze, die Zeitungen und die Wiſſenſchaft — alles kommt von ihnen. Früher waren ſie Gutsbeſitzer, jetzt hat man ihnen die Erde weggenommen, und ſie ſind in den Staatsdienſt gegangen ... Auch gut! Wer ſind aber jetzt die mächtigſten Menſchen? Der Kaufmann iſt die erſte Kraft im Staat, denn bei ihm ſind die Millionen! Iſt's ſo?"

„Ja!" gab Foma zu, der ſchon das Unausgeſprochene, das in den Augen des Paten leuchtete, hören wollte.

„Alſo merke dir's," fuhr der Alte deutlich und eindringlich fort, „das Leben iſt nicht von uns, den Kaufleuten, eingerichtet worden, wir haben auch bis jetzt keine Stimme bei ſeiner Ordnung und dürfen dabei nicht mit Hand anlegen. Das Leben iſt von den andern eingerichtet worden, ſie ſind es, die darin die Räude gezüchtet haben, all die Faulenzer, Armen und Unglücklichen, und da ſie's gezüchtet haben, haben ſie das Leben beſchmutzt und verdorben, ſie müßten es auch reinigen, wenn man nach Gottes Gebot urteilt. Wir aber reinigen es, wir geben den Armen, wir ſorgen für ſie ... Alſo überleg es dir, bitte: wozu ſollen wir fremde Lumpen flicken, wenn wir ſie nicht zerriſſen haben? Wozu ſollen wir das Haus ausbeſſern, wenn wir darin nicht gewohnt haben, und es uns nicht gehört. Wird es nicht geſcheiter ſein, wenn wir beiſeite gehen und eine Zeitlang dort ſtehen und zuſchauen, wie allerlei Gezücht ſich vermehrt und die uns fremden Menſchen erſtickt? Sie können damit nicht fertig werden ... ſie haben keine Mittel. Da wenden ſie ſich an uns und ſagen: ‚Bitte, meine Herren, helfen Sie!' Und wir antworten: ‚Gebt uns Raum für die Arbeit! Schließt uns als Baumeiſter in dieſes Leben ein!' Und ſobald ſie uns einlaſſen, werden wir das Leben

mit einem Schlag von allem Uebel und allen Mängeln reinigen müſſen. Dann wird der Zar mit ſeinen eignen hellen Augen ſehen, wer ſeine wahren Diener ſind, und wie viel Verſtand ſie ſich während der Unthätigkeit ihrer Hände geſammelt haben ... Haſt du verſtanden?"

„Wie könnte man da nicht verſtehen!" rief Foma aus.

Als der Pate von den Beamten ſprach, dachte Foma an die Perſonen, die beim Eſſen geweſen waren; ihm fiel der geſprächige Sekretär ein, und durch ſeinen Kopf huſchte der Gedanke, daß dieſer rundliche Menſch ſicher nicht mehr als tauſend Rubel jährlich bezog, während er, Foma, ein Einkommen von einer Million hatte. Aber dieſer Menſch lebte ſo leicht und frei, und er verſtand nicht und ſchämte ſich zu leben. Dieſer Vergleich und die Worte des Paten riefen in ihm einen ganzen Wirbelwind von Gedanken hervor, doch er hatte nur Zeit, den einen davon zu erfaſſen und zu geſtalten.

„Arbeitet man denn wirklich nur um des Geldes willen? Was hat man davon, wenn es keine Macht verſchafft?"

„So!" ſagte Majakin und blinzelte mit einem Auge.

„Ach!" rief Foma gekränkt aus, „wie war's denn mit dem Vater? Haben Sie mit ihm geſprochen?"

„Zwanzig Jahre hab' ich mit ihm geſprochen."

„Nun, und was hat er geſagt?"

„Meine Rede iſt nicht zu ihm gedrungen... Der Verſtorbene hat einen etwas dicken Schädel gehabt. Das Herz hielt er weit offen, und der Verſtand war tief verſteckt ... Ja—a, er hat einen Fehler gemacht, und um dieſes Geld iſt es jammerſchade."

„Mir iſt um das Geld nicht ſchade."

„Du ſollteſt verſuchen, wenigſtens den zehnten Teil davon zu verdienen, dann hätteſt du das Recht zu ſprechen."

„Darf ich hinein?" ertönte Ljubas Stimme hinter der Thür.

„Du darfst meinetwegen hereinfliegen," antwortete ihr der Vater.

„Wollt ihr gleich essen?" fragte sie, als sie hereintrat.

„Ja."

Sie ging zum Büffett und klirrte mit dem Geschirr. Jakow Tarassowitsch blickte sie an, kaute an seinen Lippen, klopfte auf einmal Foma mit der Hand aufs Knie und sagte zu ihm:

„So ist's recht, Foma! Denke nur nach . . ."

Foma antwortete ihm mit einem Lächeln und dachte sich:

‚Er ist klug, klüger als der Vater . . .'

Und er gab sich sogleich gleichsam mit einer andern Stimme zur Antwort:

‚Klüger, aber schlechter . . .'

Fünftes Kapitel.

Fomas zwiespältiges Gefühl seinem Paten gegenüber verstärkte sich mit der Zeit: indem er seine Worte aufmerksam und mit gierigem Interesse anhörte, fühlte er, wie jedes Zusammensein mit Majakin seine Antipathie gegen den Alten verstärkte. Manchmal erregte Jakow Tarassowitsch in seinem Taufkind ein Gefühl, das der Furcht ähnlich war, manchmal sogar einen physischen Ekel. Dieser stieg in Foma gewöhnlich dann auf, wenn der Alte mit etwas zufrieden war und lachte. Vom Lachen zitterten die Runzeln des Alten und veränderten jede Sekunde seinen Gesichtsausdruck; seine trockenen, dünnen Lippen hüpften, zogen sich in die Breite und entblößten schwarze Zahnstümpfe, und der rote Bart flammte wie im Feuer. Der Ton seines Lachens ähnelte dem Quietschen von rostigen Thürangeln, und der Alte selbst erinnerte an eine spielende Eidechse. Da Foma seine Gefühle nicht zu verbergen verstand, äußerte er sie vor Majakin oft und sehr grob in Worten

und Gesten, doch der Alte schien das nicht zu bemerken, ließ sein Taufkind nicht aus den Augen und leitete jeden seiner Schritte. Er kam fast gar nicht mehr in sein Geschäft, vertiefte sich gänzlich in die Angelegenheiten des jungen Gordjejew und ließ Foma viel freie Zeit übrig. Dank der Stellung Majakins in der Stadt und den verbreiteten Bekanntschaften an der Wolga ging das Geschäft glänzend, doch Majakins Eifer im Geschäft verstärkte Fomas Meinung, der Pate sei fest entschlossen, ihn mit Ljuba zu verheiraten, und das stieß ihn noch mehr von dem Alten ab.

Ljuba gefiel ihm und erschien ihm zugleich verdächtig und gefährlich für ihn. Sie heiratete nicht, und der Pate sprach nichts davon, veranstaltete keine Gesellschaftsabende, lud niemand von der Jugend zu sich ein und ließ Ljuba nirgends hingehen. Und alle ihrer Freundinnen waren schon verheiratet.

Foma bewunderte ihre Reden und hörte sie ebenso gierig an wie die Reden ihres Vaters; wenn sie aber mit Liebe und Sehnsucht von Taraß zu sprechen begann, kam es ihm vor, als verberge sie unter diesem Namen einen andern Menschen, vielleicht Jeschow, der nach ihren Worten aus irgend einem Grunde aus der Universität austreten und Moskau verlassen mußte. Es war viel Einfachheit und Güte in ihr, die Foma gefielen, und oft rief sie durch ihre Worte Mitleid in ihm hervor: sie schien ihm nicht zu leben, sondern in wachem Zustande zu träumen.

Sein Benehmen bei der Gedächtnisfeier des Vaters wurde unter der Kaufmannschaft bekannt und schuf ihm einen ungünstigen Ruf. Wenn er zur Börse kam, bemerkte er, daß alle ihn spöttisch und feindselig anblickten und auf eine besondere Art mit ihm sprachen. Einmal hörte er sogar hinter seinem Rücken den leisen, aber verächtlichen Ausruf:

„Der Gordjejew ist ein Milchbart!“

Er fühlte, daß es ihm galt, doch er wandte sich nicht um und sah nicht hin, wer ihm diese Worte

hingeworfen hatte. Die Reichen, die ihm früher Schüchternheit eingeflößt hatten, verloren in seinen Augen den Reiz des Reichtums und der Klugheit. Schon mehr als einmal hatten sie ihm die eine oder die andre einträgliche Lieferung aus den Händen gerissen; er wußte mit Bestimmtheit, daß sie es auch in Zukunft thun würden, und sie erschienen ihm alle gleich geldgierig, immer bereit, einander zu betrügen. Als er seine Beobachtung dem Paten mitteilte, sagte der Alte:

„Wie sollte es anders sein? Der Handel ist wie der Krieg ... eine gewagte Sache. Hier kämpft man um den Geldbeutel, und das Herz ist im Geldbeutel."

„Das gefällt mir nicht," erklärte Foma.

„Auch mir gefällt nicht alles, es ist viel Falschheit dabei. Man kann aber bei Geschäften nicht offen sein, man braucht Politik dabei! Da muß man zu einem Menschen gehen und dabei in der linken Hand Honig und in der rechten ein Messer halten, mein Lieber. Jeder will für eine halbe Kopeke fünf Kopeken kaufen."

„Das ist aber gar nicht gut," sagte Foma nachdenklich.

„Es wird später gut sein ... Wenn du die Obermacht gewinnst, dann ist es gut ... Das Leben ist sehr einfach, Freund Foma: entweder du würgest alle, oder du bleibest im Kot liegen."

Der Alte lächelte, und die Zahnstümpfe in seinem Mund riefen in Foma den scharfen Gedanken hervor:

‚Du hast wohl viele erwürgt.'

„Mit einem Worte, es ist ein Krieg!" wiederholte der Alte.

„Und ist das denn das Richtige?" fragte Foma und blickte Majakin forschend an.

„Das heißt, wieso das Richtige?"

„Giebt es nichts Besseres? Ist das alles?"

„Wo sollte außerdem etwas sein? Jeder lebt für sich. Jeder wünscht sich das Beste ... Und was

ist das Beste? Den Menschen voranzugehen, über ihnen zu stehen. Darum bestreben sich alle, den ersten Platz im Leben zu erreichen. Der eine versucht's so, der zweite anders. Doch alle wollen unablässig, daß man sie wie Kirchtürme schon aus der Ferne sieht. Dazu ist der Mensch auch bestimmt zur Erhöhung. Das ist sogar im Buch Hiob ausgedrückt: ‚Der Mensch wird zum Leiden geboren, um wie die Funken aufwärts zu streben.' Sieh einmal: selbst die Kinder wollen einander beim Spielen übertreffen. Und jedes Spiel hat immer seinen Höhepunkt und ist dadurch interessant. Hast du verstanden?"

„Das verstehe ich!" sagte Foma mutig und bestimmt.

„Das mußt du auch fühlen. Mit dem Begreifen allein kann man nichts erreichen, du mußt dir etwas wünschen, so sehr wünschen, daß dir der Berg wie ein Erdklumpen und das Meer wie eine Pfütze erscheint. Ach, ich habe in deinem Alter spielend gelebt! Und du zielst immer irgendwohin ... Uebrigens reift eine gute Frucht nicht schnell."

Die einförmigen Ermahnungen des Alten erreichten bald das, worauf sie berechnet waren: Foma hatte sie sich gemerkt und hatte sich den Zweck des Lebens klar gemacht. Man muß mehr sein als die andern, — das behielt er im Gedächtnis, und der durch den Alten erregte Ehrgeiz fraß sich tief in sein Herz ein. Doch er konnte ihn nicht ausfüllen, denn Fomas Beziehungen zu Medinskaja nahmen den Charakter an, den sie verhängnisvollerweise annehmen mußten. Es zog ihn zu ihr hin, er wollte sie immer sehen, und in ihrer Anwesenheit wurde er verlegen, plump und dumm. Er wußte das und litt darunter. Er war oft bei ihr, doch es war schwer, sie zu Hause allein anzutreffen: um sie herum schwirrten immer wie über einem Stück Zucker parfümierte Stutzer. Sie sprachen mit ihr französisch, sangen, lachten, und er schwieg und blickte sie voll Zorn und Neid an. Er saß mit eingezogenen Füßen

in irgend einer Ecke ihres buntdekorierten Salons, in dem es sehr schwer war, sich zu bewegen, ohne an etwas anzustoßen oder etwas umzuwerfen, — er saß da und beobachtete finster.

Sie glitt lautlos auf den weichen Teppichen an ihm vorüber, warf ihm freundliche Blicke zu und lächelte ihn an; ihr folgten ihre Anbeter, und sie alle umgingen geschickt wie Schlangen die verschiedenen Tischchen, Stühle, Wandschirme und Blumenvasen — einen ganzen Laden von hübschen und zerbrechlichen Gegenständen, die in den Zimmern mit einer Nachlässigkeit verstreut waren, die für sie und für Foma gleich gefährlich war. Der Teppich dämpfte seine Schritte nicht, wenn er ging, und all diese Gegenstände hängten sich an seinen Rock, zitterten und fielen herab ... Auf dem Klavier stand ein Matrose aus Bronze, der im Begriff war, den Rettungsring zu werfen, an dem Ring hingen Stricke aus Draht, die Foma immer an den Haaren zerrten. Das alles erregte bei Sofja Pawlowna und ihren Anbetern Heiterkeit, kostete aber Foma nicht wenig Kummer, und ihm wurde bald heiß, bald kalt.

Doch auch mit ihr allein war ihm nicht leichter. Sie empfing ihn mit einem freundlichen Lächeln, setzte sich mit ihm in eine der lauschigen Ecken des Salons und begann das Gespräch gewöhnlich damit, daß sie ihm über alles klagte:

„Sie glauben nicht, wie ich mich freue, Sie zu sehen."

Sie streckte sich wie eine Katze und sah ihm mit ihrem dunkeln Blick, in dem jetzt etwas Gieriges aufflammte, in die Augen:

„Ich liebe es, mit Ihnen zu sprechen," sagte sie singend, indem sie die Worte musikalisch dehnte. „Alle diese Menschen sind mir zuwider, sie sind so langweilig, so gewöhnlich und abgelebt. Und Sie sind frisch und aufrichtig ... Sie lieben sie ja auch nicht?"

„Ich kann sie nicht ausstehen!" antwortete Foma mit Bestimmtheit.

„Und mich?“ fragte sie leise.

Foma wandte die Augen ab und sagte seufzend:

„Zum wievielten Male fragen Sie das?“

„Ist es Ihnen peinlich, das zu sagen?“

„Es ist mir nicht peinlich, aber wozu?“

„Ich muß es wissen.“

„Sie spielen mit mir,“ sagte Foma düster.

Und sie öffnete die Augen weit und fragte im Ton der höchsten Verwunderung:

„Wie spiele ich? Was heißt das, spielen?“

Sie hatte dabei ein so engelhaftes Gesicht, daß er ihr glauben mußte.

„Ich liebe Sie, ich liebe Sie! Kann man denn das, Sie nicht lieben?“ sagte er leidenschaftlich und fügte gleich mit gesenkter Stimme traurig hinzu: „Sie brauchen das ja nicht!“

„Jetzt haben Sie's gesagt!“ seufzte Medinskaja befriedigt auf und rückte von ihm fort. „Es ist mir immer so angenehm zu hören, wie Sie das sagen, so jung, so ursprünglich, wollen Sie mir die Hand küssen?“

Er griff schweigend nach ihrer feinen, weißen Hand, beugte sich vorsichtig darüber und küßte sie heiß und lange. Sie entriß ihm lächelnd und graziös die Hand, war aber durch seine Leidenschaftlichkeit nicht im mindesten erregt. Nachdenklich, mit jenem Glanz in den Augen, der Foma stets verlegen machte, betrachtete sie ihn, wie etwas Seltenes und äußerst Interessantes, und sagte:

„Wie viel Gesundheit, Kraft und Seelenfrische Sie besitzen! Wissen Sie — ihr Kaufleute seid ein Volk, das noch gar nicht gelebt hat, ein ganzes Volk mit originellen Traditionen, mit einer riesigen Energie des Körpers und der Seele. Zum Beispiel Sie; Sie sind ja ein Edelstein, und wenn man Sie abschleifen würde . . . o!“

Wenn sie sagte: bei euch, auf eure Art, auf die kaufmännische Art, — war es Foma immer, als stoße sie ihn mit diesen Worten gleichsam von sich. Das war traurig und kränkend. Er schwieg und

sah auf ihre kleine Gestalt, die stets auf eine besonders schöne Art gekleidet war, stets wie eine Blume duftete und mädchenhaft zart war.

Manchmal flammte in ihm der wilde, brutale Wunsch auf, sie zu fassen und zu küssen. Doch ihre Schönheit und die Zartheit ihres feinen, biegsamen Körpers erregte in ihm die Furcht, sie zu zerbrechen und zu verstümmeln, während die ruhige, freundliche Stimme und der klare, aber gleichsam lauernde Blick seinen Drang abkühlte; ihm war, als schaue sie ihm in die Seele hinein und verstehe alle seine Gedanken. Doch diese Gefühlsexplosionen waren selten, und gewöhnlich äußerte der Jüngling Medinskaja gegenüber nur seine Anbetung und bewunderte alles an ihr — ihre Schönheit, ihre Worte und ihre Kleidung. Und neben dieser Anbetung lebte in ihm stets das quälende, scharfe Bewußtsein der Entfernung zwischen ihnen und ihrer Ueberlegenheit über ihn.

Dieses Verhältnis setzte sich sehr bald zwischen ihnen fest; nach zwei, drei Begegnungen hatte sich Medinskaja des Jünglings ganz bemächtigt und begann ihn langsam zu foltern. Ihr gefiel augenscheinlich die Macht über den gesunden, starken Burschen, ihr gefiel es, mit der Stimme und dem Blick allein das Tier in ihm zu wecken und es zu zähmen, und sie vergnügte sich mit diesem Spiel, überzeugt von der Unüberwindlichkeit ihrer Macht. Er verließ sie halb krank vor Erregung und nahm das Gefühl des ihm von ihr angethanen Unrechts und den Zorn auf sich selbst mit heim, — viele schwere, ihn berauschende Empfindungen. Und nach ein paar Tagen kam er wieder, um sich foltern zu lassen.

Einmal fragte er sie schüchtern:

„Sofja Pawlowna! Haben Sie Kinder gehabt?“

„Nein.“

„Das wußte ich!“ rief Foma freudig aus.

Sie blickte ihn mit den Augen eines ganz kleinen, naiven Mädchens an und sagte:

„Woher wußten Sie denn das? Und wozu brauchen Sie zu wissen, ob ich Kinder gehabt habe?“

Foma errötete, senkte den Kopf und begann ihr mit dumpfer Stimme zu antworten, gerade als stieße er die Worte aus der Erde heraus und als wöge jedes Wort einige Pud:

„Sehen Sie, wenn eine Frau, die ... das heißt, geboren hat, dann hat sie ... ganz andre Augen.“

„So—o? Was für welche denn?“

„Schamlose!“ platzte Foma heraus.

Medinskaja lachte ihr silberhelles Lachen, und auch Foma lachte bei ihrem Anblick.

„Verzeihen Sie!“ sagte er endlich. „Ich habe das vielleicht nicht schön, nicht anständig gesagt.“

„O nein, nein! Sie können nichts Unanständiges sagen. Sie sind ein reiner, lieber Junge. Ich habe also keine schamlosen Augen?“

„Sie sind bei Ihnen wie bei einem Engel!“ erklärte Foma begeistert, indem er sie mit strahlenden Augen anblickte.

Und sie sah ihn an, wie sie ihn bisher noch nicht angesehen hatte, — mit dem Blick einer Frau und Mutter, mit dem traurigen Blick der Liebe, die mit der Sorge um den Geliebten vermengt ist.

„Gehen Sie, mein Täubchen. Ich bin müde und will ausruhen,“ sagte sie, ohne ihn anzublicken, indem sie sich erhob.

Er ging gehorsam.

Einige Zeit nach diesem Vorfall verhielt sie sich ihm gegenüber strenger und ehrlicher, als schonte sie ihn, doch dann nahmen die Beziehungen die alte Form des Katze- und Mausspiels an.

Fomas Beziehungen zu Medinskaja konnten seinem Paten nicht verborgen bleiben, und eines Tages fragte der Alte, indem er eine höhnische Miene aufsetzte:

„Foma! Betaste öfters deinen Kopf, damit du ihn nicht durch einen Zufall verlierst.“

„Was meinen Sie?“ fragte Foma.

„Ich meine die Sonjka ... du gehst gar so oft zu ihr.“

„Was geht das Sie an?“ fragte Foma etwas grob. „Und was für eine Sonjka ist sie Ihnen?“

„Mir macht das nichts, mir geschieht nichts, wenn man dich aussaugt. Daß sie Sonjka heißt, das ist allen bekannt, und daß sie mit fremden Händen Kastanien aus dem Feuer zu holen liebt, ist auch bekannt.“

„Sie ist gescheit!“ erklärte Foma bestimmt, machte ein finsteres Gesicht und steckte die Hände in die Taschen. „Und gebildet.“

„Das stimmt, daß sie gescheit ist! Wie gescheit hat sie das letzte Mal den Abend arrangiert: die Einnahme betrug zweitausendvierhundert Rubel und die Ausgaben tausendneunhundert Rubel. Es dürften aber noch nicht tausend Rubel gewesen sein, denn alle machen ihr alles umsonst. Gebildet ist sie. Sie wird dich schon bilden ... und besonders die Nichtsnutze, die um sie herum sind.“

„Das sind keine Nichtsnutze, sondern kluge Menschen!“ entgegnete Foma gereizt und widersprach sich selbst. „Und ich lerne von ihnen. Was bin ich denn? Ich kann gar nichts. Was hat man mich gelehrt? Dort spricht man über alles, und jeder hat etwas zu sagen. Hindern Sie mich nicht, einem Menschen ähnlich zu werden.“

„So was! Wie du sprechen gelernt hast! So zornig, wie der Hagel aufs Dach schlägt! Nun gut ... werde einem Menschen ähnlich ... es wäre aber unschädlicher, deswegen ins Gasthaus zu gehen; die Menschen dort sind doch besser als bei Sofja. Du solltest aber die Menschen unterscheiden lernen und verstehen, wer etwas wert ist, Bursche ... Zum Beispiel Sofja ... Was stellt sie vor! Ein Insekt zur Verschönerung der Natur und sonst nichts!“

Bis ins Tiefste der Seele empört, ging Foma mit aufeinandergepreßten Zähnen von Majakin fort und schob die Hände noch krampfhafter in die Taschen.

Doch der Alte kam bald wieder auf die Medinskaja zurück.

Sie kehrten aus der Bucht nach der Besichtigung der Dampfschiffe zurück, saßen in dem sehr geräumigen, bequemen Schlitten und sprachen freundschaftlich und lebhaft von den Geschäften. Es war im März; unter den Schlittenkufen klatschte das Wasser auf, der Schnee war schon mit einer Schmutzschicht bedeckt, und die Sonne strahlte lustig und warm am klaren Himmel.

„Wenn wir da sind, gehst du gleich zu deiner Dame?“ fragte Majakin unerwartet, indem er die geschäftliche Unterredung unterbrach.

„Ja, ich geh' hin,“ antwortete Foma kurz und unzufrieden.

„Hm ... Sag einmal, bringst du ihr oft Geschenke?“ fragte Majakin einfach und mit einer gewissen Herzlichkeit.

„Was für Geschenke? Wozu?“ fragte Foma erstaunt.

„Du schenkst ihr nichts? So was ... Lebt sie also nur so, aus Liebe mit dir?“

Foma flammte vor Zorn und Scham auf, wandte sich schnell zu dem Alten um und sagte vorwurfsvoll:

„Ach! Sie sind ja ein alter Mann, und es ist eine Schande, anzuhören, was Sie sprechen! So etwas zu sagen! ... Wird sie sich denn ... zu so was herbeilassen?!“

Majakin schmatzte mit den Lippen und sagte mit singender, eintöniger Stimme:

„Was du für ein Klotz bist! Was für ein Narr!“ Und auf einmal wurde er ärgerlich und spuckte aus:

„Pfui über dich! Jedes Vieh hat aus dem Topf getrunken, es ist nur die Neige geblieben, und der Dummkopf hat sich aus dem schmutzigen Topf einen Gott gemacht ... Teufel! geh einfach zu ihr hin und sag ihr: ‚Ich will Ihr Geliebter sein ... ich bin ein junger Mensch, rechnen Sie nicht zu viel dafür.‘“

„Pate!“ ſagte Foma düſter drohend. „Ich kann das nicht mit anhören ... Wenn das jemand anders wäre ...“

„Wer außer mir wird dich denn warnen?“ Meine Herren!“ ſchrie Majakin auf und ſchlug die Hände zuſammen. „Sie hat dich alſo den ganzen Winter an der Naſe herumgeführt? Iſt das aber eine Naſe! Ach, ſo ein Luder!“

Der Alte war empört; in ſeiner Stimme klang Aerger, Zorn und ſelbſt Thränen. Foma hatte ihn noch nie ſo geſehen und ſchwieg unwillkürlich, indem er ihn anblickte.

„Sie wird dich verderben! Ach, mein Gott! Ach, dieſe babyloniſche Sünderin!“

Majakins Augen blinzelten ſchnell, die Lippen bebten, und er begann mit groben, cyniſchen Worten, leidenſchaftlich, zornig quietſchend von Medinskaja zu ſprechen.

Foma fühlte, daß der Alte die Wahrheit ſprach. Er atmete ſchwer und empfand Trockenheit und einen bittern Geſchmack im Munde.

„Laß gut ſein, Vater ...“ bat er leiſe und gequält und wandte ſich von Majakin ab.

„Ach, du mußt bald heiraten!“ rief der Alte erregt aus.

„Um Chriſti willen, ſprecht nicht!“ ſagte Foma tonlos.

Majakin blickte ſeinem Taufkind ins Geſicht und ſchwieg. Fomas Geſicht erſchien länger und bleicher, in den halbgeöffneten Lippen und dem ſehnſüchtigen Blick war viel ſchweres, bitteres Erſtaunen ... Rechts und links von der Straße lagen Felder, die mit den Fetzen der Winterbekleidung bedeckt waren. Auf den ſchwarzen, vom Schnee entblößten Stellen ſprangen geſchäftige Saatkrähen. Unter den Kufen ſpritzte das Waſſer auf, und ſchmutziger Schnee flog unter den Füßen der Pferde hervor.

„Wie dumm der Menſch in ſeiner Jugend iſt!“ rief Majakin leiſe aus. Foma blickte ihn nicht an. „Vor ihm ſteht ein Baumſtumpf, und er ſieht

eine Tierſchnauze ... er erſchreckt ſo ſich ſelbſt ... ach ja!"

„Sprecht ohne Umwege," ſagte Foma düſter.

„Was iſt da zu ſagen? Es iſt klar: Mädchen ſind Rahm, Frauen ſind Milch; die Frauen ſind nah, und die Mädchen ſind weit ... geh alſo zu Sonjka, wenn du nicht anders kannſt, und ſag ihr gerade heraus ... es ſteht ſo und ſo damit ... Närrchen! wenn ſie eine Sünderin iſt, kannſt du ſie ja leichter erreichen ... Warum machſt du alſo ein böſes Geſicht? Warum ſchmollſt du?"

„Sie verſtehen das nicht," ſagte Foma leiſe.

„Was verſtehe ich nicht? Ich verſtehe alles!"

„Das Herz ... der Menſch hat ein Herz ..." und der Jüngling ſeufzte.

Majakin kniff die Augen zu und ſagte:

„Er hat alſo keinen Verſtand."

Sechſtes Kapitel.

Foma kam von ſehnſüchtigem und rachedürſtigem Zorn erfüllt in die Stadt. In ihm loderte der leidenſchaftliche Wunſch, Medinskaja zu beleidigen, ſie zu verhöhnen. Mit feſt aufeinandergepreßten Zähnen und tief in die Taſchen geſteckten Händen ging er im Laufe einiger Stunden in den leeren Zimmern ſeines Hauſes auf und ab, zog die Brauen finſter zuſammen und preßte die Bruſt heraus. Er ſtampfte gleichmäßig und ſchwer mit den Füßen auf den Fußboden, als ſchmiede er ſeinen Zorn.

„Die Niederträchtige ... hat ſich als Engel verkleidet!" Palageja erſtand wie lebendig in ſeinem Gedächtnis, und er flüſterte ſchadenfroh und bitter:

„Die iſt eine Gefallene und iſt doch beſſer ... Sie hat nicht geheuchelt ... Die hat gleich die Seele und den Körper geſchenkt ... und dieſe hat wohl ein ſolches Herz wie ihre Bruſt iſt — weiß und hart."

Manchmal sprach die Hoffnung mit schüchterner Stimme dazwischen:

„Vielleicht ist das alles über sie erlogen . . .“

Er erinnerte sich aber an die leidenschaftliche Gewißheit und die Kraft der Worte des Paten, und der Gedanke verschwand wieder. Er preßte die Zähne noch fester aufeinander und drängte die Brust noch mehr vor. Böse Gedanken drangen wie Holzsplitter in sein Herz ein, und er verspürte einen stechenden Schmerz im Herzen.

Indem Majakin Medinskaja mit Schmutz bewarf, hat er sie für Foma erreichbarer gemacht, und dieser begriff das bald. Die Frühjahrsgeschäfte nahmen ein paar Tage in Anspruch, und Fomas empörte Gefühle beruhigten sich. Die Trauer über den Verlust des Menschen stumpfte den Zorn auf die Frau ab, und der Gedanke an die Erreichbarkeit dieser Frau verstärkte ihre Anziehungskraft. Und unmerklich begriff er plötzlich und faßte den Entschluß, zu Sofja Pawlowna hinzugehen und ihr geradeheraus und einfach zu sagen, was er von ihr wollte — das war alles! Er empfand sogar eine gewisse Freude bei diesem Entschluß und ging dreist zu Medinskaja, indem er unterwegs nur daran dachte, wie er ihr das, was er wollte, am besten und geschicktesten sagen könnte.

Die Dienerschaft der Medinskaja war seine Besuche gewohnt, und das Mädchen sagte auf seine Frage, ob die gnädige Frau zu Hause sei: „Bitte, in den Salon einzutreten. Die Gnädige ist dort allein.“

Er erschrak ein wenig; doch als er seine vom Rock tadellos umspannte stattliche Gestalt und sein gebräuntes, von einem flaumigen schwarzen Bärtchen umrahmtes, ernstes Gesicht mit den großen dunkeln Augen im Spiegel erblickte, hob er die Schultern und ging mit sicherem Schritt vorwärts durch den Saal.

Leise, sehr seltsame Saitentöne schwammen ihm entgegen; sie schienen leise und traurig zu lachen, sie beklagten sich über etwas und berührten das Herz

so zart, als bäten sie um Gehör und hofften doch nicht, es zu erlangen . . . Foma hörte Musik nicht gern — sie rief stets Traurigkeit in ihm hervor. Selbst wenn die Drehorgel im Gasthaus etwas Trauriges zu spielen begann, fühlte er ein banges Sehnen in der Brust und bat manchmal, die Orgel abzustellen, oder ging fort, da er fühlte, daß er diese Sprache ohne Worte, doch voll Thränen und Klagen nicht ruhig anhören könnte. Und jetzt blieb er bei der Salonthür unwillkürlich stehen.

Die Thür war mit langen Fäden bunter Perlen verhängt, die so aufgereiht waren, daß sie ein phantastisches Pflanzenmuster bildeten; die Fäden bewegten sich leise, und in der Luft schienen bleiche Blumenschatten zu fliegen. Diese durchsichtige Scheidewand verbarg das Innere des Salons nicht vor Fomas Augen. Medinskaja saß auf der Couchette in ihrer Lieblingsecke und spielte Mandoline. Der große japanische Schirm, der an der Wand befestigt war, beschattete die kleine Frau im dunkeln Kleide mit der Buntheit seiner Farben. Die hohe Bronzelampe mit dem roten Schirm umflutete sie mit dem Schein des Abendrots. Die zarten Töne der feinen Saiten zitterten traurig in dem engen Zimmer, das von der weichen, duftigen Dämmerung erfüllt war. Jetzt ließ die Frau die Mandoline auf ihren Schoß sinken und schien starr auf etwas vor sich hinzublicken, indem sie die Finger wieder durch die Saiten gleiten ließ. Foma seufzte auf.

Der leise Klang der Musik schwebte um Medinskaja, und ihr Gesicht veränderte sich in einem fort, als senkten sich von irgendwo Schatten darauf herab, die vom Glanz ihrer Augen zergingen.

Foma blickte sie an und fand sie so allein weniger schön als in der Anwesenheit andrer, — jetzt war ihr Gesicht ernster und älter, in den Augen fehlte der Ausdruck von Freundlichkeit und Sanftheit, und sie blickten gelangweilt und müde. Auch ihre Haltung war müde, es schien, als wolle sie sich erheben und könne es nicht. Foma merkte,

wie das Gefühl, mit dem er zu ihr gekommen war, in seinem Herzen durch ein andres ersetzt wurde. Er scharrte mit dem Fuß auf dem Boden und hüstelte ...

„Wer ist da?" fragte die Frau, indem sie erschrocken zusammenfuhr. Auch die Saiten erzitterten und gaben einen bangen Laut von sich.

„Ich bin es," sagte Foma, indem er die Perlenschnüre mit der Hand auseinanderstrich.

„Ah! Wie still Sie sind ... Ich freue mich, Sie zu sehen ... Setzen Sie sich! ... Warum waren Sie so lange nicht da?"

Sie streckte ihm die eine Hand hin und zeigte mit der zweiten auf einen kleinen Sessel neben sich, wobei ihre Augen freudig lächelten.

„Ich war in der Bucht und habe meine Dampfschiffe angesehen," sagte Foma mit übertriebener Unbefangenheit, indem er den Sessel an die Couchette heranschob.

„Liegt noch viel Schnee auf den Feldern?"

„So viel Sie wollen ... Es taut aber schon tüchtig ... Auf den Straßen ist überall Wasser."

Er blickte sie an und lächelte. Medinskaja schien die Ungezwungenheit seines Betragens und das Neue in seinem Lächeln bemerkt zu haben, — sie ordnete etwas an ihrem Kleid und rückte von ihm fort. Ihre Augen begegneten sich, und Medinskaja senkte den Kopf.

„Es taut!" sagte sie nachdenklich und betrachtete den Ring an ihrem kleinen Finger.

„Ja—a ... es sind überall Bäche ..." teilte Foma mit, indem er seine Schuhe bewunderte.

„Das ist gut ... Der Frühling wird kommen."

„Jetzt wird's nicht lange dauern ..."

„Der Frühling wird kommen," wiederholte Medinskaja leise und schien dem Klange der Worte zu lauschen.

„Die Menschen werden sich verlieben," sagte Foma lächelnd und rieb sich auf einmal kräftig die Hände.

„Haben Sie das vor?“ fragte Medinskaja trocken.

„Ich brauche das nicht ... ich bin ſchon längſt fertig ... ich bin fürs ganze Leben verliebt ...“

Und Foma rückte näher, indem er breit und verlegen lächelte.

Sie blickte ihn flüchtig an und begann wieder zu ſpielen, indem ſie auf die Saiten blickte und ſinnend ſagte:

„Der Frühling ... Wie gut das iſt, daß Sie erſt jetzt zu leben beginnen ... Das Herz iſt voll Kraft ... und es iſt nichts Finſtres drin ...“

„Sofja Pawlowna!“ rief Foma leiſe aus.

Sie hielt ihn mit einer freundlichen Bewegung auf.

„Warten Sie, Täubchen! Heute kann ich Ihnen etwas Schönes ſagen ... Wiſſen Sie, bei einem Menſchen, der viel gelebt hat, giebt es Momente, wo er in ſein Herz blickt und dort unerwartet etwas längſt Vergeſſenes findet. Es lag jahrelang irgendwo auf dem Grund des Herzens, hat aber den Duft der Jugend nicht eingebüßt, und wenn die Erinnerung es berührt, weht einem der Frühling entgegen ... die belebende Friſche des Lebens — morgens. Das iſt ſchön ... aber ſehr traurig ...“

Die Saiten zitterten und weinten unter ihren Fingern, und es war Foma, als ob dieſe Töne und die leiſe Stimme der jungen Frau zart und freundlich ſein Herz kitzelten. Er beharrte aber noch auf ſeinem Entſchluß, lauſchte ihren Worten und dachte, ohne ihren Inhalt zu verſtehen:

‚Sprich nur zu! Jetzt glaube ich keinem deiner Worte ...‘

Dieſer Gedanke reizte ihn. Und er bedauerte, daß er ihren Worten nicht ſo aufmerkſam und vertrauend wie früher zuhören konnte.

„Denken Sie daran, wie man leben muß?“ fragte ſie.

„Manchmal denkt man daran ... und dann vergißt man's wieder. Ich habe keine Zeit!“ ſagte Foma und lächelte. „Was giebt's da auch zu denken?

Das weiß man ja ... man ſieht, wie die Menſchen leben, man muß ihnen alſo nachahmen.“

„Ach, thun Sie das nicht! Es iſt ſchade um Sie. Sie ſind ſo gut! Es iſt etwas Beſonderes in Ihnen ... was denn? Ich weiß nicht! Man fühlt das aber. Und mir ſcheint, es wird Ihnen ſehr ſchwer werden, zu leben. Ich bin überzeugt, Sie werden nicht den gewöhnlichen Weg der Menſchen Ihres Kreiſes gehen ... nein! Ihnen kann ein Leben, das ganz dem Profit, der Jagd nach dem Rubel ... dieſen Geſchäften geweiht iſt, nicht angenehm ſein ... o nein! Ich weiß, Sie werden etwas andres wollen ... ja?“

Sie ſprach ſchnell, mit Unruhe in den Augen. Foma dachte, indem er ſie anblickte:

‚Wo will ſie damit hinaus?‘

Und er antwortete ihr langſam:

„Vielleicht werde ich wollen ... vielleicht will ich's ſchon ...“

Sie rückte ihm näher, blickte ihm ins Geſicht und ſagte überzeugt:

„Hören Sie! Leben Sie nicht wie alle! Richten Sie ſich das Leben irgendwie anders ein. Sie ſind ſtark und jung. Sie ſind gut!“

„Wenn ich gut bin, muß es mir auch gut gehen,“ rief Foma aus und fühlte, wie die Erregung ſich ſeiner bemächtigte und wie ſein Herz zitternd zu ſchlagen begann.

„Ach, das iſt nicht ſo! Auf Erden geht es den Guten ſchlechter als den Böſen!“ ſagte Medinskaja traurig.

Und zwiſchen ihren Fingern ſprangen wieder die zitternden Mandolinentöne hervor. Foma fühlte, daß wenn er jetzt nicht gleich mit dem, was er vorhatte, beginnen würde, er ihr ſpäter nichts mehr ſagen könnte.

‚Gott helfe mir!‘ ſagte er im Geiſte und begann mit geſenkter Stimme und mit Spannung in der Bruſt:

„Sofja Pawlowna! Es iſt genug! Ich muß

sprechen. Ich bin gekommen, um Ihnen folgendes zu sagen: es ist genug! Man muß gerade und offen handeln. Erst haben Sie mich zu sich herangezogen, und jetzt verschanzen Sie sich vor mir. Ich verstehe nicht, was Sie sprechen, mein Verstand ist taub, ich fühle aber — Sie wollen sich verstecken ... ich sehe ja — verstehen Sie, warum ich gekommen bin!"

Seine Augen brannten immer mehr, und die Stimme wurde mit jedem Worte heißer und lauter. Sie neigte sich mit dem ganzen Körper vor und sagte bange:

„O, hören Sie auf!"

„Nein, ich werde jetzt sprechen!"

„Ich weiß, was Sie sagen wollen."

„Sie wissen nicht alles!" sagte Foma drohend und erhob sich. „Ich weiß aber alles von Ihnen, alles!"

„So? Um so besser für mich," sagte Medinskaja ruhig.

Auch sie hatte sich von der Couchette erhoben, als wollte sie hinausgehen, nachdem sie aber einige Sekunden gestanden hatte, ließ sie sich wieder auf ihren Platz sinken. Ihr Gesicht war ernst, sie preßte die Lippen fest aufeinander, die Augen waren aber gesenkt, und Foma konnte ihren Ausdruck nicht sehen. Er hatte geglaubt, sie würde bei den Worten: „Ich weiß alles von Ihnen!" erschrecken, sich schämen und ihn verlegen um Verzeihung bitten, weil sie mit ihm gespielt hatte. Dann wollte er sie fest umarmen und ihr verzeihen. Es kam aber anders; ihre Ruhe machte ihn selbst verlegen, er blickte sie an und suchte nach Worten, um seine Rede fortzusetzen, konnte aber keine finden.

„Um so besser," wiederholte sie trocken und hart. „Sie haben also alles erfahren, ja? und haben mich natürlich verurteilt ... wie es auch sein sollte ... Ich verstehe ... ich bin vor Ihnen schuldig. Doch ... nein, ich kann mich nicht rechtfertigen."

Sie schwieg, griff plötzlich mit einer nervösen

Handbewegung nach ihrem Kopf und begann sich das Haar zu ordnen.

Foma seufzte tief. Die Worte der Medinskaja hatten in ihm eine Hoffnung getötet, von deren Existenz in seinem Herzen er erst jetzt erfuhr, da sie getötet war. Und er sagte mit bitterem Vorwurf, indem er den Kopf wiegte:

„Ich habe Sie oft angeschaut und habe gedacht: wie schön, wie gut sie ist, das Täubchen! Und Sie sagen jetzt selbst, daß Sie schuldig sind ... ach!"

Die Stimme des Jünglings stockte. Und die Frau lachte leise.

„Wie gut und wie komisch Sie sind ... Und wie schade ist es, daß Sie ... das alles nicht verstehen können!"

Foma blickte sie an und fühlte sich durch ihre freundlichen Worte und ihr trauriges Lächeln entwaffnet. Das Kalte und Harte, das er im Herzen gegen sie hatte, zerschmolz in ihm bei dem warmen Glanz ihrer Augen. Die Frau erschien ihm jetzt klein und schutzlos wie ein Kind. Sie sprach etwas mit freundlicher Stimme, als redete sie ihm zu, und lächelte immer, doch er hörte ihre Worte nicht.

„Ich kam zu Ihnen ohne Mitleid," unterbrach er sie. „Ich dachte: ich werde ihr alles sagen! Und ich habe nichts gesagt, ich habe keine Lust. Mein Herz ist mir eingesunken. Sie atmen so besonders... Ach, ich hätte Sie nicht sehen sollen! Was sind Sie mir? Ich muß wohl gehen!"

„Warten Sie, Täubchen, gehen Sie nicht!" sagte Medinskaja eilig und streckte ihm die Hand entgegen. „Warum denn so düster? Zürnen Sie mir nicht! Was bin ich Ihnen? Sie brauchen eine andre Freundin, die ebenso einfach ist und eine so gesunde Seele hat, wie Sie selbst. Sie muß lustig und frisch sein. Ich, ich bin ja schon alt. Ich sehne mich immer ... mein Leben ist so leer und langweilig ... so leer! Wissen Sie, wenn der Mensch sich daran gewöhnt, lustig zu leben, und sich nicht freuen kann, dann geht's ihm schlecht! Er

will freudig leben, will lachen ... er lacht aber nicht, sondern das Leben lacht über ihn ... und die Menschen ... Hören Sie! Ich rate Ihnen wie eine Mutter, ich bitte, ich flehe Sie an, hören Sie auf niemand als auf Ihr Herz! Leben Sie so, wie es Ihnen vorschreibt. Die Menschen wissen nichts, sie können nichts Wahres sagen ... hören Sie nicht auf sie!"

Da sie sich bemühte, einfach und verständlich zu sprechen, wurde sie aufgeregt, und die Worte ergossen sich eilig und unzusammenhängend eins nach dem andern. Um ihre Lippen spielte die ganze Zeit ein klagendes Lächeln, und ihr Gesicht war unschön.

„Das Leben ist sehr streng ... Es will, daß alle Menschen sich seinen Forderungen unterordnen, und nur die sehr Starken dürfen sich ihm ungestraft widersetzen ... Ob sie's dürfen? O, wenn Sie wüßten, wie schwer es ist, zu leben ... Der Mensch kommt so weit, daß er sich selbst zu fürchten beginnt ... Er zerfällt in den Richter und den Verbrecher, er richtet sich selbst und sucht nach Rechtfertigung ... und er ist bereit, bei Tag und bei Nacht mit denen zusammen zu sein, die er verachtet. die ihm unausstehlich sind — nur um nicht mit sich allein zu sein!"

Foma erhob den Kopf und sagte mißtrauisch und erstaunt:

„Ich kann unmöglich begreifen, was das ist! Auch Ljuba sagt dasselbe."

„Welche Ljuba? Was sagt sie?"

„Meine Milchschwester ... Dasselbe, — sie klagt immer über das Leben. Sie sagt, man kann nicht leben."

„O, sie ist noch jung! Und es ist ein großes Glück, daß sie schon jetzt davon spricht."

„Ein Glück!" sagte Foma spöttisch. „Ein schönes Glück, bei dem man stöhnt und klagt!"

„Hören Sie auf die Klagen ... in den Klagen der Menschen liegt immer viel Weisheit ... o!

darin liegt mehr Weisheit, als in allem andern ... Hören Sie zu, das wird Sie Ihren eignen Weg finden lehren."

Foma hörte die überzeugte Stimme der Frau und blickte verblüfft um sich. Alles war ihm längst bekannt, aber heute sah alles anders aus: eine Menge von Kleinigkeiten füllte das Zimmer, alle Wände waren mit Bildern und Konsolen bedeckt, schöne bunte Nippessachen fielen überall ins Auge. Das rote Lampenlicht stimmte traurig. Auf allem lag eine Dämmerung, und hie und da glänzten darin das Gold der Rahmen und die weißen Flecken des Porzellans matt auf. Schwere Stoffe hingen unbeweglich vor den Thüren. Das alles beengte und bedrückte Foma, und er hatte das Gefühl eines Verirrten. Die Frau that ihm leid. Doch sie reizte ihn auch.

„Hören Sie, wie ich zu Ihnen spreche? Ich möchte Ihre Mutter, Ihre Schwester sein. Noch nie hat jemand in mir ein so warmes, verwandtschaftliches Gefühl hervorgerufen wie Sie. Und Sie ... sehen mich ... so feindselig an. Glauben Sie mir? Ja? Nein?"

Er blickte sie an und sagte seufzend:

„Ich weiß nicht mehr ... Ich habe Ihnen geglaubt."

„Und jetzt?" fragte sie rasch.

„Und jetzt ist's am besten, wenn ich gehe! Ich verstehe nichts ... und ich will verstehen ... Ich verstehe auch mich nicht. Ich ging zu Ihnen und wußte, was ich sagen wollte. Und es ist eine Konfusion entstanden. Sie haben mich auf den Spieß gesteckt, haben mich aufgereizt ... Und dann sagen Sie: Ich bin deine Mutter! Das heißt: Mach, daß du fortkommst!"

„Begreifen Sie — Sie thun mir leid!" rief die Frau leise aus.

Die Gereiztheit ihr gegenüber wuchs bei Foma, und je länger er sprach, desto spöttischer wurden seine Worte ... Beim Sprechen schüttelte er immer

die Schultern, als zerreiße er etwas, das ihn gefesselt hielt.

„Ich thue Ihnen leid? Warum denn? Das brauche ich nicht ... Ach, ich kann nicht sprechen! Es ist schlimm, keine Worte zu haben. Ich würde Ihnen aber sagen ... Sie waren nicht gut zu mir, — warum haben Sie einen Menschen verführt? Bin ich Ihnen ein Spielzeug?“

„Ich wollte Sie nur in meiner Nähe haben,“ sagte Medinskaja einfach, mit schuldbewußter Stimme.

Er hörte diese Worte nicht.

„Und als es dazu kam, haben Sie Angst bekommen und haben sich vor mir verschanzt. Jetzt thun Sie Buße ... ha! Das Leben ist schlecht! Warum klagen Sie immer das Leben an? Was für ein Leben? Der Mensch ist das Leben, und außer dem Menschen giebt es gar kein Leben. Und Sie haben sich ein Ungeheuer ausgedacht, und das thun Sie, um Sand in die Augen zu streuen, um sich zu entschuldigen. Sie stellen etwas an oder verwickeln sich in allerlei Geschichten und Dummheiten und stöhnen dann! Ach, das Leben! O, das Leben! Und haben Sie es denn nicht selbst gemacht? Sie verstecken sich hinter den Klagen und verwirren dadurch die andern ... Nun, Sie sind vom Wege abgekommen, warum wollen Sie auch mich irre führen? Ist das vielleicht die Bosheit in Ihnen? Wenn es mir schlecht geht, soll es auch dir schlecht gehen, — da hast du es: ich werde dir das Herz mit meiner giftigen Thräne benetzen! Ist das so? Ach Sie! Gott hat Ihnen eine engelgleiche Schönheit gegeben, und wo ist Ihr Herz?“

Er zitterte ganz, während er ihr gegenüberstand und sie vom Kopf bis zu den Füßen vorwurfsvoll musterte. Jetzt kamen ihm die Worte frei aus der Brust, er sprach nicht laut, aber mit Kraft, und es war ihm angenehm zu sprechen.

Medinskaja blickte ihm mit erhobenem Kopf und weit offenen Augen ins Gesicht. Ihre Lippen bebten, und in den Mundwinkeln erschienen scharfe Furchen.

„Ein schöner Mensch muß auch entsprechend leben. Und von Ihnen erzählt man . . .“

Fomas Stimme brach ab, und er schloß tonlos mit einer hoffnungslosen Geste:

„Leben Sie wohl!“

„Leben Sie wohl!“ sagte Medinskaja leise.

Er reichte ihr nicht die Hand, wandte sich schroff um und ging von ihr fort. Doch schon an der Saalthür fühlte er Mitleid mit ihr und blickte sie von der Seite an. Sie stand dort allein in der Ecke, ihre Arme hingen regungslos am Körper herunter, und der Kopf war gebeugt.

Er begriff, daß er so nicht gehen konnte, wurde verlegen und sagte leise, doch ohne Reue:

„Ich habe vielleicht etwas Kränkendes gesagt, — verzeihen Sie! Ich liebe Sie ja . . . trotzdem,“ und er seufzte tief. Und die Frau lachte leise und seltsam.

„Nein, Sie haben mich nicht gekränkt . . . gehen Sie mit Gott.“

„Nun, leben Sie denn wohl!“ wiederholte Foma noch leiser.

„Ja!“ antwortete sie ebenso leise.

Foma warf die Perlenschnüre mit der Hand zurück; sie schaukelten sich, raschelten und berührten seine Wange. Er fuhr bei dieser kalten Berührung zusammen und ging, ein vages, schweres Gefühl in der Brust mitnehmend; das Herz schlug darin, als sei es in ein weiches aber festes Netz eingeschlossen.

Es war schon Nacht, der Mond schien und der Frost bedeckte die Pfützen mit Hüllen von mattem Silber. Foma ging über das Trottoir und zerschlug mit seinem Stock diese Hüllen, die traurig krachten. Die Schatten der Häuser lagen als schwarze Quadrate auf der Straße, und die der Bäume als phantastische Muster. Einige davon glichen dünnen Händen, die hilflos nach der Erde griffen.

‚Was thut sie jetzt?‘ dachte Foma und stellte sich die einsame Frau in der Ecke des engen Zimmers inmitten der rötlichen Dämmerung vor.

‚Ich ſollte ſie lieber vergeſſen,‘ dachte er. Doch er konnte nicht vergeſſen, und ſie ſtand vor ihm, indem ſie bald tiefes Mitleid, bald Gereiztheit und ſelbſt Zorn in ihm hervorrief. Ihre Geſtalt war ſo grell und die Gedanken an ſie ſo ſchwer, als trüge er dieſe Frau in der Bruſt mit. Eine Droſchke kam ihm entgegen, die die Stille der Nacht mit dem Raſſeln der Räder auf den Steinen und mit ihrem Knarren auf dem Eis erfüllte. Wenn ſie in den Streifen des Mondlichts kam, wurde ihr Lärm lauter und lebendiger, während er im Schatten ſchwerer und dumpfer klang. Der Kutſcher und der Inſaſſe wiegten ſich in der Droſchke und wurden darin emporgeſchnellt; ſie hatten ſich beide vorgeneigt und bildeten zuſammen mit dem Pferd eine große, ſchwarze Maſſe. Die Straße war mit Flecken von Licht und Schatten beſät, aber in der Ferne war das Dunkel ſo dicht, als ſei die Straße durch eine Mauer verſperrt, die ſich von der Erde in den Himmel erhob. Foma kam auf einmal der Gedanke, daß dieſe Menſchen nicht wußten, wohin ſie fuhren, und daß auch er ſelbſt nicht wußte, wohin er ging. Er ſtellte ſich ſein Haus vor — ſechs große Zimmer, in denen er allein lebte. Tante Anfiſſa war ins Kloſter gegangen, ſie würde vielleicht von dort nicht mehr zurückkehren und bald ſterben. Zu Hauſe war Iwan, der alte, taube Hausbeſorger, die alte Jungfer Sekleteja, die Köchin, das Stubenmädchen und der zottige, ſchwarze Hund, mit einer Schnauze, die ſtumpf war wie bei einem Wels. Und auch der Hund war alt.

‚Vielleicht ſollte ich wirklich heiraten!‘ dachte Foma ſeufzend.

Doch der Gedanke, daß er ſo leicht heiraten könnte, war ihm unbehaglich und ſelbſt komiſch. Er konnte gleich morgen dem Paten ſagen, er möchte ihm eine Braut ſuchen, es würde dann kein Monat vergehen, und mit ihm zuſammen würde im Hauſe ſchon eine Frau leben. Sie wird Tag und Nacht bei ihm ſein. Wenn er ihr ſagt: „Gehen wir ſpazieren!“

wird sie mit ihm spazieren gehen. Wenn er sagt: „Gehen wir schlafen!“ wird sie auch das thun. Wenn sie Lust bekommt, ihn zu küssen, wird sie ihn küssen, selbst wenn er nicht will. Und wenn er ihr sagt: „Ich will nicht, geh!“ wird sie beleidigt sein. Wovon wird er mit ihr sprechen können? Und was wird sie ihm sagen? ... Er dachte nach und stellte sich die ihm bekannten Kaufmannstöchter vor. Manche von ihnen waren sehr hübsch, und er wußte, daß jede von ihnen ihn gern heiraten würde. Doch er wollte keine einzige davon als seine Frau neben sich sehen ... Wie peinlich und unangehm es sein muß, wenn ein Mädchen zur Frau wird! Und was sagen die Neuvermählten zu einander nach der Trauung, im Schlafzimmer? ... Foma versuchte darüber nachzudenken, was er in solch einem Falle sagen würde, und lächelte verlegen, da er keinerlei passende Worte fand. Dann fiel ihm Ljuba Majakina ein. Diese würde sicher zuerst sprechen und irgendwelche ihr fremde, unverständliche Worte sagen. Ihm kam es immer vor, als ob alle ihre Worte ihr fremd seien und als ob sie das nicht sage, was ein Mädchen von ihrem Alter, ihrem Aeußern und ihrer Herkunft sagen sollte.

Hier blieben seine Gedanken an den Klagen Ljubas haften. Er ging langsamer und wunderte sich, daß alle Menschen, die ihm näher standen und mit denen er viel sprach, ihm immer vom Leben erzählten. Der Vater, die Tante, der Pate, Ljuba und Sofja Pawlowna, — sie alle lehrten ihn entweder das Leben zu verstehen, oder klagten über das Leben. Ihm fielen die von dem Alten auf dem Dampfer gesprochenen Worte vom Schicksal und viele andre Bemerkungen über das Leben, Vorwürfe und bittere Klagen ein, die er flüchtig von allerlei Menschen gehört hatte.

‚Was heißt das?‘ dachte er, ‚was ist das Leben, wenn nicht die Menschen es bilden? Und die Menschen sprechen immer so, als ob nicht sie es seien, als gäbe es noch etwas außer den Menschen,

was sie zu leben hindert. Ist das vielleicht der Teufel?'

Ein banges Angstgefühl erfaßte Foma, er fuhr zusammen und blickte rasch um sich. Auf der Straße war es leer und still; die dunkeln Fenster der Häuser blickten trübe in das nächtliche Dunkel, und hinter ihm bewegte sich sein Schatten die Mauern und Zäune entlang, Schritt für Schritt.

„Kutscher!" rief er laut und beschleunigte seinen Schritt. Der Schatten zuckte zusammen und kroch ihm nach, ängstlich, schwarz und schweigend. Foma war es, als fühle er hinter sich einen kalten Atem und als hole ihn etwas Ungeheures, Unsichtbares und Entsetzliches ein. Vor Angst lief er beinahe auf die Droschke zu, die mit lautem Gerassel aus dem Dunkel hervorkam, und nachdem er sich hineingesetzt hatte, konnte er nicht zurückblicken, obgleich er es wollte.

Siebentes Kapitel.

Seit dem Gespräch mit Medinskaja war eine Woche vergangen. Ihre Gestalt stand bei Tag und bei Nacht beharrlich vor Foma und rief ein quälendes Gefühl der Bangigkeit in ihm hervor. Er wollte zu ihr gehen und sehnte sich so nach ihr, daß ihm vom Wunsch seines Herzens, bei ihr zu sein, alle Glieder schmerzten. Doch er schwieg trübe, machte ein finsteres Gesicht und wollte seinem Wunsch nicht nachgeben, indem er sich eifrig in seine Geschäfte versenkte und den Zorn gegen diese Frau in sich aufstachelte. Er fühlte, daß wenn er zu ihr ginge, er sie nicht mehr so sehen würde, wie er sie verlassen hatte; nach dem Gespräch mit ihm mußte sich in ihr etwas geändert haben, sie würde ihn nicht mehr so freundlich empfangen wie früher und ihm nicht das helle Lächeln schenken, das in ihm ganz besondere Gedanken und Hoffnungen hervorrief. Da er fürchtete, es würde nicht mehr so, sondern

anders sein, hielt er sich immer zurück und quälte sich.

Die Arbeit und die Sehnsucht nach dem Weibe hielten ihn nicht davon ab, auch über das Leben nachzudenken. Er philosophierte nicht über dieses Rätsel, das in seinem Herzen schon ein banges Gefühl erregte; er verstand nicht zu philosophieren, doch er begann wachsam aufzuhorchen, wenn die Menschen vom Leben sprachen und gab sich Mühe, sich ihre Worte einzuprägen. Sie klärten ihm nichts auf, vergrößerten nur sein Nichtbegreifen und ließen in ihm ein mißtrauisches Gefühl ihnen gegenüber aufkeimen. Die Menschen waren geschickt, schlau und klug — das sah er; wenn man mit ihnen im Geschäftsverkehr stand, mußte man immer vorsichtig sein; er wußte schon, daß in wichtigen Fällen niemand von ihnen das sagte, was er dachte. Er beobachtete sie aufmerksam und fühlte, daß ihre Seufzer und Klagen über das Leben in ihm keinen Glauben fanden. Er sah ihnen schweigend, mit einem mißtrauischen Blick zu, und eine feine Furche durchschnitt seine Stirn.

Einmal des Morgens auf der Börse sagte der Pate ihm:

„Ananij ist gekommen. Er möchte dich sehen. Geh am Abend zu ihm! Gieb aber acht, daß deine Zunge nicht locker wird. Ananij wird daran zupfen, damit du die Geschäftsangelegenheiten ausplauderst. Er ist ein schlauer, alter Teufel ... ein heiliger Fuchs, der die Augen zum Himmel wendet und die Tatze in deinen Brustlatz steckt, um dir den Geldbeutel herauszuziehen. Gieb acht!"

„Sind wir ihm etwas schuldig?" fragte Foma.

„Gewiß! Die Barke ist nicht bezahlt, und unlängst ist eine Menge Holz von ihm genommen worden. Wenn er alles auf einmal haben will, gieb's ihm nicht. Der Rubel ist ein klebriges Ding: je länger du ihn in der Hand herumwendest, desto mehr Kopeken bleiben daran haften. Der Rubel ist wie ein guter Täuberich — er fliegt eine Weile in der

Luft, und ehe man sich umsieht, bringt er einen ganzen Taubenzug in den Schlag."

„Wie kann man's ihm aber verweigern, wenn er es fordert?"

„Wenn er weint und bittet, dann heule, gieb's ihm aber nicht."

„Ich werde hingehen," sagte Foma.

Ananij Sawitsch Schtschurow war ein reicher Holzhändler, besaß eine große Sägmühle, baute Barken und schickte Flöße aus. Er hatte mit Ignat geschäftlich verkehrt, und Foma hatte mehr als einmal den großen Alten gesehen, der gerade war wie eine Tanne, einen ungeheuren weißen Bart und lange Arme hatte. Seine große, schöne Gestalt mit dem offenen Gesicht und dem klaren Blick erregte in Foma ein Gefühl der Achtung, trotzdem er gehört hatte, dieser „Waldmensch" sei nicht durch ehrliche Arbeit reich geworden und führe bei sich zu Hause, in einem entlegenen Marktflecken eines waldreichen Gouvernements, eine schlechte Lebensweise. Auch der Vater hatte Foma erzählt, Schtschurow habe in der Jugend, als er noch ein armer Bauer war, in einer Hütte in seinem Gemüsegarten einen Zuchthäusler untergebracht, der falsches Geld für ihn prägte. Seitdem hatte Ananij reich zu werden begonnen. Eines Tages brannte die Hütte ab, und man fand in ihrer Asche eine verkohlte Menschenleiche mit einem zerschmetterten Schädel. Man erzählte im Ort, Schtschurow habe seinen Arbeiter selbst getötet und ihn dann verbrannt. Aehnliche Vorfälle ereigneten sich mehr als einmal bei dem wohlgestalteten Greis; doch man erzählte solche Geschichten von vielen reichen Leuten der Stadt, — sie alle hätten ihre Millionen auf dem Wege des Raubes und Mordes, hauptsächlich aber durch den Umsatz von falschem Geld erreicht. Foma hörte diese Gerüchte von klein auf, dachte aber nie darüber nach, ob sie wahr seien oder nicht.

Er wußte außerdem von Schtschurow, daß der Alte zwei Frauen überlebt hatte, — die eine davon

war in der ersten Nacht nach der Hochzeit in Ananijs Armen gestorben. Dann hatte er die Frau seines Sohnes an sich gelockt, der Sohn begann vor Gram zu trinken und wäre dabei zu Grunde gegangen, wenn er nicht beizeiten zur Besinnung gekommen und in ein Kloster am Irgis gegangen wäre, um dort seine Seele zu retten. Als die Schwiegertochter gestorben war, hatte Schtschurow ein stummes Bettlermädchen zu sich genommen, mit dem er noch jetzt lebte, und das vor kurzem ein totes Kind geboren hatte ... Als Foma in den Gasthof ging, in dem Ananij abgestiegen war, erinnerte er sich unwillkürlich an all das, was er vom Vater und den andern Leuten über den Alten gehört hatte, und er fühlte, daß Schtschurow ihn seltsam interessierte.

Als Foma die Thür öffnete, blieb er an der Schwelle des kleinen Zimmers, aus dessen einzigem Fenster man nur das Dach des Nachbarhauses sah, ehrerbietig stehen und erblickte den alten Schtschurow, der soeben aufgewacht war, auf dem Bette saß, sich mit den Händen darauf stützte und auf den Boden blickte; er war dabei so zusammengebückt, daß ihm der lange weiße Bart auf den Knieen lag. Doch auch in dieser Stellung erschien er groß ...

„Wer ist hereingekommen?“ fragte Ananij mit heiserer, unwirscher Stimme, ohne den Kopf zu erheben.

„Ich bin es. Guten Tag, Ananij Sawwitsch!“

Der Alte hob langsam den Kopf, kniff die großen Augen zusammen und blickte Foma an.

„Ignats Sohn, ist's so?“

„Der bin ich.“

„Nun komm her, setz dich da ans Fenster, wir wollen einmal sehen, wie du geworden bist. Soll ich dich mit Thee bewirten?“

„Ich würde gern welchen trinken.“

„Kellner!“ rief der Alte mit Anstrengung, faßte den Bart mit der Hand zusammen und begann

Foma schweigend zu beobachten. Foma blickte ihn von der Seite an.

Die hohe Stirn des Alten war von Furchen durchwühlt und hatte eine dunkle Haut. Lockige, graue Haarsträhnen bedeckten die Schläfen und die spitzen Ohren; die ruhigen, blauen Augen verliehen dem oberen Teil seines Gesichts einen weisen, gefälligen Ausdruck. Doch seine Wangen und Lippen waren dick und rot und schienen nicht zu seinem Gesicht zu passen. Die lange, dünne, nach unten gebogene Nase schien sich in dem weißen Schnurrbart verstecken zu wollen; der Alte bewegte die Lippen, unter denen kleine, gelbe Zähne hervorschauten. Er trug ein rosa Kattunhemd, das von einem Seidengürtel gehalten wurde, und schwarze Pumphosen, die in die Stiefel gesteckt waren. Foma schaute auf die Lippen und dachte, der Alte sei sicher so, wie man von ihm erzählte.

„Als Knabe warst du deinem Vater ähnlicher," sagte Schtschurow plötzlich und seufzte. Dann fragte er, nachdem er eine Weile geschwiegen hatte:

„Denkst du an den Vater? Betest du für ihn? — Man muß für ihn beten, man muß!" sprach er weiter, nachdem Foma ihm kurz geantwortet hatte. „Ignat war ein großer Sünder und ist plötzlich gestorben, ohne Buße zu thun. Ein großer Sünder!"

„Er war wohl nicht sündiger als andre Leute," erwiderte Foma düster und fühlte sich für den Vater beleidigt.

„Als wer, zum Beispiel?" fragte Schtschurow streng.

„Giebt es denn wenig Sünder?"

„Nur ein Mensch auf Erden ist sündiger als der verstorbene Ignat — es ist ... der gottvergessene Heide, dein Pate Jakow," sagte der Alte mit Nachdruck.

„Wissen Sie das sicher?" erkundigte sich Foma lächelnd.

„Ich? Ich weiß es!" sagte Schtschurow überzeugt, nickte mit dem Kopf, und seine Augen

verdunkelten sich. „Auch ich werde nicht sündenlos vor das Antlitz des Herrn kommen. Ich werde vor seinen heiligen Thron eine schwere Last bringen. Auch ich habe dem Teufel gedient, ich glaube aber an Gottes Gnade, und Jakow glaubt weder an den Himmel noch an die Hölle. Jakow glaubt nicht an Gott, das weiß ich! Und weil er nicht glaubt, wird er noch auf Erden bestraft werden!"

„Auch das wissen Sie?" fragte Foma.

„Auch das. Bilde dir nichts ein — ich weiß auch, daß das, was ich sage, dir komisch vorkommt. Du denkst dir: ‚Wie allwissend der ist!' aber der Mensch, der viel gesündigt hat, ist immer klug. Die Sünde lehrt. Darum ist Jakow Majakin auch ausnehmend klug . . ."

Foma horchte auf die heisere, überzeugte Stimme des Alten und dachte: ‚Er spürt wohl den Tod.'

Der Kellner, ein kleiner Mensch mit einem bleichen, gleichsam abgewetzten Gesicht brachte den Samowar herein und eilte mit schnellen, kleinen Schritten aus dem Zimmer. Der Alte suchte etwas in den Bündeln, die auf dem Fensterbrett lagen, und sagte, ohne Foma anzublicken:

„Du bist frech. Auch dein Blick ist dunkel. Früher gab es mehr helläugige Menschen, weil früher die Seelen heller waren. Früher war alles einfacher — die Menschen und die Sünden — und jetzt ist alles kompliziert geworden, ja, ja!"

Er goß den Thee auf, setzte sich Foma gegenüber und begann wieder:

„In deinem Alter war dein Vater Wasserschöpfer und stand mit einer Arbeiterpartie bei unserm Dorf. In deinem Alter war Ignat für mich durchsichtig wie Glas. Wenn man ihn anschaute, wußte man gleich, was das für ein Mensch war. Und ich schaue dich an und weiß nicht, was du bist, wer du bist? Auch du weißt das nicht, Bursche. Darum wirst du auch zu Grunde gehen. Alle jetzigen Menschen müssen zu Grunde gehen, denn sie kennen sich nicht. Das Leben ist

ein Sturmwind, und man muß ſich darin ſeinen Weg finden können. Wo iſt er aber? Alle irren herum. Der Teufel aber freut ſich. Biſt du verheiratet?“

„Noch nicht,“ ſagte Foma.

„Auch das. Du biſt nicht verheiratet und biſt doch wohl ſchon lange nicht mehr rein. Nun, und arbeiteſt du viel in deinem Geſchäft?“

„Ich muß das. Vorläufig bin ich mit dem Paten zuſammen.“

„Was habt ihr jetzt für eine Arbeit?“ ſagte der Alte kopfſchüttelnd, und dabei ſpielten ſeine Augen und wurden bald dunkler, bald wieder heller. „Ihr braucht euch nicht zu plagen. Früher fuhr der Kaufmann mit Pferden, um ſeine Geſchäfte zu beſorgen, im Schneegeſtöber und in der Nacht fuhr er. Die Räuber erwarteten ihn auf der Landſtraße und mordeten ihn, er ſtarb als ein Märtyrer und wuſch ſeine Sünden mit ſeinem Blut fort. Jetzt fährt man mit der Bahn, ſchickt Depeſchen aus, und zu guter Letzt haben ſie's gar ſo ausgedacht, daß man zu Hauſe in ſeinem Comptoir ſpricht und es fünf Werſt weit gehört wird. Das geht nicht ohne den Teufel zu! Der Menſch ſitzt da, bewegt ſich nicht und ſündigt, weil er ſich langweilt und nichts zu thun hat: die Maſchine thut alles für ihn. Er hat keine Arbeit, und ohne Arbeit geht der Menſch zu Grunde! Er hat ſich Maſchinen angeſchafft und denkt, das ſei gut! Die Maſchine iſt aber eine Teufelsfalle für dich. Damit fängt dich der Teufel, bei der Arbeit bleibt keine Zeit für die Sünde, bei der Maſchine iſt man aber frei! Durch die Freiheit geht der Menſch zu Grunde, wie der Wurm, der Bewohner des Erdſchoßes, in der Sonne zu Grunde geht. Der Menſch wird durch die Freiheit zu Grunde gehen!“

Nachdem der alte Ananij dieſe Worte deutlich und mit Nachdruck ausgeſprochen hatte, klopfte er mit dem Finger viermal auf den Tiſch. Sein Geſicht erſtrahlte vor boshaftem Triumph, die Bruſt

hob sich hoch, und die silbernen Barthaare bewegten sich lautlos darauf. Es wurde Foma unheimlich, ihn anzusehen und seine Worte anzuhören, denn in ihnen erklang ein unerschütterlicher Glaube, und die Macht dieses Glaubens verwirrte Foma. Er hatte schon all das vergessen, was er von dem Alten wußte und was er noch vor kurzem für wahr gehalten hatte.

„Wer dem Leib die Freiheit giebt, verdirbt die Seele!“ sagte Ananij und blickte Foma so seltsam an, als sähe er hinter ihm noch jemand, den seine Worte schmerzten und erschreckten, und dessen Schmerz und Angst ihn freute. „Und ihr alle, die ihr von heute seid, werdet durch die Freiheit zu Grunde gehen. Der Teufel hat euch gefangen und hat euch seine Maschinen und Depeschen untergeschoben. Und die Freiheit frißt schon an den Seelen der Menschen. Sage nur, warum sind die Kinder schlechter als die Väter? Von der Freiheit, ja! Darum trinken sie auch und führen ein lasterhaftes Leben mit den Weibern und haben weniger Gesundheit, weil sie weniger Arbeit haben, und haben keinen frohen Mut, weil sie keine Sorgen haben. Die Fröhlichkeit kommt während des Ausruhens, und jetzt wird niemand müde.“

„Nun,“ sagte Foma leise, „man hat auch früher wohl nicht weniger als jetzt mit dem Laster und dem Trinken zu thun gehabt.“

„Weißt du denn das? Du solltest schweigen!“ rief Ananij aus, und seine Augen funkelten. „Damals hat der Mensch auch mehr Kraft gehabt. Die Sünden haben der Kraft entsprochen. Und bei euch, bei den Menschen von heute ist weniger Kraft und mehr Sünde, und die Sünde ist häßlicher. Damals waren die Menschen wie Eichen, und das Gottesgericht wird ihrer Kraft angemessen sein. Ihre Leiber werden gewogen werden, und die Engel werden ihr Blut messen, und die Engel Gottes werden sehen, daß die Schwere der Sünde das Blut und den Leib nicht überwiegt. Verstehst du? Gott

wird den Wolf nicht verdammen, wenn der Wolf ein Schaf frißt, wenn sich aber eine ekle Ratte an dem Schaf vergangen hat, wird er die Ratte verdammen!“

„Woher kann man wissen, wie Gott den Menschen richten wird?“ fragte Foma sinnend. „Es ist ein sichtbares Gericht nötig.“

„Wozu ein sichtbares?“

„Damit die Menschen es verstehen.“

„Wer außer Gott ist mein Richter?“

Foma blickte den Alten an und senkte schweigend den Kopf. Er dachte wieder an den entlaufenen Zuchthäusler, den Schtschurow getötet und verbrannt hatte, und er glaubte wieder daran, daß es so war. Auch seine Frauen und Geliebten hatte er sicher durch seine schweren Liebkosungen ins Grab gebracht, er hatte sie mit seiner knochigen Brust erdrückt, hatte ihren Lebenssaft mit diesen dicken Lippen getrunken, die noch jetzt rot waren, als sei das Blut der Frauen, die in der Umarmung seiner langen, sehnigen Arme gestorben waren, auf ihnen noch nicht getrocknet. Und jetzt, in Erwartung des Todes, der schon irgendwo in seiner Nähe war, zählte er seine Sünden, ging über die Menschen und wohl über sich selbst zu Gericht und sagte: Wer außer Gott ist mein Richter?

„Fürchtet er sich oder nicht?“ fragte sich Foma und sann, indem er den Alten von der Seite anblickte.

„Ja, Bursche! Denke nach,“ sagte Schtschurow und wiegte den Kopf, „denke nach, wie du leben sollst. Du hast ein kleines Kapital im Herzen und nimmst dabei einen großen Anlauf. Sieh zu, daß du nicht vor dir bankrott wirst! Ha—ha—ha!“

„Woher wissen Sie, was ich im Herzen habe?“ sagte Foma düster, durch sein Lachen beleidigt.

„Ich sehe es! Ich weiß alles, weil ich lange lebe! Ach ja! Wie lange ich lebe! Die Bäume sind gewachsen, man hat sie abgehauen und hat Häuser daraus gebaut. Selbst die Häuser sind alt geworden, und ich habe das alles gesehen und lebe

immer noch! Und wenn ich manchmal mein Leben überschaue, denke ich: Ist's denn möglich, daß ein einziger Mensch so viel thun konnte? Ist's denn möglich, daß ich das alles erlebt habe?"

Der Alte blickte Foma strenge an, wiegte den Kopf und schwieg.

Es war still. Vor dem Fenster, auf dem Dach des Hauses knisterte etwas leise; das Rollen der Räder und das dumpfe Sprechen der Menschen drang von unten, von der Straße herauf. Der Samowar auf dem Tisch summte ein trauriges Lied. Schtschurow blickte starr auf das Theeglas, glättete sich den Bart, und man hörte es in seiner Brust rasseln, als wälze sich dort eine Last.

„Ist es dir schwer, ohne den Vater zu leben?" ertönte seine Stimme.

„Ich gewöhne mich daran," erwiderte Foma.

„Du bist reich, und wenn Jakow stirbt, wirst du noch reicher, er wird dir alles vermachen."

„Ich brauche es nicht."

„Was soll denn sonst damit geschehen? Er hat eine einzige Tochter, und diese Tochter solltest du heiraten. Es thut nichts, daß sie deine Taufschwester und Milchschwester ist. Das läßt sich machen! Es wäre besser, wenn du heiratetest, wie sollst du sonst leben? Du hast wohl immer mit Frauenzimmern zu thun?"

„Nein."

„Was du sagst! Ach ja! Die Kaufmannschaft stirbt aus. Mir hat ein Förster gesagt — es ist einerlei, ob das wahr ist —, daß früher alle Hunde Wölfe waren und in Hunde ausgeartet sind. So ist es auch in unserm Stand — auch wir alle werden bald zu Hunden werden. Wir werden die Bildung annehmen, werden moderne Hüte auf die Köpfe stecken und werden alles thun, was dazu nötig ist, um unser Aussehen zu verlieren. Und man wird uns durch nichts von andern Menschen unterscheiden können. Man hat die Mode eingeführt, alle Kinder ins Gymnasium gehen zu lassen. Die Kauf-

leute, der Adel und die Kleinbürger, sie alle werden gleich gemacht. Man zieht ihnen graue Kleider an und bringt ihnen allen dieselbe Bildung bei, man zieht die Menschen wie Bäume. Wozu ist das? Das weiß niemand. Auch ein Holzscheit unterscheidet sich wenigstens durch seine Fasern vom andern, und hier will man die Menschen so abhobeln, daß sie alle dasselbe Gesicht haben. Bald geht's mit uns allen zu Ende, ja—a! Vielleicht glaubt in fünfzig Jahren niemand mehr daran, daß ich, Ananij, Sawwas Sohn, mit dem Beinamen Schtschurow, auf der Welt gelebt habe, — so ist's! Und daß ich, Ananij, außer Gott niemand fürchtete. Und daß ich in der Jugend ein Bauer war und zwei und ein Viertel Djesjatinen Boden besaß, im Alter aber elftausend Djesjatinen, alles Wald, und vielleicht zwei Millionen Rubel Geld gesammelt habe."

„Man spricht immer von Geld!" sagte Foma unzufrieden. „Welche Freude hat der Mensch davon?"

„Hm," brummte Schtschurow. „Du wirst ein schlechter Kaufmann werden, wenn du die Macht des Geldes nicht verstehst."

„Wer versteht sie?" fragte Foma.

„Ich!" sagte Schtschurow überzeugt, „und jeder kluge Mensch. Jakow versteht es. Geld? Das ist viel, Bursche! Halte es dir vor Augen und bedenke, was es in sich enthält. Dann wirst du begreifen, daß das alles menschliche Kraft und menschlicher Verstand ist. Tausende von Menschen haben in dein Geld ihr Leben gelegt, und Tausende werden es noch thun. Und du kannst das ganze Geld in den Ofen werfen und zuschauen, wie es brennt. Und in diesem Moment wirst du dich für mächtig halten."

„Das thut man nicht."

„Weil die Dummköpfe kein Geld haben. Man steckt das Geld in Geschäfte, die Geschäfte geben vielen Menschen ihr Brot, und du bist der Herr aller dieser Menschen. Wozu hat Gott den Menschen erschaffen? Damit der Mensch zu ihm bete. Er

war allein und langweilte ſich allein; nun, und da bekam er Luſt, mächtig zu ſein. Und da es heißt, daß der Menſch nach Gottes Bild und Ebenbild geſchaffen wurde, will auch der Menſch Macht haben. Und was giebt Macht außer Geld? So iſt's. — Nun, haſt du mir Geld mitgebracht?"

„Nein," antwortete Foma. Von den Reden des Alten war ihm ſchwer und trübe im Kopf, und er war froh, daß das Geſpräch endlich eine geſchäftliche Wendung nahm.

„Warum nicht?" ſagte Schtſchurow mit ſtrenge gefurchten Brauen. „Der Termin iſt da — ihr müßt zahlen."

„Sie bekommen morgen die Hälfte."

„Warum die Hälfte? Gieb alles her!"

„Wir brauchen jetzt das Geld ſehr notwendig."

„Und ihr habt keins? Ich brauche es aber auch."

„Warten Sie damit!"

„Nein, Bruder, ich werde nicht warten! Du biſt nicht wie dein Vater. Grünſchnäbel deinesgleichen ſind ein unzuverläſſiges Volk. Du kannſt in einem Monat das ganze Geſchäft zu Grunde richten, und ich habe dann den Verluſt zu tragen. Gieb mir morgen alles zurück, ſonſt laſſe ich die Wechſel proteſtieren. Bei mir geht das ſchnell!"

Foma blickte Schtſchurow an und wunderte ſich. Das war nicht mehr jener Greis, der noch vor kurzem mit der Miene eines Hellſehers vom Teufel geſprochen hatte. Das Geſicht, ſowie die Augen waren damals ganz anders geweſen; jetzt blickte er hart, ſeine Lippen lächelten unbarmherzig, und die Aederchen auf den Wangen, bei den Nüſtern, zitterten gierig. Foma ſah, daß, wenn er nicht zum Termin bezahlen würde, der Alte ihn wirklich nicht ſchonen und die Firma ſofort durch den Proteſt der Wechſel in Verruf bringen würde.

„Die Geſchäfte ſcheinen ſchlecht zu gehen?" lächelte Schtſchurow. „Nun, ſage die Wahrheit, — wo haſt du das Geld des Vaters verſtreut?"

Foma wollte den Alten auf die Probe ſtellen.

„Das Geſchäft geht nicht glänzend," ſagte er düſter, „es kommen keine Beſtellungen. Wir haben keine Angabe bekommen, und ſo geht es etwas ſchwer."

„So—o? Soll ich helfen, iſt's ſo?"

„Haben Sie die Güte, verſchieben Sie den Zahlungstermin," bat Foma mit beſcheiden geſenkten Augen.

„Hm, alſo ſoll ich aus Freundſchaft für den Vater helfen? — Gut, ich werde helfen."

„Und für wie lange wollen Sie's aufſchieben?" erkundigte ſich Foma.

„Für ein halbes Jahr."

„Ich danke vielmals."

„Wofür denn? Du biſt mir elftauſendſechshundert Rubel ſchuldig. Alſo höre: ſchreibe mir die Wechſel auf fünfzehntauſend um, zahle die Prozente für dieſe Summe im vorhinein, und zur Sicherheit mußt du mir einen Pfandbrief auf deine zwei Barken geben."

Foma erhob ſich vom Seſſel und ſagte lächelnd:

„Schicken Sie morgen die Wechſel, ich werde Ihnen alles bezahlen."

Auch Schtſchurow erhob ſich behäbig von ſeinem Platz und ſagte ruhig, ohne bei Fomas ſpöttiſchem Blick die Augen zu ſenken, indem er ſich die Bruſt befühlte:

„Es iſt mir auch ſo recht."

„Haben Sie Dank für die Gefälligkeit."

„Was iſt da zu machen! Du wehrſt dich, ſonſt hätte ich dir die Gefälligkeit erwieſen!" ſagte der Alte träge, und zeigte ſeine Zähne.

„Ja! Wenn man in Ihre Hände kommt . . ."

„Dann wird einem warm."

„Das glaube ich wohl."

„Nun, jetzt iſt's aber genug, Bürſchchen!" ſagte Schtſchurow ſtreng. „Wenn du auch von dir glaubſt, daß du nicht dumm biſt, ſo iſt es doch zu früh. Du haſt bei mir nicht verloren und fängſt ſchon an zu prahlen! Gewinne einmal bei mir, dann kannſt

du vor Freude tanzen. Leb wohl, und halte morgen das Geld bereit."

„Seien Sie unbesorgt. Leben Sie wohl!"

„Mit Gott!"

Als Foma aus dem Zimmer trat, hörte er, wie der Alte lange und laut gähnte und dann mit heiserem Baß zu singen begann:

„Eröffne uns die Thü—üren der Barmherzigkeit ... gebene—edeite Muttergottes ..."

Foma nahm ein zwiespältiges Gefühl dem Alten gegenüber mit: Schtschurow gefiel ihm und war ihm zugleich widerwärtig.

Er dachte an die Worte des Alten von der Sünde, an die Macht seines Glaubens an Gottes Barmherzigkeit, und Schtschurow erregte in ihm ein Gefühl, das der Achtung ähnlich sah.

„Auch dieser spricht vom Leben ... er kennt seine Sünden und weint und klagt nicht ... Ich habe gesündigt und werde Rede stehen ... ja—a. Und Sie ...?" Er dachte an Medinskaja, und sein Herz krampfte sich vor Sehnsucht zusammen.

„Sie thut Buße ... und man kann nicht ins reine kommen, ob sie das mit Absicht thut, um nicht gerichtet zu werden, oder ob ihr wirklich das Herz schmerzt ... Und er sagt: wer außer Gott ist mein Richter? So ist's ..."

Es schien Foma, als beneide er Ananij, und er dachte schnell an Schtschurows Versuche, ihn auszuranben. Das rief in ihm einen Widerwillen gegen den Alten hervor, er konnte seine Gefühle nicht miteinander versöhnen und lächelte verblüfft.

„Also, ich bin bei Schtschurow gewesen," sagte er, als er zu Majakin kam und sich an den Tisch setzte.

Majakin, der in einem fettigen Schlafrock, mit den Geschäftsbüchern in der Hand, dasaß, rückte auf seinem Ledersessel unruhig hin und her und sagte lebhaft:

„Gieb ihm Thee, Ljuba! Erzähle, Foma. Ich muß um neun Uhr in den Gemeinderat, erzähle schnell."

Foma erzählte lächelnd, wie Schtschurow ihm vorgeschlagen hatte, die Wechsel umzuschreiben.

„Ach!“ rief Jakow Tarassowitsch aus, indem er bedauernd den Kopf schüttelte. „Du hast mir die ganze Messe verpfuscht, Bruder! Darf man denn mit jemand die Geschäfte so offen führen? Pfui! Der Teufel hat mir eingeflüstert, dich hinzuschicken! Ich hätte selbst hingehen sollen ... Ich hätte ihn mir um den Finger gewickelt!“

„Nun, das glaube ich kaum! Er sagt — ich sei eine Eiche ...“

„Eine Eiche? Und ich bin eine Säge. Eine Eiche ist ein guter Baum, seine Frucht taugt aber nur für Schweine ... Und es ergiebt sich, daß die Eiche einfach dumm ist ...“

„Wir müssen ihn ja doch bezahlen ...“

„Kluge Leute beeilen sich damit nicht, und du bist bereit, zu rennen, um das Geld zurückzugeben ... ein schöner Kaufmann!“

Jakow Tarassowitsch war mit seinem Taufkind sehr unzufrieden. Er furchte die Stirn und befahl übellaunig seiner Tochter, die schweigend den Thee einschenkte:

„Rück mir den Zucker her ... du siehst ja, daß ich nicht hinlangen kann ...“

Ljubas Gesicht war bleich, ihre Augen waren trüb, und ihre Hände bewegten sich langsam und ungeschickt.

Foma sah sie an und dachte:

‚Wie sanft sie mit dem Vater ist!‘

„Wovon hat er mit dir gesprochen?“ fragte ihn Majakin.

„Von den Sünden ...“

„Nun natürlich! Einem jeden Menschen ist seine Sache teuer ... und er ist ja ein Sündenfabrikant ... Man weint schon lange in Sibirien und in der Hölle um ihn, man sehnt sich nach ihm und kann ihn dort kaum erwarten ...“

„Er spricht mit Kraft,“ sagte Foma nachdenklich, indem er den Thee im Glase umrührte.

„Hat er über mich geschimpft?“ erkundigte sich Majakin und verzog höhnisch das Gesicht.

„Auch das . . .“

„Und was hast du drauf gesagt?“

„Ich . . . habe zugehört . . .“

„Hm . . . was hast du denn gehört?“

„Er sagt, dem Starken wird verziehen werden, — für den Schwachen giebt es aber keine Vergebung . . .“

„Auch eine Weisheit! . . . Das wissen sogar die Flöhe . . .“

Das verächtliche Verhalten des Paten Schtschurow gegenüber reizte Foma, und er sagte lächelnd, indem er dem Alten ins Gesicht blickte:

„Er liebt Sie nicht!“

„Mich liebt niemand, Bruder!“ sagte Majakin stolz. „Man hat auch keinen Grund, mich zu lieben, ich bin kein Mädel . . . Dafür achtet man mich . . . Und man achtet nur diejenigen, die man fürchtet . . .“

Und der Alte blinzelte prahlerisch seinem Taufsohn zu . . .

„Er spricht mit Kraft . . .“ wiederholte Foma. „Er klagt . . . Er sagt, daß der echte Kaufmann ausserbe . . . ‚Man bringt allen Menschen die gleiche Bildung bei,‘ sagt er . . . ‚damit sie alle gleich sind und das gleiche Gesicht haben . . .‘“

„Er meint, daß das schlecht ist?“

„Es scheint so . . .“

„Der Dummkopf!“ sagte Majakin verächtlich.

„Warum denn? Sagen Sie, ist das denn gut?“ fragte Foma und blickte den Paten mißtrauisch an.

„Wir wissen nicht, was gut ist, wir können aber sehen, was klug ist . . . Wenn wir sehen, daß man verschiedene Menschen an einen Ort zusammentreibt und ihnen allen dort dieselben Meinungen einflößt, müssen wir zugeben, daß das klug ist . . . Denn was ist der Mensch im Staat? Nichts als ein einfacher Ziegelstein, und alle Ziegelsteine müssen

das gleiche Maß haben ... haſt du verſtanden? Und Menſchen, die gleich groß ſind und gleich viel wiegen, kann ich hinlegen, wie ich will ..."

„Wer möchte aber ein Ziegelſtein ſein!" ſagte Foma düſter.

„Man ſpricht nicht vom Angenehmen, ſondern vom Sachlichen ... Wenn du aus hartem Material biſt, kann man dich nicht hobeln ... Man kann nicht jedem Menſchen das Geſicht fortwiſchen ... wenn man aber manchen mit dem Hammer behaut, wird er zu Gold ... und wenn ihm ſein Kopf dabei zu Grunde geht, was kann man da thun? Da war er wohl zu ſchwach ..."

„Er ſprach auch von der Arbeit ... jetzt arbeiten nur Maſchinen, und die Menſchen werden dadurch verwöhnt ..."

„Man weiß nicht, wo die Baſe hinaus will!" ſagte Majakin und ſchwenkte verächtlich mit der Hand. „Es wundert mich, was für einen Appetit du nach jedem Unſinn haſt, warum iſt das ſo?"

„Iſt denn auch das falſch?" fragte Foma und lächelte finſter.

„Wie kann er etwas Richtiges wiſſen? Die Maſchine! Der alte Baumſtumpf hätte daran denken ſollen, was eine Maſchine iſt! Sie iſt aus Eiſen! — es iſt alſo nicht ſchade um ſie, man zieht ſie auf, und ſie prägt Rubel ... ohne alle Worte, ohne Mühe ... man bringt ſie in Bewegung, und ſie dreht ſich. Und der Menſch iſt unruhig und armſelig ... manchmal iſt er ſogar ſehr armſelig ... Er heult, klagt, weint und bittet ... er betrinkt ſich ... für mich iſt ſo viel Ueberflüſſiges in ihm! Und in der Maſchine iſt wie in einem Metermaß genau ſo viel Inhalt, als für die Arbeit nötig iſt. Nun, ich werde mich ankleiden, es iſt Zeit."

Er erhob ſich und ging, wobei ſeine Pantoffeln laut über den Fußboden ſchlurrten. Foma blickte ihm nach und ſagte halblaut, die Brauen runzelnd:

„Der Teufel kann über all das klar werden, der eine ſpricht ſo, der zweite anders."

„Auch in den Büchern ist's so," sagte Ljuba leise.

Foma sah sie gutmütig lächelnd an. Und sie antwortete ihm mit einem blassen Lächeln. Ihre Augen blickten müde und traurig.

„Liest du noch immer?" fragte Foma.

„Ja—a . . ." antwortete das Mädchen traurig.

„Und sehnst dich immer?"

„Mir ist elend . . . Weil ich allein bin . . . Ich habe niemand, mit dem ich ein Wort wechseln könnte."

„Deine Sache steht schlecht . . ."

Sie erwiderte nichts darauf, senkte nur den Kopf und ließ die Spitzen des Theehandtuchs durch die Finger gleiten.

„Du solltest heiraten," sagte Foma, der fühlte, daß sie ihm leid that.

„Laß das, bitte . . ." antwortete Ljuba und furchte unschön die Stirn.

„Warum soll ich's lassen? Du wirst's ja thun."

„Ja!" rief das Mädchen seufzend und leise aus. „Auch ich denke, daß ich's thun werde . . . das heißt, ich werde heiraten müssen . . . Und wie werde ich es thun? Weißt du, ich habe jetzt ein Gefühl, als ob zwischen mir und den Menschen ein Nebel wäre . . . ein dichter, dichter Nebel!"

„Das kommt von den Büchern!" sprach Foma überzeugt dazwischen.

„Warte! Ich höre auf zu verstehen, was vorgeht . . . Alles mißfällt mir, alles ist mir fremd geworden, alles ist anders, als es sein sollte, alles ist nicht das Rechte . . . Ich sehe das, ich verstehe es, ich kann aber nicht sagen, daß es so ist und warum es so ist . . ."

„Das ist nicht so, es ist nicht so . . ." murmelte Foma. „Das kommt bei dir von den Büchern . . . ja . . . Obgleich auch ich fühle, daß es so ist. Das kommt vielleicht auch davon, daß wir noch jung sind . . . von der Dummheit."

„Mir schien zuerst," sprach Ljuba, ohne auf ihn zu hören, „daß ich in den Büchern alles verstände . . . und jetzt . . ."

„Laß die Bücher!“ riet Foma wegwerfend.

„Ach, höre doch damit auf, kann man das denn laſſen? Weißt du, wieviel Gedanken es auf der Welt giebt? O Gott! Und es giebt ſolche, die das Hirn verbrennen ... In einem Buch heißt es, daß alles, was auf der Erde beſteht, vernünftig iſt.“

„Alles?“ fragte Foma.

„Alles! Und in einem andern Buch ſteht das Gegenteil ...“

„Warte! Iſt denn das nicht unſinnig?“

„Wovon ſprecht ihr?“ fragte Majakin, der in einem langen Rock mit Medaillen am Hals und an der Bruſt in der Thür erſchien.

„Von nichts,“ ſagte Ljuba düſter.

„Von Büchern,“ fügte Foma hinzu.

„Von welchen Büchern?“

„Die ſie lieſt ... ſie hat geleſen, daß alles auf der Erde vernünftig iſt.“

„Nun?“

„Und ich ſage, daß das Lüge iſt!“

„Ja ...“ Jakow Taraſſowitſch zupfte ſinnend an ſeinem Bärtchen und kniff die Augen zu.

„Was iſt das für ein Buch?“ fragte er nach einer Weile ſeine Tochter.

„Ein kleines, gelbes,“ ſagte Ljuba widerwillig.

„Lege es auf meinen Tiſch ... Das iſt auch nicht ohne Grund geſagt, — alles auf der Welt iſt vernünftig! Sieh, das iſt alſo jemand eingefallen ... Ja—a ... das iſt ſogar ſehr geſchickt ausgedrückt, und wenn es keine Dummköpfe gäbe, wäre das ſogar ganz richtig. Da die Dummköpfe aber immer nicht auf ihrem Platze ſind, ſo kann man nicht ſagen, daß alles auf der Erde vernünftig iſt ... Ich werde mir das Buch anſehen, vielleicht iſt Verſtand darin ... Leb wohl, Foma. Bleibſt du noch da oder fährſt du mit?“

„Ich bleibe noch.“

„Nun, gut.“

Ljuba und Foma blieben wieder allein.

„Wie er ist!“ sagte Foma, indem er mit dem Kopf auf den hinaustretenden Paten wies.

„Wie denn?“

„Er hat für alles einen Wiederhall, er will alles mit seinem Wort bedecken.“

„Ja—a . . . er ist klug. Er versteht aber nicht, wie schwer es mir ist zu leben,“ sagte Ljuba traurig.

„Auch ich verstehe es nicht . . . du denkst dir viel aus.“

„Was denke ich mir aus?“ schrie das Mädchen gereizt auf.

„Ja, das alles sind ja nicht deine eignen Gedanken, sondern fremde.“

„Fremde . . . fremde . . .“

Sie wollte etwas Scharfes sagen, brach aber ab und schwieg. Foma blickte sie an, und nachdem er Medinskaja mit ihr verglichen hatte, dachte er traurig:

‚Wie verschieden alles ist . . . die Menschen, die Frauen . . . und man empfindet immer verschieden.‘

Sie saßen sich beide gegenüber, waren beide nachdenklich und blickten sich nicht an.

Es dämmerte auf der Straße, und im Zimmer war es schon ganz dunkel. Der Wind schaukelte die Linden, und ihre Aeste kratzten an der Mauer des Hauses, als sei ihnen kalt und als bäten sie um Einlaß.

„Ljuba!“ sagte Foma leise.

Sie hob den Kopf und blickte ihn an.

„Weißt du, ich habe mit der Medinskaja einen Streit gehabt.“

„Weswegen?“ fragte Ljuba lebhaft.

„Es ist so gekommen, daß sie mich gekränkt hat.“

„Nun, es ist gut, daß du einen Streit mit ihr gehabt hast,“ sagte das Mädchen beifällig, „sonst hätte sie dir den Kopf verdreht . . . sie ist schlecht, sie ist eine Kokette, sie ist etwas noch Schlimmeres . . . ach, was für Sachen ich über sie weiß!“

„Sie ist gar nicht schlecht,“ sagte Foma düster. „Und du weißt auch nichts . . . ihr lügt alle!“

„Da muß ich aber bitten!“

„Nein, weißt du, Ljuba,“ ſagte Foma leiſe, „ſprich mir nicht ſchlecht von ihr, es iſt nicht nötig. Ich weiß alles ... bei Gott! Sie hat mir's ſelbſt geſagt.“

„Sie ſelbſt?!“ rief Ljuba erſtaunt aus. „Sie iſt aber ſeltſam! Was hat ſie denn geſagt?“

„Daß ſie ſchuldig iſt ...“ ſprach Foma mit Anſtrengung und lächelte ſchief.

„Nur das?“ und in der Frage des Mädchens klang Enttäuſchung; Foma hörte das heraus und fragte mit einer Hoffnung:

„Iſt denn das wenig?“

„Nun, und was wird jetzt?“

„Auch ich denke darüber nach.“

„Liebſt du ſie ... ſehr?“

Foma ſchwieg eine Weile, blickte durchs Fenſter und antwortete verwirrt:

„Ich weiß nicht. Es ſcheint mir aber ... jetzt mehr als früher.“

„Bis zu dem Streit?“

„Ja ...“

„Ich wundere mich, wie man ſo eine lieben kann,“ ſagte das Mädchen achſelzuckend.

„So eine? Und ob man es kann!“ rief Foma aus.

„Ich verſteh' das nicht. Nein, du liebſt ſie nur darum, weil du keine beſſeren geſehen haſt.“

„Ja, ich habe keine beſſeren geſehen!“ gab Foma zu und ſagte nach einer Weile unſchlüſſig:

„Es giebt vielleicht auch keine beſſeren.“

„Bei uns ...“ bemerkte Ljuba.

„Ich habe ſie ſehr nötig! Denn ſiehſt du, ich ſchäme mich vor ihr.“

„Warum denn?“

„So im allgemeinen ... Ich fürchte ſie ... das heißt, ich will nicht, daß ſie von mir ſchlecht denkt wie von den andern. Manchmal iſt mir ſo elend! Es fällt mir ein — ſoll ich nicht luſtig leben, daß mir alle Adern klingen? Und dann

denke ich an sie und kann mich nicht entschließen. Und so ist es mit allem, ich denke an sie: wie, wenn sie's erfährt? Und ich wage es nicht zu thun."

„Ja—a," sagte das Mädchen sinnend, „du liebst sie also ... Wenn ich lieben würde, würde ich auch daran denken, was er sagen würde."

„Und alles an ihr ist so besonders," erzählte Foma leise. „Sie spricht auf ihre Art, und wie schön sie ist, o Gott! Und so klein ist sie, wie ein Kind."

„Was ist denn zwischen euch vorgefallen?" fragte Ljuba. Foma rückte mit dem Sessel an sie heran, neigte sich vor und begann mit gesenkter Stimme zu erzählen. Er sprach, und in dem Maße, als die Worte, die er der Medinskaja gesagt hatte, in seinem Gedächtnisse auftauchten, erstanden in ihm auch die Gefühle, durch welche diese Worte hervorgerufen worden waren.

„Und ich sagte zu ihr — ach du! Du hast mit mir gespielt, und warum?" begann er zornig und vorwurfsvoll. Und Ljuba, die vor Neugier ganz rot war, nickte beifällig mit dem Kopf und spornte ihn an:

„So! Das war gut! Nun, und sie?"

„Sie schwieg!" sagte Foma gequält und zuckte die Achseln. „Das heißt, sie hat viel gesprochen ... verschiedenes ... aber was war darin?"

Er ließ die Hand sinken und schwieg. Ljuba spielte mit ihrem Zopf und schwieg auch. Der Samowar war schon erloschen. Und die Dunkelheit im Zimmer verdichtete sich immer mehr, etwas Trübes sah durch die Fenster herein, und die Aeste der Linden wiegten sich nachdenklich.

„Du solltest Licht machen ..." schlug Foma vor.

„Wie unglücklich wir sind, du und ich," sagte Ljuba seufzend.

Das mißfiel Foma.

„Ich bin nicht unglücklich," entgegnete er mit fester Stimme. „Ich habe mich einfach noch nicht daran gewöhnt, zu leben."

„Ein Mensch, der nicht weiß, was er morgen

thun wird, ist unglücklich!“ sagte Ljuba traurig. „Ich weiß es nicht, auch du ... Und wohin sollen wir gehen? Und man muß doch irgendwohin gehen. Warum ist mein Herz nie ruhig ... immer zittert darin irgend ein Wunsch.“

„Das ist auch bei mir so,“ sagte Foma. „Ich habe angefangen zu denken ... woran aber? Das kann ich mir nicht erklären, und auch mir ist es bange ums Herz. Ach! ... Ich muß jetzt aber in den Klub.“

„Geh nicht!“ bat Ljuba.

„Ich muß, mich erwartet dort jemand. Ich gehe. Leb wohl!“

„Auf Wiedersehen!“ Sie streckte ihm die Hand hin und blickte ihm traurig in die Augen.

„Gehst du schlafen?“ fragte Foma und drückte ihr kräftig die Hand.

„Ich werde ein wenig lesen.“

„Es drängt dich dazu, wie den Trinker zum Schnaps,“ sagte Foma bedauernd.

„Was giebt es denn Besseres?“

Als er über die Straße ging, blickte er auf die Fenster des Hauses und sah in einem davon Ljubas Gesicht. Es war ebenso undeutlich wie alles, was das Mädchen ihm sagte, wie ihre Wünsche. Foma nickte ihr zu und dachte mit dem Gefühl der Ueberlegenheit:

‚Auch sie hat sich verirrt ... wie jene.‘

Bei dieser Erinnerung schüttelte er den Kopf, als wollte er den Gedanken an Medinskaja verscheuchen, und beschleunigte seine Schritte.

Die Nacht sank herab, und es war kühl. Ein kalter, erfrischender Wind stürmte durch die Straßen, jagte den Mist über die Trottoirs und wehte den Vorübergehenden den Staub ins Gesicht. Es war finster, und unbekannte Menschen schritten eilig durch das Dunkel. Foma verzog das Gesicht vor dem Staub, kniff die Augen zu und dachte:

‚Wenn ich jetzt einer Frau begegne, bedeutet das, daß Sofja Pawlowna mich freundlich, wie früher,

empfangen wird ... Ich gehe dann morgen zu ihr. Ist es aber ein Mann, gehe ich morgen nicht hin, ich warte noch.'

Ein Hund kam ihm entgegen, und das reizte ihn so, daß er Lust bekam, mit dem Stock nach dem Tier zu schlagen.

Im Büffettraum des Klubs begegnete ihm der lustige Uchtischtschew. Er stand an der Thür und unterhielt sich mit einem dicken, bärtigen Mann; als er aber Gordjejew erblickte, ging er ihm lächelnd entgegen und sagte:

„Guten Tag, bescheidener Millionär!"

Foma hatte ihn wegen seiner guten Laune gern, und er freute sich stets, wenn er ihn sah. Foma drückte Uchtischtschew gutmütig und fest die Hand und fragte ihn:

„Woher wissen Sie denn, daß ich bescheiden bin?"

„Er fragt noch! Ein Mensch, der wie ein Einsiedler lebt, weder trinkt, noch spielt, noch die Frauen liebt ... ach ja! Wissen Sie schon, Foma Ignatjewitsch? Unsre unvergleichliche Patronesse verreist morgen für den ganzen Sommer ins Ausland."

„Sofja Pawlowna?" fragte Foma leise.

„Nun ja! Die Sonne meines Lebens, vielleicht auch des Ihrigen, geht unter ..."

Uchtischtschew machte eine komische, hinterlistige Grimasse und blickte Foma ins Gesicht.

Dieser stand vor ihm und fühlte, wie der Kopf ihm auf die Brust sank, ohne daß er es hindern konnte.

„Ja, die strahlende Aurora."

„Medinskaja verreist?" ertönte eine fette Baßstimme. „Das ist gut! Das freut mich."

„Erlauben Sie — weshalb?" rief Uchtischtschew aus.

Foma lächelte etwas dumm und blickte den bärtigen Mann, Uchtischtschews Bekannten, verwirrt an. Dieser glättete sich bedeutsam den Schnurrbart, und auf Foma flossen die schweren, fetten, ekelhaften Worte herab:

„Wissen Sie deshalb, weil es dann eine Kokotte weniger in der Stadt giebt.“

„Pfui, Martin Nikititsch!“ rügte Uchtischtschew mit gerunzelten Brauen.

„Woher wissen Sie, daß sie eine Kokette ist?“ fragte Foma düster, indem er dem bärtigen Herrn näher rückte.

Dieser warf ihm einen geringschätzigen Blick zu, wandte sich ab und sagte gedehnt, indem er ein Bein hin und her bewegte:

„Ich habe nicht Kokette gesagt.“

„Martin Nikititsch, man darf nicht so von einer Frau sprechen, welche . . .“ begann Uchtischtschew mit überzeugender Stimme, doch Foma unterbrach ihn:

„Erlauben Sie! Ich möchte den Herrn fragen, was . . . was für ein Wort er gesagt hat?“

Nachdem Foma das bestimmt und ruhig gesagt hatte, steckte er die Hände tief in die Hosentaschen und preßte die Brust heraus, was seiner ganzen Gestalt ein unzweifelhaft herausforderndes Aussehen verlieh. Der bärtige Herr musterte ihn wieder und lächelte spöttisch.

„Meine Herren!“ rief Uchtischtschew leise aus.

„Ich habe Ko—kotte gesagt,“ antwortete der bärtige Herr und bewegte die Lippen so, als genieße er jedes Wort. „Und wenn Sie das nicht verstehen, kann ich es näher erklären.“

„Ja,“ sagte Foma tief aufatmend und wandte kein Auge von ihm, „erklären Sie das!“

Uchtischtschew schlug die Hände zusammen und schlich zur Seite.

„Eine Kokotte ist, wenn Sie es wissen wollen, eine käufliche Frau,“ sagte der Bärtige halblaut, indem er sein großes, dickes Gesicht Foma näherte.

Foma heulte leise auf, und ehe noch der bärtige Herr zurücktaumeln konnte, fuhr er ihm mit der rechten Hand in das krause, graumelierte Haar. Mit einer krampfhaften Handbewegung begann er seinen Kopf und den großen, schweren Körper zu

schütteln, während er die linke Hand erhoben hielt und im Takte der Züchtigung mit dumpfer Stimme sprach:

„Schimpfe nicht ... hinter dem Rücken ... schimpfe ... gerade ins Gesicht ... ins Gesicht ... gerade ins Gesicht.“

Er empfand eine brennende Befriedigung, als er sah, wie komisch die dicken Hände in der Luft baumelten und wie die Füße des Mannes, den er schüttelte, unter ihm einknickten und über den Fußboden scharrten. Die goldene Uhr war ihm aus der Tasche geglitten und rollte an der Kette pendelnd auf dem runden Bauch herum. Durch seine Kraft und durch die Erniedrigung dieses angesehenen Mannes berauscht, vom brausenden Gefühl der Schadenfreude erfüllt, vom Glück der Rache erzitternd, schleppte ihn Foma auf dem Fußboden herum und brüllte dumpf und boshaft in wilder Freude. Er durchlebte in diesen Minuten ein überwältigendes Gefühl — das Gefühl der Befreiung von einer langweiligen Schwere, die seine Brust schon lange durch ihre Bangigkeit und Krankhaftigkeit beengt hatte. Er fühlte, daß man ihn von rückwärts um den Leib und an den Schultern faßte, daß man seinen Arm packte und ihn fast brach, daß ihm jemand die Zehen zusammenpreßte, doch er sah nichts und folgte mit blutunterlaufenen Augen der dunkeln, schweren Masse, die sich stöhnend unter seiner Hand wand. Endlich riß man ihn los, indem man sich auf ihn stürzte, und er sah wie durch einen rötlichen Rauch am Fußboden zu seinen Füßen den von ihm gezüchtigten Menschen. Zerrauft und zerzaust bewegte er seine Füße auf dem Fußboden, indem er sich aufzustehen bemühte; zwei schwarze Männer hielten ihn unter den Armen, seine Hände hingen wie verwundete Flügel in der Luft, und er schrie mit von Schluchzen unterbrochener Stimme Foma zu:

„Mich darf man nicht schlagen! Man darf nicht! Ich habe einen Orden ... der Schuft! Oh,

der Schuft! Ich habe Kinder ... mich kennen alle! Der Schurke! Der Wilde ... o—o—oh! Du kannſt auf ein Duell rechnen!“

Und Uchtiſchtſchew ſagte zu Foma laut ins Ohr:

„Gehen wir, mein Beſter, um Gottes willen!“

„Wart, ich werde ihm eine Ohrfeige geben!“ rief Foma.

Doch man ſchleppte ihn fort. In ſeinen Ohren ſauſte es, das Herz ſchlug ſchnell, doch er fühlte ſich leicht und wohl. Und beim Ausgang des Klubs atmete er tief und frei auf und ſagte gutmütig lächelnd zu Uchtiſchtſchew:

„Ich hab's ihm ſchon gezeigt, was?“

„Hören Sie!“ rief der luſtige Sekretär empört aus. „Verzeihen Sie, das iſt wild! Zum Teufel, ich ſehe ſo etwas zum erſtenmal!“

„Mein Lieber,“ ſagte Foma freundlich, „hat er denn die Züchtigung nicht verdient? Iſt er nicht ein Schuft? Wie kann man ſo etwas hinter dem Rücken ſagen? Nein, man muß dann zu ihr gehen und es ihr ſagen ... ihr ſelbſt, geradeheraus!“

„Erlauben Sie ... der Teufel hol' Sie! Sie haben ihn doch nicht nur ihretwegen durchgebleut!“

„Das heißt, wieſo nicht ihretwegen? Warum denn ſonſt?“ fragte Foma erſtaunt.

„Warum? Das weiß ich nicht. Sie hatten wohl noch eine alte Rechnung zu begleichen! Mein Gott! War das eine Scene! Ich werde ſie mein ganzes Leben nicht vergeſſen!“

„Wer iſt er denn, der Menſch da?“ fragte Foma und lachte plötzlich. „Wie er ‚Dummkopf‘ geſchrieen hat!“

Uchtiſchtſchew ſah ihm feſt ins Geſicht und fragte:

„Sagen Sie — wiſſen Sie wirklich nicht, wen Sie geprügelt haben? Und war es in der That nur Soſſja Pawlownas wegen?“

„Bei Gott!“ beteuerte Foma.

„So, — das verſteh' der Teufel!“

Er blieb ſtehen, zuckte verblüfft die Achſeln, ſchwenkte den Arm in der Luft und begann wieder über das Trottoir zu ſchreiten, indem er Foma von der Seite anblickte.

„Sie werden dafür büßen, Foma Ignatjitſch.“

„Wird er mich vors Gericht bringen?“

„Gäbe Gott, daß es ſo wäre . . . Er iſt der Schwiegerſohn des Vizegouverneurs.“

„So—o—o!?“ ſagte Foma gedehnt und machte ein langes Geſicht.

„Ja—a. Wenn man die Wahrheit ſagen ſoll, iſt er ein Schurke und ein Betrüger. Man muß zugeben, wenn man von dieſer Thatſache ausgeht, daß er die Züchtigung verdient hat. Wenn man aber in Betracht zieht, daß die Dame, die Sie unter Ihren Schutz nehmen, auch . . .“

„Herr!“ ſagte Foma beſtimmt und legte die Hand auf Uchtiſchtſchews Schulter. „Du haſt mir immer ſehr gefallen . . . und jetzt gehſt du mit mir. Ich verſtehe und würdige das. Sprich mir aber nicht ſchlecht von ihr! Wie ſie eurer Meinung nach auch ſein mag, meiner Meinung nach . . . mir iſt ſie teuer . . . für mich iſt ſie die Beſte. Ich ſage das geradeheraus . . . wenn du ſchon mit mir gehſt, rühre ſie nicht an. Ich halte ſie für gut, folglich iſt ſie gut.“

Uchtiſchtſchew hörte in Fomas Stimme eine große Erregung, blickte ihn an und ſagte ſinnend:

„Sie ſind ein merkwürdiger Menſch. Das muß man zugeben.“

„Ich bin ein einfacher, ein wilder Menſch. Ich habe ihn gezüchtigt und freue mich jetzt. Und dann mag geſchehen, was will.“

„Ich fürchte, es wird ſchlecht enden. Wiſſen Sie, — auch ich werde aufrichtig ſein, Sie gefallen mir ebenfalls . . . obgleich — hm! es mit Ihnen gefährlich iſt. Es kann ſo eine . . . ritterliche Laune über Sie kommen, und dann kriegt man von ihnen was zu koſten.“

„Aber wieſo denn! Es iſt ja zum erſtenmal! Ich prügle die Menſchen doch nicht alle Tage," ſagte Foma verlegen.

Sein Begleiter lachte.

„Was Sie für ein Ungeheuer ſind! Hören Sie, es iſt gewaltthätig, zu ſchlagen ... es iſt ſchlecht ... entſchuldigen Sie mich ... Ich will Ihnen aber ſagen, — im gegebenen Falle haben Sie gut daran gethan. Sie haben einen ausſchweifenden Menſchen, einen Cyniker und Paraſiten gezüchtigt ... einen Menſchen, der ſeine Neffen ausgeraubt hat und unbeſtraft geblieben iſt."

„Alſo Gott ſei Dank!" ſagte Foma vergnügt. „Ich habe ihn alſo ein wenig beſtraft."

„Ein wenig? Nun gut, nehmen wir an, daß es ein wenig war. Aber, hören Sie zu, mein Kind, geſtatten Sie, daß ich Ihnen einen Rat erteile ... ich bin vom Gericht. Er iſt ein Schurke, dieſer Knjaſjew, ja! Man darf aber auch einen Schurken nicht ſchlagen, denn auch er iſt ein ſoziales Weſen, das ſich unter dem väterlichen Schutz des Geſetzes befindet. Man darf ihn nicht anrühren, ſolange er die Grenzen des Strafgeſetzes nicht überſchritten hat. Aber auch dann werden nicht wir, ſondern die Richter ihm vergelten. Und Sie müſſen ſich ſchon gedulden."

„Wird er bald in eure Hände kommen?" fragte Foma naiv.

„Das iſt unbeſtimmt. Da er kein dummer Kerl iſt, wird das wohl nie geſchehen. Und er wird bis ans Ende ſeiner Tage mit mir und mit Ihnen auf derſelben Stufe der Gleichheit vor dem Geſetz leben. O Gott, was ſage ich da!" und Uchtiſchtſchew ſeufzte komiſch.

„Du verrätſt Geheimniſſe?" ſagte Foma lächelnd.

„Das gerade nicht, es ziemt mir aber nicht, leichtſinnig zu ſein ... Zum Kuckuck! Mich hat dieſe Geſchichte aber ganz belebt. Wahrhaftig, die Nemeſis bleibt ſich auch dann treu, wenn ſie einfach ausſchlägt wie ein Pferd."

Foma blieb auf einmal stehen, als sei er irgend einem Hindernis auf seinem Wege begegnet.

„Nemesis ist die Göttin der Gerechtigkeit," plauderte Uchtischtschew. „Was haben Sie?"

„Es hat doch damit angefangen," sagte Foma langsam und dumpf, „daß Sie sagten, sie verreise ..."

„Wer?"

„Sofja Pawlowna."

„Ja, sie verreist ... Nun?"

Er stand Foma gegenüber und blickte ihn mit lächelnden Augen an. Gordjejew stand schweigend mit gesenktem Kopfe da und bohrte seinen Stock in einen Stein des Trottoirs.

„Kommen Sie," sagte Uchtischtschew.

Foma ging und sagte gleichgültig:

„Nun, so soll sie nur fahren. Ich bleibe allein."

Uchtischtschew schwenkte seine Gerte und begann zu pfeifen, indem er Foma anblickte.

„Werde ich denn ohne sie nicht leben können?" fragte Foma, indem er vor sich hinsah, und sagte nach einer Weile leise und unsicher:

„Und wie!"

„Hören Sie!" rief Uchtischtschew aus, „ich will Ihnen einen guten Rat geben ... ein Mensch muß immer er selbst bleiben ... Sie ... Sie sind sozusagen eine epische Natur, und die Lyrik steht Ihnen nicht. Das ist nicht Ihr Genre."

„Du, Herr, sprich mit mir etwas einfacher," sagte Foma, nachdem er aufmerksam zugehört hatte.

„Einfacher? Gut ... Ich will sagen — hören Sie auf, an dieses Dämchen zu denken. Sie ist eine giftige Nahrung für Sie."

„Auch sie selbst hat mir das gesagt," bemerkte Foma düster.

„Sie hat das gesagt?" fragte Uchtischtschew und wurde nachdenklich. „Hm ... Also so ist das ... Wollen wir nicht zu Abend essen?"

„Ja, das wollen wir," willigte Foma ein und

brüllte plötzlich wild auf, indem er die geballten Fäuste schwenkte. „Gehen wir, wenn schon, denn schon! Und ich werde loslegen ... ich werde nach alledem so außer Rand und Band geraten, daß es eine Art hat!“

„Aber warum denn? Wir wollen bescheiden sein ...“

„Nein, warte!“ sagte Foma gequält, indem er ihn bei der Schulter faßte. „Wie ist es denn? Bin ich schlimmer als die andern? Alle leben, drehen sich und eilen hin und her, und jeder hat seinen Stützpunkt ... Und ich langweile mich. Alle sind mit sich zufrieden, und wenn sie sich beklagen, lügen sie, die Luder! Sie thun nur so ... sie heucheln der Schönheit wegen. Ich brauche nicht zu heucheln, ich bin ein Dummkopf. Ich verstehe nichts, Bruder ... Ich will einfach leben. Ich verstehe nicht zu denken ... mir wird übel dabei. Der erste spricht so, der zweite anders ... Pfui! Und sie ... ach! Wenn du wüßtest ... ich habe ja auf sie gehofft ... ich habe von ihr erwartet ... was ich erwartet habe, weiß ich nicht. Sie ist aber die Beste. Und ich habe ihr so geglaubt, wenn sie mir manchmal ihre eignen, besonderen Worte sagte, ihre Augen sind gar so schön, Bruder! Mein Gott! Man schämt sich, hineinzublicken ... Also sie sagt mir ihre Worte, und mir wird alles klar. Ich habe sie ja nicht nur geliebt, meine ganze Seele war bei ihr. Ich habe gesucht, ich habe geglaubt, daß, weil sie so schön ist, ich bei ihr wohl zu einem Menschen werde!“

Uchtischtschew hörte die schweren, zusammenhangslosen Worte aus Fomas Munde strömen, er sah, wie seine Gesichtsmuskeln vor Anstrengung, die Gedanken auszudrücken, zuckten, und fühlte hinter diesem Wortschwall ein großes, ernstes Leid. Es war etwas tief Rührendes in der Ohnmacht dieses gesunden, wilden Burschen, der plötzlich mit großen, ungleichen Schritten wieder über das Trottoir zu marschieren begann. Uchtischtschew hüpfte ihm auf seinen kurzen

Beinchen nach und fühlte sich verpflichtet, Foma durch irgend etwas zu beruhigen. Alles, was Foma an diesem Abend gesagt und gethan hatte, erregte in dem lustigen Sekretär großes Interesse für Foma, und dann schmeichelte ihm die Offenheit des reichen, jungen Mannes. Diese Offenheit zermalmte ihn durch ihre dunkle Macht, er war von ihrem Anprall überwältigt, und obgleich er trotz seiner Jugend schon fertige Redensarten für alle Lebenslagen besaß, fand er sie doch nicht so bald.

„Es ist dunkel und eng um mich," sprach Gordjejew, „ich fühle, daß mir eine Last auf die Schultern gestürzt ist, ich kann aber nicht begreifen, was es ist. Sie beengt mich, und ich kann mich im Leben nicht recht bewegen. Wenn man zuhört, sagen alle etwas andres ... und sie könnte das sagen ..."

„Ach Väterchen!" unterbrach Uchtischtschew Foma, indem er ihn freundlich beim Arm nahm. „So geht das nicht! Sie sind kaum ins Leben getreten und philosophieren schon! Nein, so geht das nicht! Das Leben ist uns nur des Lebens wegen gegeben! Das heißt — leben und leben lassen ... Das ist eine Philosophie! Und diese Frau ... ach was! Ist denn damit die ganze Welt zu Ende? Wenn Sie wollen, werde ich Sie mit einem so giftigen Ding bekannt machen, daß auf einmal kein einziges Stäubchen von Ihrer Philosophie in Ihrer Seele mehr vorhanden ist! O, ein ungewöhnliches Frauenzimmer! Und wie sie das Leben zu genießen versteht! In ihr ist, wissen Sie, auch etwas Episches. Und schön ist sie ... ich kann sagen die reinste Phryne! Und wie sie zu Ihnen passen wird! Ach, Teufel! Das ist wirklich eine glänzende Idee ... ich werde Sie mit ihr bekannt machen! Man muß den Teufel durch Beelzebub austreiben."

„Mein Gewissen läßt das nicht zu," sagte Foma düster und gequält. „Solange sie lebt, kann ich andre Frauen nicht einmal ansehen."

„Ein so gesunder, frischer Mensch wie Sie!" rief Uchtischtschew aus und begann mit dem Ton eines

Lehrers Foma von der Notwendigkeit zu überzeugen, seinem Gefühl durch ein tüchtiges Gelage, wo auch Frauen dabei wären, Erleichterung zu verschaffen.

„Das wird großartig sein, und, glauben Sie mir, das ist für Sie notwendig! Und was das Gewissen betrifft ... verzeihen Sie mir! Sie bezeichnen das nicht ganz richtig ... nicht das Gewissen stört Sie dabei, sondern ... ich glaube, die Schüchternheit ... Sie leben außerhalb der Gesellschaft. Sie sind schüchtern und ungeschickt. Sie fühlen das alles unklar und halten dieses Gefühl für Gewissen. Im gegebenen Falle kann davon nicht die Rede sein; was hat denn das Gewissen damit zu schaffen, wenn es für den Menschen so natürlich ist, lustig zu sein, wenn es sein Bedürfnis und sein Recht ist?"

Foma ging, indem er seinen Schritt dem seines Begleiters anzupassen versuchte, und ließ seinen Blick durch die Straße schweifen. Sie zog sich zwischen zwei Häuserreihen entlang, glich einem großen Graben und war von Dunkel erfüllt. Es sah aus, als ob sie kein Ende hätte und etwas Dunkles, Unerschöpfliches, das den Atem beengte, langsam durch sie in die Ferne flösse. Uchtischtschews überzeugende, freundliche Stimme klang monoton in Fomas Ohren wieder, und trotzdem er nicht auf die einzelnen Worte acht gab, fühlte er, daß sie eine Art von Klebrigkeit besaßen, ihm anhafteten und er sie sich unwillkürlich einprägte. Obgleich neben ihm ein Mensch ging, fühlte er sich einsam, im Dunkel verirrt. Es erfaßte ihn und zog ihn langsam mit sich, und er hatte die Empfindung, daß er fortgeschleift würde, fühlte aber keinen Wunsch, sich zu widersetzen. Eine Müdigkeit hinderte ihn zu denken, er hatte keine Lust, gegen die Beredsamkeit seines Begleiters anzukämpfen — und aus welchem Grunde sollte er dagegen ankämpfen?

„Es ist nicht für jeden gut, zu philosophieren," sprach Uchtischtschew, indem er seine Gerte durch die Luft sausen ließ und sich an seiner Weisheit ein

wenig berauschte. „Wenn alle philosophieren würden, wer würde dann leben? Man lebt aber nur einmal ... Es würde darum nicht schaden, wenn man sich beeilen würde zu leben ... bei Gott, es ist so! Mit einem Worte — gestatten Sie mir, Sie aufzurütteln! Wir wollen gleich in ein lustiges Haus fahren ... dort leben zwei Schwestern. Ach, und wie sie leben! Entschließen Sie sich!“

„Also gut. Ich fahre mit,“ sagte Foma ruhig und gähnte. „Ist es nicht zu spät?“ fragte er und schaute auf den mit Wolken bedeckten Himmel.

„Es ist niemals zu spät, dorthin zu gehen!“ rief Uchtischtschew lustig aus.

Achtes Kapitel.

Am dritten Tage nach der Scene im Klub befand sich Foma sieben Werst von der Stadt entfernt auf dem Landungsplatz des Kaufmanns Swanzew mit dem Sohne dieses Kaufmanns, Uchtischtschew, vier Damen und einem soliden Herrn mit Backenbart, Kahlkopf und roter Nase. Der junge Swanzew trug ein Pincenez, war mager und blaß, und wenn er stand, zuckten seine Waden beständig, als sei es ihnen widerwärtig, den hinfälligen Körper zu stützen, der in einen langen, karierten Mantel mit einem Capuchon gehüllt war, in dessen Falten der kleine Kopf in der Jockeymütze komisch herumbaumelte. Der Herr mit dem Backenbart nannte ihn Jean und sprach diesen Namen so aus, als leide er an chronischem Schnupfen.

Jeans Dame war eine große, starke Frau mit einer üppigen Brust. Ihr Kopf war an den Seiten zusammengepreßt, die niedrige Stirn nach rückwärts gewölbt, und die spitze, lange Nase verlieh ihrem Gesicht etwas Vogelartiges. Dieses häßliche Gesicht war ganz unbeweglich, und nur die kleinen, runden, kalten Augen darin lächelten immer durch-

dringend und schlau. Uchtischtschews Dame hieß Wjera, sie war eine große, blasse Frau mit rotem Haar. Sie hatte so viel davon, daß es aussah, als sei ihr eine große Mütze auf den Kopf gestülpt und auf die Ohren, die Wangen und die hohe Stirn herabgeglitten, unter der ihre großen, blauen Augen ruhig und träge hervorblickten.

Der Herr mit dem Backenbart saß neben einem jungen, runden, frischen Mädchen, das unaufhörlich laut darüber lachte, was er, über ihre Schulter geneigt, ihr ins Ohr flüsterte.

Fomas Dame endlich war eine schlanke, ganz schwarz gekleidete Brünette mit dunkelm Teint und welligem Haar. Sie hielt den Kopf so gerade und hoch und blickte alles um sich herum so herablassend und stolz an, daß man gleich sehen konnte, sie halte sich hier für die Hauptperson.

Die Gesellschaft lagerte sich auf den äußersten Rand des Floßes, der weit in die stille Glätte des Flusses hinausreichte. Auf das Floß waren Bretter geschichtet, in der Mitte stand ein klotzig zusammengefügter Tisch, und überall waren leere Flaschen, Proviantkörbe, Papier von Bonbons und Apfelsinenschalen verstreut. In der Ecke des Floßes war ein Erdhaufen aufgeschüttet, auf dem ein Feuer brannte, und ein Bauer in einem kurzen Rock kauerte dort, wärmte sich am Feuer die Hände und schielte zu den Herrschaften hinüber, die am Tisch saßen. Die Herrschaften hatten soeben Sterlettsuppe gegessen, und jetzt stand Wein und Obst vor ihnen auf dem Tisch.

Die durch das zweitägige Gelage und das soeben beendigte Mittagessen ermüdete Gesellschaft war schlecht aufgelegt. Alle blickten auf den Fluß und unterhielten sich, doch das Gespräch wurde unaufhörlich durch lange Pausen unterbrochen. Der Tag war klar und frisch und jung wie im Frühling. Der kalte, klare Himmel wölbte sich majestätisch über dem trüben Wasser des reckenhaft breiten, die Ufer überflutenden Stromes, der ruhig wie der Himmel

und unbegrenzt wie das Meer war. Das ferne, gebirgige Ufer war freundlich in den bläulichen Schleier des Nebels gehüllt, und darin funkelten auf den Gipfeln der Berge wie große Sterne die Kreuze der Kirchtürme.

Der Fluß war an seinem gebirgigen Ufer belebt — Dampfschiffe glitten hin und her, und ihr Schnauben drang wie ein schwerer Seufzer zu den Flößen herüber, auf die Wiesen, wo das leise Plätschern der Wellen die Luft mit schüchternen weichen Tönen erfüllte. Riesengroße Barken zogen sich dort eine nach der andern stromaufwärts hin, wie Schweine von ungeheurem Umfange, die den Spiegel des Flusses aufwühlten. Aus den Schloten der Dampfschiffe quoll in schweren Stößen schwarzer Rauch hervor und zerrann langsam in der frischen, von hellem Sonnenschein durchfluteten Luft. Ab und zu ertönte ein Pfiff, als tobe und brülle ein großes, durch die Arbeit erbittertes Tier. Auf den Wiesen bei den Flößen war es still und ruhig. Die einsamen Bäume, die vom Hochwasser überschwemmt waren, bedeckten sich schon mit Blättern, wie mit grellgrünen Flittern. Das Wasser verbarg ihre Wurzeln und spiegelte ihre Wipfel wider, so daß sie Kugeln ähnlich sahen, und es schien, als würden sie, wunderlich schön wie sie waren, beim leisesten Wehen des Windes fortschwimmen und die durchsichtige Oberfläche des Flusses entlang gleiten.

Die rothaarige Frau, die nachdenklich in die Ferne blickte, begann leise und traurig zu singen:

„Den Wolgafluß entlang,
Schwimmt ein leichter Kahn."

Die Brünette kniff ihre großen, strengen Augen verächtlich zu und sagte, ohne sie anzublicken:

„Wir sind auch ohnedies schlecht aufgelegt."

„Laß sie nur singen!" bat Foma gutmütig, indem er seiner Dame ins Gesicht sah. Er war bleich, in seinen Augen flammten kleine Funken auf, und über seine Lippen irrte ein unklares, träges Lächeln.

„Laßt uns im Chor ſingen!“ ſchlug der Herr mit dem Backenbart vor.

„Nein, nur die beiden ſollen ſingen!“ rief Uchtiſchtſchew animiert aus. „Wjera, ſing das ... weißt du?“

„Ich gehe beim Morgenrot ... wie heißt das? Singen Sie, Pawlinjka.“

Das lachende Mädchen blickte die Brünette an und ſagte ehrerbietig:

„Darf ich ſingen, Saſcha?“

„Ich werde ſelbſt ſingen,“ erklärte Fomas Freundin, wandte ſich an die Dame mit dem Vogelgeſicht und befahl ihr:

„Waſſa, ſing mit mir!“

Dieſe brach ſofort ihr Geſpräch mit Swanzew ab, ſtrich ſich mit der Hand über die Kehle und glotzte mit ihren runden Augen in das Geſicht ihrer Schweſter.

Saſcha ſtand auf, ſtützte ſich mit der Hand auf den Tiſch, erhob ſtolz den Kopf und begann mit kräftiger, beinahe männlicher Stimme zu recitieren:

„Wie ſchön iſt doch die Welt für den,
Der keine Sorge kennt,
Und dem von wilder Liebe nicht
Das Herz im Buſen brennt!“

Ihre Schweſter wiegte den Kopf und ſtöhnte gedehnt und klagend mit ihrer hohen Altſtimme auf:

„Ich Arme, ach ...“

Saſchas Augen funkelten, und ſie ſchrie in tiefen Tönen auf:

„... wie ein Grashalm iſt das Herz
Mir ausgetrocknet ...“

Die beiden Stimmen umarmten ſich und ſchwebten als ein ſchöner, voller, vor ſtrotzender Kraft zitternder Ton über das Waſſer hin. Die eine klagte über unerträglichen Schmerz im Herzen, berauſchte ſich am Gift ihrer Klage und ſchluchzte in dumpfer, kraftloſer Trauer, indem ſie das Feuer ihrer Qualen mit Thränen löſchte.

Die andre war tiefer und männlicher und strömte mächtig durch die Luft, vom Gefühl der blutigen Kränkung und der Bereitschaft zur Rache erfüllt. In deutlicher Aussprache riß sich ein dichter Strom von Worten aus der Brust los, und jedes Wort verriet das Kochen des Blutes, das durch die Kränkung empört und vergiftet war und unablässig nach Rache verlangte.

„Ich werd' es ihm vergelten,"

sang Wassa klagend, mit geschlossenen Augen.

„Bestricken will ich ihn und will
Sein Blut aussaugen ..."

versprach Sascha bestimmt und drohend, indem sie feste, starke Töne, die Schlägen ähnlich waren, in die Luft schleuderte. Und auf einmal änderte sie das Tempo des Liedes und sang mit erhobener Stimme ebenso gedehnt wie die Schwester wollüstige und jauchzende Drohungen.

„Ich werde dich austrocknen,
Wie der wilde Wind
Das gemähte Gras trocknet."

Foma stützte sich mit den Ellbogen auf den Tisch, senkte den Kopf und blickte mit gerunzelten Brauen in das Gesicht der Frau, in ihre schwarzen, halb geschlossenen Augen. Sie waren irgendwohin in die Ferne gerichtet und glänzten so schadenfroh und hell, daß von ihrem Leuchten ihm auch die sammetne Stimme, die der Brust dieser Frau entströmte, schwarz und glänzend wie ihre Augen erschien. Er erinnerte sich an ihre Liebkosungen und dachte:

‚Woher kann sie nur so sein, wie sie ist? Es ist sogar unheimlich, mit ihr zusammen zu sein.'

Uchtischtschew schmiegte sich an seine Dame, hörte zu und strahlte vor Vergnügen. Der Herr mit dem Backenbart und Swanzew tranken Wein und flüsterten leise über etwas, indem sie sich zu einander neigten. Die rothaarige Frau betrachtete nachdenklich Uchtischtschews Hand, die sie fest hielt,

und das luſtige Mädchen war traurig geworden, ſenkte den Kopf tief und hörte, ohne ſich zu rühren, auf das Lied, als ſei ſie davon verhext. Vom Feuer kam ein Bauer herüber. Er ging vorſichtig über die Bretter, indem er ſich auf die Fußſpitzen hob, ſeine Hände waren auf dem Rücken gekreuzt, und das breite, bärtige Geſicht hatte ſich ganz in das Lächeln der Verwunderung und einer naiven Freude aufgelöſt.

„Ach, fühle doch nur, mein Burſche,"

bat Waſſa traurig und wiegte den Kopf. Und ihre Schweſter beugte die Bruſt vor, warf den Kopf noch höher auf und ſchloß das Lied mit triumphierenden, mächtigen Tönen:

„Wie das Sehnen der Liebe iſt!"

Als ſie zu Ende war, blickte ſie ſtolz um ſich, ſetzte ſich neben Foma und umfaßte ſeinen Hals mit ihrer ſtarken, feſten Hand.

„Nun, iſt das Lied ſchön?"

„Wunderſchön iſt's!" ſagte Foma ſeufzend und lächelte ihr zu.

Das Lied hatte ſeinem Herzen den Durſt nach Liebkoſungen eingeflößt, und es bebte, noch von den ſchönen Tönen erfüllt, doch bei der Berührung ihrer Hand wurde es ihm peinlich, und er ſchämte ſich vor den Leuten.

„Bravo! Bravo, Alexandra Saweljewna!" ſchrie Uchtiſchtſchew, und alle andern klatſchten in die Hände. Doch ſie beachtete das nicht und ſagte, indem ſie Foma ſtürmiſch umfaßte:

„Schenke mir alſo etwas für das Lied."

„Gut, ich werde dir etwas ſchenken," willigte Foma ein.

„Was denn?"

„Sage nur . . ."

„Ich werde es dir in der Stadt ſagen. Und wenn du mir ſchenkſt, was ich will, o, wie werde ich dich dann lieben!"

„Für das Geſchenk?" fragte Foma, mißtrauiſch lächelnd. „Du ſollteſt mich auch ſo lieben."

Sie blickte ihn ruhig an, überlegte eine Sekunde lang und sagte entschlossen:

„Dazu ist's noch zu früh. Ich werde nicht lügen, wozu sollte ich dir etwas vorlügen? Ich sage es gerade heraus — ich liebe des Geldes und der Geschenke wegen. Denn die Männer haben nichts außer Geld. Sie können nichts geben, was mehr wäre als Geld, nichts, was Wert hätte. Ich weiß das schon. Man kann auch so lieben, ja. Warte, ich werde dich näher anschauen und werde dich vielleicht ohne Geld lieben. Aber vorläufig darfst du's mir nicht übelnehmen, ich brauche bei meinem Leben viel Geld."

Foma hörte ihr zu, lächelte und fuhr von der Nähe ihres festen, schlanken Körpers zusammen. Swanzews mürrische, klanglose, langweilige Stimme drang ihm in die Ohren:

„Ich liebe nicht und begreife nicht die Schönheit des vielgepriesenen russischen Liedes. Was erklingt denn darin? Wolfsgeheul, etwas Hungriges und Wildes. Das ist ein Jammern von Hunden, überhaupt eine Schweinerei. Es ist nichts Lustiges darin, kein Chic, keine lebendigen, belebenden Töne. Nein, hören Sie nur zu, wie ein französischer Bauer singt, ah! Oder ein Italiener."

„Erlauben Sie, Iwan Nikolajewitsch!" rief Uchtischtschew entrüstet aus.

„Ich muß zugeben — das russische Lied ist eintönig und trübe, es fehlt darin, wissen Sie, der Glanz der Kultur," sagte verdrossen der Mann mit dem Backenbart, indem er seinen Wein aus dem Glase schlürfte.

„Dafür ist aber immer ein lebendiges Herz darin," bemerkte die rothaarige Dame, die eine Apfelsine schälte.

Die Sonne ging unter. Sie senkte sich über dem flachen Ufer weit hinter dem Wald hinab, färbte ihn ganz mit Purpur und warf auf das dunkle, kalte Wasser rosige und goldige Flecken. Foma blickte dorthin, auf dieses Spiel der Sonnenstrahlen, beobachtete,

wie sie zitternd über das stille, einsame Wasserthal huschten, und indem er mit dem Ohr Bruchstücke des Gespräches auffing, stellte er sich die Worte als einen Schwarm von dunkeln Faltern vor, die eilig in der Luft schwirrten. Sascha hatte ihren Kopf auf seine Schulter gelegt und flüsterte ihm etwas zu, worüber er errötete und verlegen wurde, indem er fühlte, daß es in ihm den Wunsch wachrief, diese Frau heftig zu umarmen und sie ohne Aufhören zu küssen. Außer ihr interessierte ihn niemand von den hier anwesenden Menschen. Swanzew und der Herr mit dem Backenbart waren ihm vollends unausstehlich.

„Was glotzst du so, he?" hörte er Uchtischtschew scherzhaft streng ausrufen.

Der Bauer, den Uchtischtschew so anschrie, zog die Mütze vom Kopf, schlug sich damit aufs Knie und erwiderte lächelnd:

„Ich bin gekommen, um der Gnädigen zuzuhören."

„Was, singt sie gut?"

„Und ob!" sagte der Bauer und musterte Sascha mit entzückten Augen.

„Das glaub' ich!" rief Uchtischtschew aus.

„Die Gnädige hat viel Kraft in ihren Brüsten," sagte der Bauer und wiegte den Kopf.

Die Damen lachten, und die Herren richteten zweideutige Worte an Sascha.

Sie hörte ruhig zu und fragte den Bauer, ohne auch nur ein einziges Wort zu erwidern:

„Singst du?"

„Wie wir so singen!" und er machte eine abwehrende Bewegung.

„Welche Lieder kennst du?"

„Verschiedene, ich singe gern."

Und er lächelte, wie um sich zu entschuldigen.

„Wollen wir zusammen singen?"

„Wie kann ich denn! Was sind wir für ein Paar?"

„Nun, fang nur an."

„Kann ich mich ſetzen?“

„Komm her, zum Tiſch.“

„Das wird luſtig!“ rief Swanzew aus und machte eine Grimaſſe.

„Wenn es Sie langweilt, ſo gehen Sie ins Waſſer,“ ſagte Saſcha zu ihm, und ihre Augen funkelten zornig.

„Nein, das Waſſer iſt kalt,“ antwortete Swanzew, dem es bei ihrem Blick unbehaglich wurde.

„Wie Sie wollen!“ und Saſcha zuckte die Achſeln. „Es wäre aber ſchon Zeit für Sie, es giebt jetzt auch viel Waſſer, Sie würden es durch Ihren faulen Körper nicht verderben.“

„Pfui, wie geiſtreich,“ ziſchte der junge Mann, indem er ſich von ihr abwandte, und ſagte verächtlich:

„In Rußland ſind ſogar die Kokotten grob.“

Er ſprach zu ſeinem Nachbar, doch dieſer antwortete nur mit einem betrunkenen Lächeln. Uchtiſchtſchew war auch betrunken. Er blickte mit blöden Augen in das Geſicht ſeiner Dame, murmelte etwas und hörte nichts. Die Dame mit dem Vogelgeſicht pickte Bonbons und hielt die Schachtel dicht vor der Naſe. Pawlinjka ging an den Rand des Floßes, blieb dort ſtehen und warf Apfelſinenſchalen ins Waſſer.

„Ich habe noch nie an einer ſo ſinnloſen Spazierfahrt und Geſellſchaft teilgenommen,“ ſagte Swanzew jammernd zu ſeinem Nachbar. Foma beobachtete ihn lächelnd und war zufrieden, daß dieſer hinfällige, häßliche Menſch ſich langweilte, und daß Saſcha ihn beleidigt hatte. Er blickte ſeine Freundin zärtlich und beifällig an, — es gefiel ihm, daß ſie mit allen ſo geradeheraus ſprach und ſich ſo ſtolz wie eine richtige Dame von Stand benahm. Der Bauer ſetzte ſich auf die Bretter zu ihren Füßen, umfaßte ſeine Kniee mit den Händen, erhob ſein Geſicht zu ihr und hörte ihr ernſt zu.

„Du mußt die Stimme heben, wenn ich ſie ſenke, verſtehſt du?“

„Ja, ich verſtehe, aber nur eines ... Gnädige!

Du ſollteſt mir ein Gläschen vorſetzen, um mir Mut zu machen!“

„Foma, ſchenk ihm ein Glas ein!“

Und als der Bauer getrunken hatte, ſich voll Behagen räuſperte, ſich die Lippen leckte und ſagte: „Jetzt geht es ſchon“ ... kommandierte ſie mit gerunzelten Brauen:

„Fange an!“

Der Bauer machte einen ſchiefen Mund, erhob die Augen zu ihrem Geſicht und begann mit hoher Tenorſtimme:

„Ich kann nicht tri—inken und kann nicht ſchlucken.“

Saſcha fuhr mit dem ganzen Körper zuſammen und ſchluchzte, gleichſam in furchtbarer Sehnſucht bebend:

„Die Seele nimmt keinen Wein auf.“

Der Bauer lächelte ſüß, ſchüttelte den Kopf und erfüllte die Luft mit einer zitternden Welle hoher Töne:

„Ach, es iſt Zeit, daß ich Abſchied nehme.“

Und die Frau ſtöhnte und weinte zitternd und ſich windend:

„Ach, ich muß all die Meinen verlaſſen!“

Der Bauer ſenkte die Stimme, wiegte ſich hin und her und recitierte mit einer erſtaunlichen Ausdruckskraft von Trauer:

„Ach, ich muß in die Fremde ziehen!“

Als die beiden Stimmen ſich bange und ſchluchzend in die Stille und Friſche des Abends ergoſſen, war es, als ob alles ringsumher wärmer und beſſer würde; alles ſchien ein gramvolles Lächeln des Mitleids für den Schmerz des Menſchen zu haben, den eine dunkle Kraft aus dem heimatlichen Neſt in die Ferne zieht, wo ſchwere Arbeit und Erniedrigung ſeiner harrt. Es ſchienen keine Töne, kein Lied zu ſein, es war, als ob die heißen Thränen des menſchlichen Herzens, die ſich in dieſe Klage ergoſſen, die Luft ganz erfüllten. Endloſes Sehnen und Leiden, von den Schwären der Seele und des Leibes,

die im Kampf mit dem erbarmungslosen Leben ermattet waren, bohrender Schmerz der Wunden, die dem Menschen von der eisernen Hand der Not geschlagen wurden, das alles war in den einfachen, schlichten Worten enthalten und wurde in unaussprechlich bangen Tönen dem fernen, leeren Himmel mitgeteilt, der für niemand und für nichts ein Echo hat.

Foma wich vor den Singenden zurück und blickte sie mit einem Gefühl an, das der Furcht ähnlich sah; das Lied drang ihm wie ein kochender Strom in die Brust, und die wilde Kraft des Grams, der darin enthalten war, preßte ihm schmerzhaft das Herz zusammen. Er hatte ein Gefühl, als würden aus seiner Brust gleich Thränen stürzen, an seiner Kehle zerrte etwas, sein Gesicht zuckte. Er sah wie im Nebel Saschas schwarze, unbewegliche, finster leuchtende Augen, sie erschienen ihm riesengroß und wurden immer größer. Und ihm war, als sei das nicht der Gesang dieser beiden Menschen, sondern als singe und schluchze, zittere und bebe alles ringsherum in den Qualen der Trauer, stürme wild irgendwohin, ergieße sich in heißen Thränen, und als sei alles Lebendige in der festen Umarmung der Verzweiflung vereint. Er selbst singt mit allen, mit den Menschen, mit dem Fluß und dem fernen Ufer, von dem schwere Seufzer herüberdringen und mit dem Lied verschmelzen.

Jetzt kniet der Bauer nieder, er blickt Sascha an, indem er die Hände schwingt, und sie neigt sich zu ihm und wiegt den Kopf, im Takt mit den Schwingungen seiner Hände. Sie singen beide ohne Worte, nur mit Tönen, und Foma kann noch immer nicht glauben, daß es nur zwei Kehlen sind, die dieses Stöhnen und Schluchzen mit einer so erschütternden Macht in die Luft ergießen.

Als sie zu Ende waren, blickte er sie, vor Erregung zitternd, mit thränennassem Gesicht an und lächelte traurig.

„Nun, hat es dich gepackt?“ fragte Sascha. Sie war blaß vor Müdigkeit und atmete schwer und

raſch. Foma ſah den Bauer an. Dieſer wiſchte ſich ſeine ſchweißige Stirn ab und blickte mit ſo verblüfften Augen um ſich, als begreife er nicht, was geſchehen war.

Es war ſtill. Alle ſaßen unbeweglich und ſchwiegen.

„O Gott," ſeufzte Foma und erhob ſich. „Ach, Saſcha! Du, Bauer?! Wer biſt du?" ſchrie er faſt.

„Ich bin der Stjepan," ſagte der Bauer verlegen lächelnd und erhob ſich. „Ich bin der Stjepan ... wie ſollte es denn anders ſein?"

„Wie du ſingſt! Ach!" rief Foma ſtaunend aus und ſtampfte erregt auf demſelben Fleck herum.

„A—ach, Euer Gnaden!" ſeufzte der Bauer und ſagte leiſe und überzeugend: „Wenn der Gram ihn treibt, wird der Ochs wie eine Nachtigall ſingen ... Warum die Gnädige aber ſo ſingt, das weiß Gott allein ... und ſie ſingt mit allen Adern ... ſo, als wollte ſie ſich hinlegen und vor Schmerz ſterben! So eine Gnädige!"

„Es wurde ſehr gut geſungen!" ſagte Uchtiſchtſchew mit betrunkener Stimme.

„Nein, der Teufel weiß, was das iſt!" ſchrie plötzlich Swanzew gereizt und faſt weinend, indem er aufſprang.

„Ich wollte eine Spazierfahrt machen, wollte mich amüſieren, und hier hält man mir eine Seelenmeſſe!... Was das für ein Unſinn iſt! Ich will nicht länger bleiben ... ich fahre fort!"

„Jean! Ich fahre mit, ich langweile mich auch," erklärte der Herr mit dem Backenbart.

„Waſſa!" rief Swanzew ſeiner Dame zu. „Zieh dich an!"

„Ja, es iſt Zeit, aufzubrechen," ſagte die rothaarige Dame ruhig zu Uchtiſchtſchew. „Es iſt kalt, und es wird ſchon bald dunkel ſein."

„Stjepan, räume alles zuſammen!" kommandierte Waſſa.

Alles kam in Bewegung, alle begannen zu ſprechen; Foma blickte ſie verſtändnislos an und zitterte. Die Menſchen gingen wankend, bleich und müde über die Flöße und ſagten einander etwas Sinnloſes und Unzuſammenhängendes. Saſcha ſtieß ſie, ohne Umſtände zu machen, indem ſie ihre Sachen zuſammenſuchte.

„Stjepan! Laß die Wagen kommen!“

„Und ich ... werde noch Cognac trinken ... wer will noch Cognac mit mir trinken?“ lallte der Herr mit dem Backenbart mit ſeliger Stimme, eine Flaſche in der Hand haltend.

Waſſa hüllte Swanzews Hals in einen Shawl ein. Er ſtand unzufrieden, mit gerunzelter Stirne und launiſch aufgeworfenen Lippen vor ihr, und ſeine Waden zuckten. Foma ekelte es, ſie anzublicken, und er ging auf das andre Floß. Es wunderte ihn, daß alle dieſe Menſchen ſich ſo gebärdeten, als hätten ſie das Lied gar nicht gehört. Es lebte in ſeiner Bruſt und rief darin den unruhigen Wunſch hervor, etwas zu thun, von etwas zu ſprechen. Doch er hatte niemand, mit dem er ſprechen konnte.

Die Sonne war ſchon untergegangen, und die Ferne hüllte ſich in blauen Nebel. Foma blickte hin und wandte ſich um. Er hatte keine Luſt, mit dieſen Menſchen in die Stadt zu fahren, er wollte auch nicht mit ihnen da bleiben. Sie gingen noch immer mit ungleichen Schritten auf dem Floß hin und her, wankten dabei und murmelten zuſammenhangloſe Worte. Die Frauen waren nüchterner als die Männer, nur die Rothaarige konnte ſich lange nicht von der Bank erheben und erklärte, als es ihr endlich gelang:

„Nun bin ich aber betrunken.“

Foma ſetzte ſich auf einen Baumſtumpf, nahm die Hacke auf, mit welcher der Bauer das Holz für den Scheiterhaufen zerkleinert hatte, und begann damit zu ſpielen, indem er ſie in die Höhe warf und auffing.

„Ach Gott, wie abgeſchmackt das iſt!“ ertönte Swanzews launiſcher Ausruf.

Foma fühlte, daß er ihn haßte — ihn und alle außer Saſcha, die ein unbeſtimmtes Gefühl der Bewunderung und der Angſt, ſie könnte etwas Unerwartetes und Furchtbares thun, in ihm hervorrief.

„Rindvieh!“ ſchrie Swanzew quietſchend auf, und Foma ſah, daß er den Bauer vor die Bruſt ſtieß, worauf dieſer demütig die Mütze zog und beiſeite ging.

„Dummkopf!“ ſchrie Swanzew, indem er hinter ihm her ſchritt und mit der Hand ausholte.

Foma ſprang auf und ſagte laut und drohend:

„Du! Rühr ihn nicht an!“

„Wa—as?“ und Swanzew wandte ſich zu ihm um.

„Stjepan, komm her!“ rief Foma.

„Du Bauer!“ warf Swanzew geringſchätzig hin, indem er Foma anblickte.

Foma hob die Schultern und machte einen Schritt auf ihn zu ... Und plötzlich leuchtete in ſeinem Kopf ein Gedanke hell auf. Er lächelte ſchadenfroh und fragte Stjepan leiſe:

„Iſt der Ringwirbel an drei Stellen befeſtigt?“

„Wie ſollte es ſonſt ſein?“

„Schneide die Stricke durch!“

„Aber was dann?“

„Schweige! Schneide!“

„Aber ...“

„Schneide nur! Still, daß man's nicht merkt!“

Der Bauer nahm die Hacke in die Hand, ging langſam zu der Stelle, wo der eine Ringwirbel feſt mit dem zweiten verbunden war, ſchlug ein paarmal mit der Hacke auf und kam zu Foma zurück.

„Ich bin nicht verantwortlich, Euer Gnaden,“ ſagte er.

„Habe keine Angſt.“

„Sie ſchwimmen ſchon,“ flüſterte der Bauer ängſtlich und bekreuzte ſich eilig. Foma ſchaute leiſe lächelnd hin mit einem unheimlichen Gefühl, das

ihn scharf und brennend mit einer seltsamen, angenehmen und süßen Furcht am Herzen kitzelte.

Die Menschen auf dem Floß gingen immer noch hin und her, sie bewegten sich langsam, stießen einander, während sie den Damen beim Anziehen halfen, lachten und unterhielten sich. Das Floß drehte sich unterdessen leise und zögernd auf dem Wasser um.

„Wenn es sie auf die Schiffe zu treibt," flüsterte der Bauer, „geraten sie gegen die Spitzen und werden kurz und klein geschlagen."

„Schweig!"

„Sie werden ertrinken."

„Dann schickst du ihnen ein Boot hin und holst sie."

„So ist's recht! Danke. Was sonst? Es sind ja doch Menschen. Man muß das verantworten können."

Der Bauer stürzte zufrieden und freudig lächelnd in Sprüngen über die Flöße ans Ufer. Und Foma stand über dem Wasser und hätte leidenschaftlich gerne etwas hinübergerufen, doch er hielt an sich, da er wünschte, das Floß sollte weiterschwimmen, damit diese betrunkenen Menschen nicht auf die anstoßenden Ringwirbel herüberspringen könnten. Er hatte ein angenehmes Gefühl, als er sah, daß das Floß sich leise auf dem Wasser wiegte und sich mit jeder Sekunde weiter entfernte. Zugleich mit den Menschen auf dem Floß schien auch aus seiner Brust all das Schwere und Dunkle fortzuschwimmen, das sie während dieser Zeit erfüllt hatte. Er atmete ruhig die frische Luft ein und mit ihr etwas Gesundes, das seinen Kopf ernüchterte. Ganz am Rande des fortschwimmenden Floßes stand Sascha und wandte Foma den Rücken zu; er blickte auf ihre schöne Gestalt und erinnerte sich unwillkürlich an Medinskaja. Diese war nur kleiner. Die Erinnerung an sie traf ihn wie ein Stich, und er rief mit lauter, spöttischer Stimme:

„He, ihr! Lebt wohl ... ha—ha—ha!"

Die dunkeln menſchlichen Geſtalten bewegten ſich plötzlich alle zuſammen auf ihn zu und blieben in der Mitte des Floßes in einem Haufen ſtehen. Doch zwiſchen ihnen und Foma glänzte ſchon kalt ein Waſſerſtreifen, der faſt eine Saſchenj breit war. Das Schweigen dauerte einige Sekunden.

Und plötzlich flog ein Wirbelwind von quietſchenden, von tieriſcher Angſt erfüllten, widerlich kläglichen Tönen zu Foma herüber, am höchſten und widerwärtigſten ſchrillte Swanzews dünner Schrei:

„Hilfe!“

Jemand, wahrſcheinlich der ſolide Herr mit dem Backenbart, brüllte mit Baßſtimme:

„Man ertränkt ... man ertränkt hier Menſchen.“

„Seid ihr denn Menſchen?!“ ſchrie Foma boshaft auf; er war durch die Schreie gereizt, die ihn gleichſam biſſen.

In wahnſinniger Angſt rannten die Menſchen auf dem Floß herum; es wankte unter ihren Füßen, ſchwamm infolgedeſſen noch ſchneller, und man hörte, wie das empörte Waſſer plätſcherte und aufklatſchte. Die Schreie zerriſſen die Luft, die Menſchen ſprangen herum, fuchtelten mit den Armen, und nur Saſchas ſchlanke Geſtalt ſtand unbeweglich und ruhig am Rande des Floßes.

„Grüßt die Krebſe!“ ſchrie Foma.

Es wurde ihm immer leichter und fröhlicher zu Mute, in dem Maße, als das Floß ſich entfernte.

„Foma Ignatjewitſch!“ rief Uchtiſchtſchew mit unſicherer, aber nüchterner Stimme, „warten Sie, das iſt eine gefährliche Sache! Ich werde mich beſchweren.“

„Wenn du ertrinkſt? Beſchwere dich nur!“ antwortete Foma luſtig.

„Du biſt ein Mörder!“ rief Swanzew ſchluchzend aus. Doch jetzt ertönte das laute Plätſchern des Waſſers, als ſchreie es vor Angſt oder Erſtaunen auf. Foma fuhr zuſammen und erſtarrte. Dann hörte man das betäubende, wilde Heulen der Frauen, die ſchreckerfüllten Rufe der Männer, und alle

Gestalten auf dem Floß blieben regungslos stehen. Auch Foma fühlte sich versteinert, als er auf das Wasser blickte. Auf dem Wasser schwamm etwas Schwarzes, von Schaum umwogt, auf ihn zu.

Mehr instinktiv als bewußt warf sich Foma mit der Brust auf die Balken des Floßes und streckte die Arme vor, während sein Kopf auf das Wasser herabhing. Ein paar unglaublich lange Sekunden vergingen. Kalte, nasse Hände umfaßten seinen Hals, und dunkle Augen leuchteten vor ihm auf. Dann begriff er — es war Sascha.

Die stumpfe Angst, die ihn plötzlich ergriffen hatte, verschwand und wurde von wilder Freude abgelöst.

Er faßte Sascha um die Taille, zog sie aus dem Wasser, preßte sie an die Brust und blickte ihr erstaunt in die Augen, ohne zu wissen, was er zu ihr sagen sollte. Sie lächelte ihn freundlich an.

„Mir ist kalt," sagte Sascha leise und begann am ganzen Körper zu zittern. Foma lächelte glücklich beim Klange ihrer Stimme, hob sie empor und stürzte fast laufend von den Flößen ans Ufer. Sie war naß und kalt wie ein Fisch, doch ihr Atem war heiß, er brannte auf Fomas Wange und erfüllte seine Brust mit wilder Freude.

„Wolltest du mich ertränken?" sprach sie und schmiegte sich fest an ihn. „Es ist noch zu früh dazu ... warte noch ..."

„Wie gut du das gemacht hast!" murmelte Foma im Gehen. „Ein Prachtmädel."

„Nun, auch du hast dir die Sache nicht übel ausgedacht, obgleich du so still aussiehst."

„Und sie brüllen immer noch, haha!"

„Der Teufel hol' sie! Wenn sie ertrinken, gehen wir zusammen nach Sibirien ..." sagte Sascha, als wollte sie ihn mit diesen Worten trösten und ermutigen. Sie zitterte, und das Zittern ihres Körpers, das Foma verspürte, trieb ihn an, sein Laufen zu beschleunigen.

Vom Fluß drang Stöhnen und Schreien um Hilfe

zu ihnen herüber. Auf dem ruhigen Waſſer ſchwamm dort im Dunkel eine kleine Inſel, die ſich vom Ufer den Wellen der Hauptſtrömung näherte, und darauf rannten dunkle menſchliche Geſtalten herum.

Die Nacht ſenkte ſich auf ſie herab.

Neuntes Kapitel.

Eines Sonntags um die Mittagsſtunde trank Jakow Taraſſowitſch Majakin in ſeinem Garten Thee und unterhielt ſich mit ſeiner Tochter. Er hatte ſich den Hemdkragen aufgeknöpft, den Hals mit einem Handtuch umwickelt und ſaß auf einer Bank im Schatten des Laubes der Kirſchenbäume, geſtikulierte heftig, indem er ſich den Schweiß vom Geſicht wiſchte, und ſchüttete ſeine ſchnelle Rede gleichſam in die Luft aus.

„Der Menſch, der dem Bauch die Macht über ſich giebt, iſt ein Dummkopf und ein Schuft! Giebt es denn nichts Beſſeres auf der Welt als Freſſen und Trinken? Womit kannſt du dich vor den Menſchen rühmen, wenn du wie ein Schwein biſt?“

Die Augen des Alten glänzten gereizt und boshaft, die Lippen krümmten ſich verächtlich, und die Runzeln ſeines dunkeln Geſichts zitterten.

„Wenn Fomka mein leiblicher Sohn wäre, hätte ich ihn ſchon erzogen!“

Ljuba ſpielte mit einem Akazienzweig und hörte ſchweigend die Worte des Vaters an, indem ſie aufmerkſam und forſchend in ſein entrüſtetes, zuckendes Geſicht blickte. Mit den Jahren veränderte ſich, ohne daß ſie es merkte, ihr mißtrauiſches, kaltes Verhalten dem Alten gegenüber. Sie hörte immer öfter aus ſeinen Worten dem Sinne nach dasſelbe heraus, was auch in den Büchern ſtand, und dadurch gewann der Vater, denn das Mädchen zog unwillkürlich ſeine lebendigen Worte den kalten Buchſtaben der Bücher vor. Immer in die Geſchäfte verſenkt, immer mutig

und klug, ging er einsam seinen Weg, und sie sah seine Einsamkeit, wußte, wie schwer sie zu tragen war, und ihre Beziehungen zum Vater wurden wärmer. Manchmal begann sie schon mit dem Vater zu disputieren; er nahm ihre Einwände stets geringschätzig und spöttisch auf, wurde aber von einem zum andern Mal aufmerksamer und sanfter.

„Wenn der verstorbene Ignat in der Zeitung von dem skandalösen Leben seines Sohnes lesen könnte — hätte er Fomka schon längst totgeschlagen!" sagte Majakin und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Wie sie das beschrieben haben! Es ist eine Schande!"

„Er hat's verdient!" sagte Ljubowj.

„Ich sage nicht, daß es ohne Grund ist! Man hat ihn beschimpft, wie er es verdient hat ... Wer hat sich denn so über ihn erbost?"

„Ist Ihnen das nicht gleichgültig?" fragte das Mädchen.

„Es ist interessant ... Der Schelm hat Fomkas Betragen sehr lebendig geschildert ... Er war wohl selbst mit dabei und war Zeuge des Skandals."

„N—nein, er würde nicht mit Foma verkehren," sagte Ljubowj überzeugt und errötete tief bei dem forschenden Blick des Vaters.

„So ist's also! Du hast nette Bekanntschaften, Ljuba," sagte Majakin mit giftigem Humor. „Nun, wer hat das geschrieben?"

„Wozu brauchen Sie das zu wissen, Vater?"

„Sag's nur!"

Sie wollte es nicht sagen, doch der Vater bestand darauf, und seine Stimme wurde immer trockener und zorniger. Da fragte sie ihn unruhig:

„Werden Sie ihm nichts thun?"

„Ich werde ihm ... den Kopf abbeißen, Närrin! Was kann ich ihm denn thun? Diese Schriftsteller sind nicht dumm und sind darum auch eine Macht, eine Macht sind sie, diese Teufel! Ich bin ja nicht der Gouverneur, und auch er kann ja einem weder die Hand verstauchen noch die Zunge binden. Sie

nagen an uns langsam wie die Mäuse, und man vergiftet sie nicht mit Zündhölzern, sondern mit Rubeln ... ja, ja! Nun, wer ist es also?"

„Erinnern Sie sich, als ich noch in der Schule war, kam ein Gymnasiast, Jeschow, zu uns? So ein kleiner, schwarzer ...

„Hm! Gewiß, ich habe ihn gesehen! Ich weiß schon. Also der ist es?"

„Ja, der ..."

„So eine Maus! Man konnte schon damals sehen, daß aus ihm nichts Rechtes würde. Er war schon damals allen im Wege. Ein aufgeweckter Knabe! Ich hätte mich damals mit ihm befassen sollen, vielleicht wäre etwas aus ihm geworden."

Ljubowj lächelte spöttisch, indem sie den Vater anblickte, und fragte herausfordernd:

„Ist denn der nichts, der in Zeitungen schreibt?"

Der Alte antwortete lange nicht, trommelte mit den Fingern auf den Tisch und betrachtete sein Gesicht, das sich im blank geputzten Kupfer des Samowars widerspiegelte. Dann erhob er den Kopf und sagte eindringlich und mit Eifer:

„Das sind keine Menschen, das sind Geschwüre! Das Blut der Russen ist gemischt und verdorben, und von diesem schlechten Blut stammen alle diese Bücher- und Zeitungsschreiber, diese grimmigen Pharisäer. Sie schwären überall auf, und zwar immer mehr. Woher kommt diese Fäulnis des Blutes? Von der langsamen Bewegung. Woher kommen zum Beispiel die Mücken? Vom Sumpf. In stehendem Wasser entsteht allerlei Gewürm. In einem ungeordneten Leben ist's ebenso."

„Das ist nicht richtig, Papa!" sagte Ljubowj weich.

„Wieso ist das nicht richtig?"

„Die Schriftsteller sind die uneigennützigsten Menschen. Das sind edle Naturen! Sie wollen ja nichts für sich, sie streben nur nach Gerechtigkeit ... nur nach Wahrheit! Sie sind keine Mücken!"

Ljubowj wurde lebhaft, während sie die ihr nahestehenden Menschen lobte, ihr Gesicht flammte, und ihre Augen blickten den Vater mit einem Ausdruck an, als bäte sie ihn, ihr zu glauben, da sie nicht im stande sei, ihn zu überzeugen.

„Ach, du!“ unterbrach sie der Alte seufzend. „Du hast dich vollgelesen! Du hast dich vergiftet. Sag mir, wer sind sie? Das weiß man nicht! Zum Beispiel Jeschow ... was ist er? Ein Lamm Gottes! Sie streben nur nach Wahrheit, — was soll man dazu sagen? So etwas Bescheidenes! Und wie ist's, wenn die Wahrheit das Allerteuerste ist? Wenn vielleicht jeder schweigend nach ihr sucht? Glaube mir, ein Mensch kann nicht uneigennützig sein ... er wird sich nicht für etwas schlagen, das ihm fremd ist ... und wenn er es thut, ist er ein Dummkopf und wird niemand nützen! Der Mensch muß sich selbst verteidigen können ... das, was sein eigen ist ... dann wird er es zu etwas bringen! Auch etwas! Die Wahrheit! Ich lese fast vierzig Jahre eine und dieselbe Zeitung und sehe gut ... Da ist mein Gesicht vor dir, und vor mir im Samowar ist auch mein Gesicht, aber ein andres ... Diese Zeitungen verleihen allem eine Samowarfratze und sehen nicht das wahre Gesicht ... Und du glaubst ihnen ... Ich weiß aber, daß mein Gesicht im Samowar verzerrt wird ... Man kann niemand die echte Wahrheit sagen: der Mensch hat eine zu dünne Kehle dafür ... sie ist auch niemand bekannt, die echte Wahrheit ...“

„Papa!“ rief Ljuba wehmütig aus. „In den Büchern und Zeitungen werden doch die gemeinsamen Interessen aller Menschen verteidigt.“

„Und in welcher Zeitung steht, daß dich das Leben langweilt, und daß du längst hättest heiraten sollen! Deine Interessen werden also nicht verteidigt! Ach, du! Auch meine Interessen werden nicht verteidigt. Wer weiß, was ich will? Wer außer mir versteht meine Interessen?“

„Nein, Papa, das alles ist nicht das Richtige,

nein! Ich kann Ihnen nichts erwidern, doch ich fühle, daß es nicht so ist!“ sagte Ljubowj fast verzweifelnd.

„Das ist doch so!“ sprach der Alte bestimmt. „Rußland ist voller Wirren, es giebt nichts Festes darin: alles wankt. Alles lebt schief, geht auf einer Seite; es giebt keine Harmonie im Leben ... Jeder brüllt auf seine Weise. Und niemand versteht, was der andre benötigt! Alles ist im Nebel, alle atmen den Nebel ein, darum ist das Blut der Menschen faul, daher kommen die Geschwüre. Den Menschen ist viel Freiheit zu denken gegeben, es ist ihnen aber nicht erlaubt, etwas zu thun — darum lebt der Mensch nicht, sondern er fault und stinkt ...“

„Was soll man also thun?“ fragte Ljubowj, indem sie ihre Ellbogen auf den Tisch stützte und sich gegen den Vater neigte.

„Alles!“ schrie der Alte voll Eifer auf. „Alles soll man thun können! Jeder soll das thun, was er kann! Und darum muß man den Menschen die Freiheit geben, die volle Freiheit! Wenn die Zeit schon einmal so ist, daß jeder Grünschnabel glaubt, er könne alles und sei geschaffen, um über das Leben ganz zu verfügen — dann soll man dem Galgenstrick die Freiheit geben! Lebe dich nur aus, du Luder! Lebe nur! Ach! Dann würde eine Komödie folgen: wenn der Mensch fühlt, daß er keine Zügel mehr hat, dann wird er über seine eignen Ohren hinaus wollen und wird wie eine Feder hin und her fliegen ... Er wird sich für einen Zauberer halten und wird sich aufzublasen suchen ...“

Der Alte machte eine Pause und fuhr mit einem sardonischen Lächeln und mit gesenkter Stimme fort:

„Er hat aber keine große Fähigkeit, etwas zu schaffen! Er wird einen oder zwei Tage wichtig thun, wird sich nach allen Seiten hin spreizen und wird bald schwach werden, der Arme! Denn sein Inneres ist durchfault ... Ha, ha, ha! Da werden die echten Menschen das Täubchen fangen, ha, ha, ha! — jene würdigen, echten Menschen, die die

wahren Herren über das Leben sein können ... die das Leben nicht mit dem Stock und nicht mit der Feder, sondern mit der Hand und mit der Vernunft regieren werden. Sie werden sagen: Nun, seid ihr müde, ihr Herren? Sie werden sagen: Nun, eure Milz verträgt wohl kein richtiges Feuer? So—o!...“ Und der Alte schloß seine Auseinandersetzungen mit erhobener Stimme, in gebieterischem Ton:

„Nun, ihr Gesindel, schweigt und muckst nicht! Sonst werden wir euch von der Erde schütteln wie Würmer vom Baum! Schweigt, ihr Täubchen! Ha, ha, ha! Das wird geschehen, Ljuba. Ha, ha, ha!“

Der Alte war guter Laune. Seine Gesichtsfurchen bewegten sich, er zitterte, sich an seinen Worten berauschend, schloß die Augen und schmatzte mit den Lippen, als koste er seine Weisheit aus.

„Und dann werden diejenigen, die im Wirrwarr die Oberherrschaft gewinnen, das Leben auf ihre Art weise einrichten. Die Sache wird dann nicht aufs Geratewohl vor sich gehen, sondern wie nach Noten! Wir werden das nicht erleben, schade!“

Die Worte des Vaters fielen eins nach dem andern wie Maschen eines großen, festen Netzes auf Ljuba herab; sie fielen herab und umstrickten sie, das Mädchen konnte sich davon nicht befreien und schwieg, durch die Rede des Vaters betäubt. Sie blickte ihm angestrengt ins Gesicht und suchte in seinen Worten nach einer Stütze für sich; sie hörte aus ihnen etwas heraus, was sie auch in den Büchern gelesen hatte, und was ihr als die echte Wahrheit erschien. Doch das schadenfrohe, triumphierende Lachen des Vaters stach sie ins Herz, und diese Furchen, die wie kleine, dunkle Schlangen über sein Gesicht krochen, flößten ihr Angst vor ihm ein. Sie fühlte, daß er sie fort von dem, was ihr in ihren Träumen so einfach und licht erschienen war, irgendwohin in die Weite führte.

„Papa,“ fragte sie auf einmal den Alten, einem plötzlich erwachten Gedanken und Gefühl gehorchend,

„Papa! Und was ... was ist Ihrer Meinung nach Taraß?“

Majakin fuhr zusammen. Seine Brauen bewegten sich zornig, er richtete seine scharfen Augen fest auf das Gesicht seiner Tochter und fragte sie trocken:

„Was ist das für ein Gespräch?“

„Darf man denn nicht von ihm sprechen?“ fragte Ljuba leise und verlegen.

„Ich will von ihm nicht sprechen ... Ich rate auch dir nicht dazu!“ Der Alte drohte der Tochter mit dem Finger, machte ein finsteres Gesicht und senkte den Kopf. Er hatte sich selbst wohl nicht recht verstanden, als er sagte, er wolle von seinem Sohn nicht sprechen, denn nach einer Minute des Schweigens begann er düster nnd übellaunig.

„Taraß ist auch ein Geschwür ... Das Leben haucht euch an, ihr Milchbärte, ihr könnt aber seine wahren Gerüche nicht unterscheiden und schluckt jeden Schmutz hinunter, davon ist es dann in euren Köpfen trübe ... Und darum seid ihr zu nichts fähig und seid deswegen unglücklich ... Taraß ... ja—a! Er ist jetzt schon gegen vierzig ... er ist für mich verloren! Ist ein Sträfling mein Sohn? Das stumpfsinnige Ferkel ... er wollte nicht mit seinem Vater reden und ist ertappt worden ...“

„Was hat er gethan?“ fragte Ljuba, die gierig den Worten des Alten lauschte.

„Wer weiß es? Er kann sich jetzt wohl selbst nicht verstehen ... wenn er klüger geworden ist .. Und er ist wohl klug geworden ... er hat keinen dummen Vater ... und hat auch nicht wenig durchgemacht ... Man verwöhnt sie, die Nihilisten! Man sollte sie mir überlassen ... Ich würde für sie schon eine Arbeit finden ... In die Wüste mit ihnen! Marsch in irgend eine öde Gegend! ... Nun, ihr Philosophen, richtet euch hier das Leben nach Wunsch ein! Nun, fangt nur an! Und als Aufseher würde ich feste Bauern anstellen ... Also, ihr lieben Leutchen, man hat euch aufgepäppelt und gefüttert und gelehrt — was habt ihr gelernt? Zahlt die Schuld

zurück ... Ja, ich würde nicht einen Groschen für sie ausgeben und würde doch den ganzen Saft aus ihnen herauspressen — gebt ihn nur her! Man darf keinen Menschen geringschätzen, es ist zu wenig, ihn ins Gefängnis zu stecken! Du hast das Gesetz überschritten und lebst dann wie ein Herr. Nein, arbeite nur ein wenig ... Von einem einzigen Samen keimt eine ganze Aehre auf, man kann also nicht zulassen, daß ein Mensch verloren geht, ohne Nutzen zu bringen! Ein sparsamer Tischler findet in seiner Arbeit für jeden Span einen Platz, so muß auch jeder Mensch nützlich verwendet werden und muß ganz, bis auf sein letztes Aederchen, verbraucht werden. Jeder Schund hat seinen Platz im Leben, und der Mensch hat immer einen Wert... Ach, es ist schlimm, wenn die Kraft ohne Verstand lebt, es ist auch schlimm, wenn der Verstand ohne Kraft ist. Zum Beispiel der Fomka ... Sieh mal, wer kommt ..."

Als Ljuba sich umwandte, sah sie Jefim, den Kapitän des „Jermak," auf dem Gartenweg daherkommen, er hatte seine Mütze ehrerbietig gezogen und verneigte sich vor ihr. Sein Gesicht war verzweifelt und schuldbewußt, und er sah ganz zerknirscht aus. Jakow Tarassowitsch erkannte ihn und fragte voller Unruhe:

„Woher des Weges? Was ist geschehen?"

„Ich komme zu Ihnen," sagte Jefim und blieb mit einer tiefen Verbeugung vor dem Tisch stehen.

„Das sehe ich, daß du zu mir kommst. Um was handelt es sich? Wo ist das Dampfschiff?"

„Das Dampfschiff ist dort!" Jefim zeigte mit der Hand irgendwohin in die Luft und trat schwer von einem Fuß auf den andern.

„Wo, zum Kukuck? Erzähle zusammenhängend — was ist geschehen?" schrie der Alte mit zorniger Stimme.

„Es ist ein Unglück geschehen, Jakow ..."

„Ist das Schiff gescheitert?"

„Nein. Gott hat das verhütet."

„Seid ihr verbrannt? Nun, sprich rasch!"

Jefim zog viel Luft in die Bruſt ein und ſagte langſam:

„Die Barke Nummer neun iſt untergegangen ... man hat ſie zerſchlagen. Einem Arbeiter iſt das Rückgrat gebrochen ... und ein andrer fehlt ganz, er iſt wohl ertrunken. Dann ſind fünf Menſchen verwundet, aber nicht ſchwer ... einige ſind trotzdem arbeitsunfähig geworden.“

„So—o iſt's!“ ſagte Majakin gedehnt und maß den Kapitän drohend mit den Augen. „Nun, Jefimuſchka, ich werde dir dafür ſchon die Haut abziehen ...“

„Es iſt nicht meine Schuld,“ ſagte Jefim ſchnell.

„Nicht deine Schuld?“ ſchrie der Alte, am ganzen Leibe zitternd. „Weſſen ſonſt?“

„Der Herr ſelbſt ...“

„Fomka? Und du ... wo warſt du?“

„Ich habe in der Luke gelegen ...“

„So, du haſt dort gelegen?“

„Ich war feſtgebunden ...“

„Wa—as?“ quietſchte der Alte mit dünner Stimme auf.

„Erlauben Sie, daß ich der Reihe nach erzähle. Der Herr war alſo betrunken und ſchrie: ‚Fort mit dir! Ich werde ſelbſt kommandieren!‘ Ich ſage drauf: ‚Ich darf nicht! Ich bin ja der Kapitän!‘ ‚Bindet ihn!‘ ſagt der Herr dann. Man band mich und ließ mich in die Luke zu den Matroſen hinab ... Da der Herr betrunken war, wollte er einen Spaß machen. Uns entgegen kam eine Karawane ... es waren ſechs leere Barken, die vom ‚Tſchernogorjez‘ gezogen wurden. Foma Ignatjitſch verſperrte ihnen den Weg. Sie haben gepfiffen, mehr als einmal; man muß die Wahrheit ſagen ... ſie haben gepfiffen!“

„Nun?“

„Sie konnten es nicht mehr abwenden ... die zwei vorderen ſind auf uns gepralt ... wie ſie gegen das Bord unſrer neunten Barke rannten, da

war's aus mit uns ... Auch sie sind beschädigt ... doch uns ist es viel schlechter ergangen ..."

Majakin erhob sich vom Sessel und lachte ein zitterndes, boshaftes Lachen. Jefim seufzte, zuckte die Achseln und sagte:

„Der Herr hat einen gar zu heftigen Charakter. Wenn er nüchtern ist, schweigt er meistens und geht nachdenklich herum, wenn der Herr aber seine Sprungfedern mit Wein anfeuchtet, dann schnellen sie in die Höhe. Dann ist er nicht mehr Herr über sich und über das Geschäft, sondern ein grimmiger Feind — verzeihen Sie! Und ich möchte fort, Jakow Tarassowitsch! Ich bin es nicht gewohnt, ohne Herrn zu sein, ich kann ohne einen Herrn nicht auskommen ..."

„Schweig!" sagte Majakin streng. „Wo ist Foma?"

„Dort am Platz .... Gleich nachdem es geschehen ist, ist der Herr zu sich gekommen und hat gleich Arbeiter holen lassen ... Sie werden die Barke heben ... haben wohl schon damit angefangen ..."

„Ist er allein dort?" fragte Majakin und senkte den Kopf.

„Nicht ... ganz ..." erwiderte Jefim leise und schielte zu Ljuba hinüber.

„Nun?"

„Es ist eine Dame dort ... so eine schwarze."

„So."

„Diese Frau scheint nicht ganz bei Sinnen zu sein," sagte Jefim seufzend. „Sie singt immer ... sie singt sehr schön ... es ist sehr verführerisch."

„Ich habe nicht nach ihr gefragt!" schrie Majakin zornig. Die Furchen in seinem Gesicht verzerrten sich krankhaft, und es schien Ljuba, als ob der Vater gleich weinen würde.

„Beruhigen Sie sich, Vater!" bat sie freundlich. „Der Schaden ist vielleicht nicht groß."

„Nicht groß?" rief Jakow Tarassowitsch laut aus. „Was verstehst du, du Närrin! Ist denn die Barke zu Grunde gegangen? Ach du! Ein Mensch ist unter-

gegangen! Das ist es. Ich brauche ihn aber. Ich brauche ihn, ihr stumpfsinnigen Teufel!"

Der Alte schüttelte zornig den Kopf und ging mit raschen Schritten über den Gartenweg dem Hause zu.

Foma befand sich unterdessen vierhundert Werst von seinem Paten entfernt in einer Bauernhütte am Ufer der Wolga. Er war soeben aufgewacht, lag auf dem Boden in der Mitte der Hütte auf einem Lager von frischem Heu und schaute mit finsteren Augen durch das Fenster auf den Himmel, der mit grauen, flockigen Wolken bedeckt war.

Der Wind riß an ihnen und jagte sie umher! sie zogen schwer und traurig wie eine große Herde über den Himmel, überholten einander, schmolzen in eine einzige Masse zusammen, zerrissen wieder in Stücke, senkten sich in lautloser Verwirrung tief auf die Erde herab und stiegen in die Höhe, indem sie einander verschlangen.

Foma blickte sie lange an, ohne den vom Rausch schweren Kopf zu bewegen, und begann endlich zu fühlen, daß auch in seiner Brust lautlose Wolken dahinglitten, sein Herz mit feuchter Kälte anwehten und es beengten. In der Bewegung der Wolken am Himmel lag etwas Kraftloses und Aengstliches, und dasselbe fühlte auch er in sich ... Ohne zu denken, stellte er sich alles vor, was er in den letzten Monaten erlebt hatte.

Ihm war, als sei er in einen trüben, heißen Strom gefallen, und als hätten ihn jetzt dunkle Wellen erfaßt, die diesen Wolken am Himmel ähnlich sahen; sie hatten ihn erfaßt und trugen ihn irgendwohin, wie der Wind die Wolken. In dem Dunkel und dem Lärm, die ihn umgaben, sah er wie im Nebel, daß mit ihm zugleich noch andre Menschen dahin eilten ... heute andre als gestern, jeden Tag neue, doch alle sahen sich ähnlich und waren gleich jämmerlich und widerlich. Betrunken, laut und gierig drehten sie sich wie in einem Wirbelwind um ihn, hielten für sein Geld Orgien, beschimpften ihn, schlugen sich, schrieen und

weinten sogar manchmal. Und er schlug sie. Er erinnerte sich, daß er eines Tages jemand ins Gesicht geschlagen, jemand den Rock vom Leibe gerissen und ihn ins Wasser geworfen, und daß ihm jemand mit nassen, kalten Lippen, ekelhaft wie Frösche, die Hände geküßt hatte. Er küßte sie und bat weinend, ihn nicht totzuschlagen ... In seiner Erinnerung huschten verschiedene Gesichter vorüber, Töne und Worte erklangen darin ... Eine Frau in einer gelben, auf der Brust aufgeknöpften Seidenjacke sang mit lauter, schluchzender Stimme:

„Laßt uns leben, solange es geht ...
Und dann braucht kein Gras mehr zu wachsen!"

... Alle diese Menschen sind von derselben dunkeln Welle erfaßt wie er und werden, verwildert und vertiert, wie sie sind, von ihr dahingetrieben. Sie alle fürchten sich wohl ebenso wie er, vorwärts zu blicken, dorthin, wohin sie die tobende, starke Welle trägt. Sie ertränken ihre Angst im Wein und stürmen mit der Strömung vorwärts, sie zappeln, brüllen, thun etwas Unsinniges, treiben Possen, lärmen und lärmen und sind niemals froh. Auch er hatte das alles gethan, während er sich unter ihnen bewegte ... Und es schien ihm jetzt, daß er das alles aus Angst vor sich selbst gethan habe, um diesen Lebensabschnitt schneller hinter sich zu haben, oder um nicht daran zu denken, was später sein werde ...

In dem wirren Gewühl der Orgien, in der Menschenmenge, die von der Ausschweifung erfaßt, von wilden Leidenschaften zerrüttet und von dem Bestreben, sich zu vergessen, halb wahnsinnig war, blieb nur Sascha stets ruhig und gleichmäßig. Sie betrank sich nicht, sie sprach mit den Leuten stets mit einer festen, gebieterischen Stimme, und alle ihre Bewegungen waren sicher, als würde sie von diesem Strom nicht erfaßt, sondern beherrsche selbst seinen stürmischen Lauf. Sie erschien Foma als die klügste unter allen, die ihn umgaben, und als diejenige, die am gierigsten nach Lärm und Ver-

gnügungen verlangte; sie kommandierte alle, dachte sich immer etwas Neues aus und sprach mit allen Menschen gleich: sie hatte für den Kutscher, den Kellner und den Matrosen denselben Ton und dieselben Worte wie für ihre Freundinnen und für Foma. Sie war schöner und jünger als Palageja, doch ihre Liebkosungen waren still und kalt ... Foma hatte das Gefühl, daß sie tief in ihrem Herzen etwas Schreckliches vor allen verberge, daß sie niemals jemand lieben könne und sich nie ganz mitteilen würde. Dieses Verborgene in ihr zog ihn an und regte in ihm das Gefühl einer ängstlichen Neugier und eines heftigen, gespannten Interesses für ihre ruhige, kalte Seele, die dunkel wie ihre Augen war.

Eines Tages hatte Foma zu ihr gesagt:

„Wir haben eigentlich nicht wenig Geld zusammen verputzt."

Sie blickte ihn an und fragte:

„Wozu soll man das Geld denn aufheben?"

‚Wozu, wirklich?' dachte Foma und war erstaunt, daß sie so einfach urteilte.

„Wer bist du denn?" fragte er sie ein andres Mal.

„Hast du vergessen, wie ich heiße?"

„Wieso denn?"

„Was brauchst du also noch zu wissen?"

„Ich frage nach deiner Herkunft ..."

„Ach so! Ich bin eine Kleinbürgerin aus dem Jaroslawer Gouvernement, aus Uglitsch ... Ich war Harfenspielerin ... Wie ist's, werde ich dir denn lieber sein, wenn du weißt, wer ich bin?"

„Weiß ich's denn?" fragte Foma lächelnd.

„Genügt dir das nicht? Ich werde nichts mehr sagen ... Wozu auch? Alle haben die gleiche Abstammung, die Menschen und das Vieh ... Und was kann man von sich sagen ... wozu? Alle diese Gespräche haben keinen Sinn ... Wir wollen lieber darüber nachdenken, wie wir heute den Tag verbringen sollen."

An diesem Tage fuhren sie mit einem Musikorchester auf einem Dampfschiff spazieren, tranken Champagner und betranken sich alle furchtbar. Sascha sang ein ganz besonderes, seltsam trauriges Lied, und Foma weinte wie ein Kind, von dem Gesang gerührt.

Dann tanzte er mit ihr den Nationaltanz, sprang schwitzend und müde, wie er war, über Bord und wäre fast ertrunken.

Als er sich jetzt an alles das und an vieles andre erinnerte, schämte er sich und war mit Sascha unzufrieden. Er blickte auf ihre schlanke Gestalt, hörte ihre gleichmäßigen Atemzüge und fühlte, daß er diese Frau nicht liebte, und daß er sie nicht brauchte. In seinem schweren Kopf keimten leise graue, langgezogene Gedanken auf. Ihm war, als ob alles, was er in dieser Zeit erlebt hatte, sich in ihm in einen schweren, feuchten Knäuel zusammengewickelt habe, und jetzt dieser Knäuel in seiner Brust herum rolle, sich langsam entwirre und er selbst mit den dünnen, grauen Fäden festgebunden werde.

‚Was geht mit mir vor?‘ dachte er. „Jetzt führe ich ein ausschweifendes Leben — warum denn? Ich weiß nicht zu leben ... ich verstehe mich nicht ... Wer bin ich denn?‘

Diese Frage verblüffte ihn, er verweilte dabei und versuchte daraufzukommen, warum er nicht so fest und sicher leben konnte wie andre Menschen. Er schämte sich bei diesem Gedanken und wurde unruhig, er wälzte sich auf dem Heu herum und stieß Sascha gereizt mit dem Ellbogen.

„Vorsichtig!“ sagte sie im Schlaf.

„Ist schon gut ... bist wohl keine vornehme Dame!“ murmelte Foma.

„Was hast du?“

„Nichts.“

Sie wandte ihm den Rücken zu, gähnte behaglich und sagte träge:

„Mir hat geträumt, ich wäre wieder eine Harfen-

spielerin. Ich singe Solo, und mir gegenüber steht ein großer schmutziger Hund, fletscht die Zähne und wartet, bis ich aufhöre. Und ich fürchte mich vor ihm, ich weiß, daß er mich fressen wird, sobald ich zu singen aufhöre ... und ich singe und singe immer ... und auf einmal bleibt mir die Stimme aus. Es ist furchtbar. Und er knirscht mit den Zähnen ... O Gott, erbarme dich! Was bedeutet das?"

„Höre auf zu schwatzen!" unterbrach Foma sie streng. „Sag mir lieber: was weißt du von mir?"

„Ich weiß, daß du aufgewacht bist," antwortete sie, ohne sich zu ihm umzuwenden.

„Ich bin aufgewacht? Das stimmt — ich bin aufgewacht," sagte Foma nachdenklich und sprach weiter, indem er seine Arme hinter dem Kopf verschränkte, „darum frage ich dich auch, was für ein Mensch bin ich deiner Meinung nach?"

„Einer, der einen Katzenjammer hat," antwortete Sascha gähnend.

„Alexandra," rief Foma bittend aus, „sprich keinen Unsinn! Sag im Ernst, was du von mir denkst?"

„Ich denke nichts!" antwortete sie trocken. „Was verfolgst du mich mit diesen Dummheiten?"

„Sind denn das Dummheiten?" sagte Foma traurig. „Ach, ihr Narren! Das ist die Hauptsache, das, was ich am nötigsten habe."

Er seufzte schwer und schwieg. Nachdem Sascha eine Minute lang auch schweigend gelegen hatte, begann sie mit ihrer gewohnten, gleichgültigen Stimme:

„Ich soll ihm sagen, wer er ist und warum er so ist? Kann man denn meinesgleichen nach so etwas fragen? Und aus welchem Grunde sollte ich denn über jeden nachdenken? Ich habe nicht einmal Zeit, über mich selbst nachzudenken ... vielleicht habe ich auch keine Lust dazu."

Foma lachte trocken und sagte:

„Wenn ich das auch so könnte, nichts wollen ..."

Jetzt erhob Saſcha den Kopf vom Kiſſen, blickte Foma ins Geſicht, legte ſich dann wieder hin und ſagte:

„Du grübelſt zu viel ... Sieh, es wird für dich dabei nichts Gutes herauskommen. Ich kann nichts über dich ſagen ... Man kann nie etwas Wahres von einem Menſchen ſagen ... wer kann ihn verſtehen? Er kennt ſich ſelbſt nicht. Nun, ich will dir was ſagen: Du biſt beſſer als die andern. Was folgt aber daraus?“

„Warum bin ich denn beſſer?“ fragte Foma ſinnend.

„Ja, es iſt ſo! Wenn man ein ſchönes Lied ſingt, weinſt du; wenn jemand eine Gemeinheit begeht, ſchlägſt du ihn ... Mit den Weibern benimmſt du dich einfach, biſt mit ihnen nicht unverſchämt, biſt ruhig, kannſt aber auch waghalſig ſein.“

Das alles befriedigte Foma nicht.

„Du ſprichſt nicht das Richtige!“ ſagte er leiſe.

„Nun, ich weiß nicht, was du noch haben willſt. Sag lieber, was werden wir thun, wenn die Barke wieder in Ordnung iſt?“

„Was können wir thun?“ fragte Foma.

„Werden wir nach Niſhnij-Nowgorod oder nach Kaſanj fahren?“

„Wozu denn?“

„Um uns zu amüſieren.“

„Ich will mich nicht mehr amüſieren.“

„Was willſt du ſonſt thun?“

„Was? Nichts.“

„Sie ſchwiegen beide lange, ohne ſich anzublicken.

„Du haſt einen unglücklichen Charakter,“ begann Saſcha, „einen traurigen Charakter.“

„Und ich werde mich doch nicht wieder betrinken!“ ſagte Foma feſt und beſtimmt.

„Das iſt nicht wahr!“ entgegnete Saſcha ruhig.

„Du wirſt ſehen! Was glaubſt du, iſt es gut, ſo zu leben?“

„Wir wollen ſehen.“

„Nein, ſage, iſt das gut?“

„Was ist denn aber besser?“

Foma blickte sie von der Seite an und sagte gereizt:

„Was du für häßliche Worte hast . . .“

„Also auch das ist dir nicht recht!“ sprach Sascha lächelnd.

„Ist das ein Volk!“ sagte Foma mit krankhaft verzogenem Gesicht. „Wie Bäume sind sie . . . Sie leben auch, aber wie? Das versteht niemand. Sie kriechen irgendwohin und können sich selbst und den andern nichts sagen . . . Wenn eine Schabe kriecht, weiß sie doch, wohin sie kriecht, und warum sie es thut . . . und was willst du? Wohin willst du?“

„Warte!“ unterbrach ihn Sascha und fragte ruhig: „Was gehe ich dich an? Du kannst bei mir alles, was du willst, haben, dränge dich aber nicht in meine Seele!“

„In die See—le!“ dehnte Foma verächtlich. „In welche Seele? Haha!“

Sie begann im Zimmer herumzugehen und die überall verstreuten Kleidungsstücke zusammenzuräumen. Foma beobachtete sie und war unzufrieden, daß sie ihm wegen seiner Worte über die Seele nicht zürnte. Ihr Gesicht war gleichgültig und ruhig wie immer, und er wollte sie zornig und gekränkt sehen, er wollte in der Frau etwas Menschliches sehen.

„Die Seele!“ rief er aus, auf seinem Ziele beharrend. „Kann denn ein Mensch mit einer Seele so leben, wie du lebst? In der Seele brennt ein Feuer . . . es ist Scham darin.“

Sie saß jetzt auf der Bank und zog sich die Strümpfe an, doch bei seinen Worten erhob sie den Kopf und richtete ihre strengen Augen auf sein Gesicht.

„Was schaust du so?“ fragte Foma.

„Warum sagst du das?“ fragte sie, ohne den Blick von ihm zu wenden.

„So . . . es drängt mich dazu . . .“

„Ist das wirklich wahr?“

In ihrer Frage lag etwas Drohendes. Foma

fühlte sich eingeschüchtert und fragte, schon ohne Herausforderung im Ton:

„Warum sollte ich denn nicht davon sprechen?“

„Ach du!“ seufzte Sascha und begann wieder sich anzukleiden.

„Was bin ich also?“

„Ach so ... Es ist, als ob du von zwei Vätern wärst ... Weißt du, was ich bei den Menschen bemerkt habe?“

„Nun?“

„Wenn ein Mensch sich nicht vor sich selbst verantworten kann, dann fürchtet er sich und ist keinen Groschen wert!“

„Sprichst du von mir?“ fragte Foma nach einem Schweigen.

„Auch von dir.“

Sie warf sich einen weiten rosa Schlafrock um und streckte, mitten im Zimmer stehend, die Hand gegen Foma aus, der zu ihren Füßen lag, und sagte mit tiefer, tonloser Stimme:

„Du hast kein Recht, von meiner Seele zu sprechen ... Sie geht dich nichts an! Schweige also! Ich kann schon sprechen! Wenn ich wollte, könnte ich euch allen etwas sagen ... ach, und wie! Wer wird aber wagen, mir zuzuhören, wenn ich mit voller Stimme sprechen werde? Und ich habe Worte für euch, die wie Hammer sind! Ich würde damit auf eure Köpfe hauen; ihr würdet dann verrückt werden ... Aber wenn ihr alle auch Schurken seid, kann man euch nicht mit Worten heilen. Man sollte euch auf dem Feuer ausbrennen, wie man es am Ostermontag mit den Pfannen macht.“

Sie erhob die Hände zum Kopf und machte sich mit einem Ruck die Haare los; als die schweren schwarzen Strähnen über ihre Schultern flossen, schüttelte sie stolz den Kopf und sagte geringschätzig:

„Achte nicht darauf, was für ein Leben ich führe! Es kommt vor, daß ein Mensch im Schmutz lebt und reiner ist als derjenige, der in Seide herumspaziert. Wenn du wüßtest, was ich von euch denke,

ihr Rüden, was für einen Zorn ich auf euch habe! Ich ſchweige auch vor Zorn, denn ich fürchte, daß, wenn ich euch davon ſinge, meine Seele leer wird; ich werde dann nichts mehr haben, um leben zu können."

Foma blickte ſie an, und ſie gefiel ihm jetzt. Ihre Worte hatten etwas mit ſeiner Stimmung Verwandtes. Er lächelte und ſagte mit Freude in der Stimme und auf dem Geſicht:

„Auch ich fühle, daß in meiner Seele etwas wächſt ... Ach, auch ich werde mein Teil ſagen, wenn die Zeit kommt!"

„Wem denn?" fragte Saſcha geringſchätzig.

„Allen!" rief Foma aus und ſprang auf. „Ich werde gegen die Falſchheit ſprechen ... Ich werde fragen ..."

„Frage einmal, ob der Samowar fertig iſt," befahl ihm Saſcha gleichgültig.

Foma blickte ſie an und ſchrie zornig auf:

„Geh zum Teufel! Frage ſelbſt ..."

„Gut, ich werde fragen ... Warum ſchreiſt du denn?"

Und ſie ging aus der Hütte hinaus ... Der Wind flog in ſtürmiſchen Stößen über den Fluß, ſchlug ihn auf die Bruſt, und der Fluß brauſte, mit empörten braunen Wellen bedeckt, mit lautem Plätſchern und vor Wut ſchäumend, krampfhaft dem Wind entgegen. Das Weidengehölz neigte ſich zitternd ganz zur Erde, bald wollte es ſich auf die Erde legen, bald drängte es erſchrocken in die Ferne, vom Wind gejagt. In der Luft tönte ein Pfeifen, ein Heulen und ein intenſiver, klagender Laut, der aus der Bruſt vieler Menſchen drang:

„Es geht — es geht — es geht!"

Dieſer Ausruf, kurz wie ein Schlag und ſchwer wie der Seufzer einer ungeheuren Bruſt, die vor Anſtrengung erſtickt, ſchwebte über den Fluß und ſank auf die Wellen herab, als ſporne er ihr wildes Spiel mit dem Wind an, und ſie ſtürmten mit Macht gegen die Ufer.

An dem gebirgigen Ufer lagen zwei leere Barken vor Anker, und ihre hohen Maſtbäume, die ſich in den Himmel erhoben, wiegten ſich erregt hin und her, als zeichneten ſie in der Luft ein unſichtbares Muſter. Das Deck beider Barken war mit Holz beladen, das in dicken, braunen Balken aufgetürmt war. Ueberall hingen rieſige Blockrollen herab; Ketten und Taue waren daran befeſtigt und wiegten ſich in der Luft; die Glieder der Ketten klapperten leiſe ... Ein Haufen von Bauern in roten und blauen Hemden ſchleppten einen rieſengroßen Balken über das Deck und ächzten aus voller Bruſt, indem ſie ſchwer mit den Füßen ſtampften:

„Es geht — es geht — es geht!“

Ueberall klebten große blaue und rote Klumpen von menſchlichen Körpern an den Balken. Der Wind blies die Hemden und Beinkleider auf und verlieh den Menſchen ſeltſame Formen, indem er ſie bald bucklig, bald rund und aufgeblaſen wie Ballons machte. Die Menſchen bei den Balken und auf dem Deck der Barken banden etwas, hämmerten, ſägten, ſchlugen Nägel ein, und überall ſah man große Hände und bis zu den Ellbogen aufgeſtreifte Hemdärmel. Der Wind trieb Holzſpäne und vielgeſtaltigen, lebendigen, friſchen Lärm durch die Luft: die Säge nagte am Holz und ſchien vor boshafter Freude außer Atem zu kommen; die Balken ächzten und ſtöhnten über die Wunden, die ihnen die Hacken ſchlugen; die Bretter kniſterten ſchmerzlich, während ſie von den Schlägen geſpalten wurden; der Hobel winſelte tückiſch. Das Klappern der eiſernen Ketten und das ſeufzende Knarren der Rollen floß mit dem zornigen Lärmen der Wellen zuſammen, und der Wind heulte laut, indem er das Geräuſch der Arbeit über den Fluß trug und die Wolken über den Himmel jagte.

„Miſchka—a! Daß dich der Kuckuck hol'!“ ſchrie jemand laut von der Höhe des Gerüſtes herab. Auf dem Deck antwortete ein großer Bauer mit zurückgebeugtem Kopf:

„Was?“ und der Wind spielte mit seinem blonden Bart und wehte ihn ihm ins Gesicht.

„Gieb das andre Ende her!“

Ein gellender Baß brüllte wie durch ein Sprachrohr:

„Wie hast du die Bretter aufgetragen, blinder Teufel! Siehst du nicht? Ich werde dir schon die Augen reiben!“

„Ki—inder, zieht an!“

„Noch ei—inmal!“ rief jemand mit bittender, hoher Stimme.

Foma, der in seiner kurzen Tuchjoppe hübsch und schlank aussah, stand mit dem Rücken an den Mastbaum gelehnt, zupfte sich mit zitternder Hand den Bart und bewunderte die rüstige Arbeit der Bauern. Der Lärm um ihn her erregte in ihm den lebhaften Wunsch, zu schreien, mit den Bauern zu arbeiten, Holz zu hacken, Lasten zu tragen, zu kommandieren, alle zu zwingen, ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, und allen seine Kraft, seine Geschicklichkeit und die lebendige Seele, die in ihm war, zu zeigen. Doch er beherrschte sich und stand schweigend und unbeweglich da; er schämte sich und fürchtete sich vor etwas. Es machte ihn verlegen, daß er hier der Herr über alle war, und wenn er selbst an die Arbeit ginge, ihm wohl niemand glauben würde, daß er einfach deshalb arbeitete, weil er Lust dazu hatte, und nicht, um die Leute anzuspornen und ihnen als Beispiel zu dienen. Die Bauern würden ihn vielleicht noch auslachen.

Ein lockiger, blonder Bursche mit einem aufgeknöpften Hemdkragen lief fortwährend, bald mit einem Brett auf der Schulter, bald mit einer Hacke in der Hand, an ihm vorüber: er hüpfte wie ein ausgelassener Ziegenbock, erfüllte alles um sich herum mit lustigem, hellem Lachen, mit Späßen und kräftigen Schimpfworten, und arbeitete ohne Unterlaß, indem er bald dem einen, bald dem andern half und dabei geschickt und schnell über das Deck lief, das mit Spänen und Holz bedeckt war. Foma beobachtete

ihn unabläſſig und fühlte, daß er dieſen munteren Burſchen, von dem etwas Geſundes, Belebendes ausſtrömte, beneidete.

‚Er iſt wohl glücklich,‘ dachte Foma, und dieſer Gedanke erregte in ihm den ſcharfen, ſtechenden Wunſch, den Burſchen irgendwie anzurempeln, ihn verlegen zu machen. Alle um ihn herum waren von dem Eifer der eiligen Arbeit erfaßt, alle befeſtigten einig und geſchickt das Gerüſt, brachten die Rollen an und machten ſich bereit, die untergegangene Barke vom Grunde des Fluſſes heraufzuziehen; alle waren friſch, luſtig und — lebten. Und er ſtand daneben, ohne zu wiſſen, was er thun ſollte, ohne etwas zu können, und fühlte ſich bei dieſer großen Arbeit ganz unnütz. Es wurmte ihn, ſich zwiſchen dieſen Menſchen überflüſſig zu fühlen, und je länger er ihnen zuſah, deſto mehr wuchs dieſes Gefühl. Und am meiſten verletzte ihn der Gedanke, daß das ja alles für ihn gethan wurde, und er trotzdem hier nicht an ſeinem richtigen Platze war.

‚Wo iſt denn mein Platz?‘ dachte er finſter. ‚Wo iſt meine Arbeit? Bin ich denn ein Krüppel? Ich habe nicht weniger Kraft als jeder andre ... Wozu brauche ich ſie dann?‘

Die Ketten klirrten, die Rollen ſtöhnten, die Schläge der Hacken erklangen laut über den Fluß, und die Barken ſchaukelten ſich beim Anprall der Wellen ...

Foma aber ſchien es, als ob er ſich nicht deswegen ſchaukelte, weil das Deck unter ſeinen Füßen wankte, ſondern weil er es nicht verſtand, und weil es ihm nicht beſchieden war, feſt auf den Füßen zu ſtehen.

Der Baumeiſter, ein kleiner Bauer mit ſpitzem, grauem Bart und mit ſchmalen Augen in dem farbloſen, gefurchten Geſicht, trat zu ihm und ſagte nicht laut, doch mit einer eigentümlichen Klarheit in der Ausſprache:

„Es iſt alles fertig, Foma Ignatjitſch, jetzt iſt

alles, wie es sein soll ... Man könnte mit Gottes Segen anfangen."

„Nun, fang an!" sagte Foma weich und wandte sich vor dem durchdringenden Blick der schmalen Augen des Bauern ab.

„Also Gott sei Dank!" sagte der Baumeister, indem er sein Wams bedächtig zuknöpfte und eine wichtige Miene aufsetzte. Dann betrachtete er, den Kopf langsam wendend, das Gerüst auf den Barken, die durch einen fünf Saschenj breiten Wasserstreifen voneinander getrennt waren, und schrie plötzlich laut auf:

„Au—uf die Plätze, Kinder!"

Die Bauern verstreuten sich über die Barken, bildeten schnell einzelne gedrängte Haufen bei der Winde und am Bord, und ihre Gespräche verstummten. Einige hatten geschickt das Gerüst bestiegen und blickten schweigend herab, indem sie sich an den Stricken festhielten.

„Seht nach, Kinder!" ertönte die laute, ruhige Stimme des Baumeisters. „Ist alles in Ordnung? Wenn ein Frauenzimmer gebären soll, dann hat sie keine Zeit, Hemden zu nähen ... Nun ... Betet jetzt!"

Der Baumeister warf seine Mütze aufs Deck, erhob sein Gesicht zum Himmel und bekreuzigte sich. Und alle Bauern erhoben ihre Köpfe zu den Wolken und begannen mit ihren Händen weite Bogen zu beschreiben, indem sie ihre Brust mit dem Zeichen des Kreuzes bedeckten. Manche beteten laut, und ein gedämpftes Murmeln verschmolz mit dem Plätschern der Wellen:

„Gott segne uns! ... Die heilige Jungfrau und der heilige Nikolaus ..."

Foma hörte diese Ausrufe mit an, und sie legten sich ihm wie eine Last auf die Seele. Alle hatten ihre Köpfe entblößt, nur er hatte vergessen, seine Mütze abzunehmen, und der Baumeister riet ihm eindringlich, als er mit dem Beten fertig war:

„Auch Sie sollten Gott bitten ..."

„Bleib bei deiner Arbeit, mir hast du nichts zu zu sagen!“ antwortete Foma und blickte ihn zornig an.

Je weiter die Arbeit vorrückte, desto bedrückender und kränkender war es für ihn, sich zwischen diesen ruhigen Menschen überflüssig zu fühlen, die ihrer Kraft sicher waren, und die daran gingen, einige Tausend Pud vom Grunde des Flusses für ihn heraufzuziehen. Er wünschte, es möchte ihnen mißglücken, damit alle vor ihm verlegen würden, und durch seinen Kopf huschte der boshafte Gedanke:

‚Vielleicht reißen noch die Ketten . . .‘

„Kinder! Aufpassen!“ schrie der Baumeister, „Fangt alle auf einmal an. Gott segne uns!“ Und plötzlich schlug er die Hände in der Luft zusammen und schrie gellend auf:

„Lo—o—os!“

Die Arbeiter fingen seinen Schrei auf und schrieen alle auf einmal erregt und angestrengt:

„Lo—o—os! Es geht!“

Die Rollen quietschten und knarrten, die Ketten rasselten vor Anstrengung beim Heben der Last, die sich plötzlich an sie hängte, und die Arbeiter, die ihre Brust gegen die Hebel der Winde gestemmt hatten, brüllten und stampften schwer auf dem Deck herum.

Zwischen den Barken plätscherten lärmend die Wellen, als wollten sie ihre Beute den Menschen nicht abtreten. Ueberall um Foma herum spannten sich die Stricke, die Ketten und die Taue an und zitterten vor Anstrengung, sie krochen wie riesige graue Würmer auf dem Deck an seinen Füßen vorbei; die Ketten hoben sich Glied um Glied in die Höhe und fielen klirrend herab, und das betäubende Brüllen der Arbeiter übertönte alle Laute.

„Es geht schon, es geht schon, es geht . . .“ sangen sie alle auf einmal triumphierend. Und in die dichte Welle ihrer Stimmen drang, wie ein Messer ins Brot, die gellende Stimme des Baumeisters ein und zerschnitt sie:

„Kinder! Gebt acht ... alle auf einmal— auf einmal ..."

Foma wurde von einer seltsamen Erregung erfaßt; ihn überkam der leidenschaftliche Wunsch, mit diesem lauten Brüllen der Arbeiter, das weit und mächtig wie der Fluß war, mit diesem aufreizenden Knarren, Quietschen, Klingen des Eisens und mit dem wilden Plätschern der Wellen zu verschmelzen. Von der Kraft dieses Wunsches bedeckte sich seine Stirne mit Schweiß, er riß sich plötzlich vom Mastbaum los und stürzte ganz bleich vor Aufregung in großen Sprüngen zur Winde hin.

„Alle auf einmal! Auf ei—inmal ..." schrie er mit wilder Stimme. Er lief zum Hebel der Winde, prallte in vollem Schwunge mit der Brust dagegen an, und begann, ohne den Schmerz zu fühlen, brüllend um die Winde herumzugehen, indem er sich mit den Füßen kräftig gegen das Deck stemmte. Etwas Mächtiges und Heißes ergoß sich in seine Brust und ersetzte die Anstrengung, die er angewandt hatte, um den Hebel zu drehen. Eine unaussprechliche Freude stürmte in ihm und machte sich in erregtem Schreien Luft. Ihm war, als wende er den Hebel allein durch seine eigne Kraft, indem er die Last hob, und als wüchse seine Kraft immerfort. Mit gebeugtem Rücken und gesenktem Kopf ging er wie ein Stier der Schwere der Last entgegen, die ihn zurückwarf, ihm aber doch nachgab. Jeder Schritt nach vorwärts erregte ihn immer mehr, jede verbrauchte Kraft wurde in ihm sogleich durch den Andrang von brennendem wildem Stolz ersetzt. Ihm schwindelte, die Augen waren blutunterlaufen, er sah nichts, und fühlte nur, daß die Last vor ihm wich, daß er siegte, daß er jetzt gleich mit seiner Kraft etwas Ungeheures, das ihm den Weg vertrat, umstoßen und bezwingen würde, und daß er dann leicht und frei, voll stolzer Freude aufatmen könnte. Zum erstenmal in seinem Leben verspürte er ein so mächtiges, vergeistigendes Gefühl und trank es mit der ganzen Kraft seiner gierigen,

hungrigen Seele, berauschte sich daran und ergoß seine Freude in laute, jubelnde Rufe im Einklang mit den Arbeitern:

„Es geht schon, es geht, es ge—eht . . .“

„Halt! Jetzt fest drauf los! Halt, Kinder!“

Foma wurde vor die Brust gestoßen und taumelte zurück.

„Gratuliere zum glücklichen Ausgang, Foma Ignatjitsch!“ beglückwünschte ihn der Aufseher, und die Falten in seinem Gesicht zuckten in freudigen Strahlen. „Gott sei Dank! Sie sind wohl müde?“

Ein kalter Wind blies Foma ins Gesicht. Ein fröhlicher Lärm der Befriedigung erhob sich um ihn; die Bauern kamen, sich scherzhaft zankend, mit einem fröhlichen Lächeln auf den schweißigen Gesichtern auf ihn zu und umringten ihn dicht. Er lächelte verlegen: seine Erregung war noch nicht erkaltet und ließ ihn nicht begreifen, was vorgefallen war, und warum alle um ihn herum so freudig und zufrieden waren.

„Wir haben hundertundsiebzigtausend Pud wie einen Rettich aus dem Gartenbeet gezogen!“ sprach jemand.

„Der Herr sollte uns einen Eimer Schnaps spendieren.“

Foma stand auf einem Haufen von Tauen und schaute über die Köpfe der Arbeiter. Zwischen den Barken, dicht an ihrem Bord, war eine dritte, schwarze, glitschige, beschädigte, von Ketten umwickelte Barke erschienen. Sie war ganz krumm und schien von einer schrecklichen Krankheit aufgedunsen zu sein, schwach und plump hing sie über dem Wasser zwischen ihren Genossinnen und stützte sich auf sie. Der zerbrochene Mastbaum steckte traurig drauf; über das mit Rostflecken besäte Deck rannen rötliche Wasserstrahlen, die wie Blut aussahen. Ueberall auf dem Deck lagen Eisenhaufen, schwarze, nasse Holzstücke und Stricke herum.

„Ist sie oben?“ fragte Foma, der nicht wußte, was er beim Anblick dieser formlosen, schweren

Maſſe ſagen ſollte, und den der Gedanke kränkte, daß ſeine Seele nur deswegen ſo aufgeſchäumt und voll Freude geweſen war, um dieſes ſchmutzige, zerbrochene Ungeheuer aus dem Waſſer zu ziehen.

„Wie ſteht es denn damit?“ fragte Foma unbeſtimmt den Baumeiſter.

„Das ſchadet nichts! Man muß ſie ſchnell ausladen und einen Trupp von etwa zwanzig Zimmerleuten hinſchicken, ſie werden ſie im Handumdrehen in ſtand ſetzen!“ ſagte der Baumeiſter mit tröſtender Stimme.

Und der blonde Burſche lächelte breit und fröhlich Foma ins Geſicht und fragte:

„Werden wir ein Schnäpschen kriegen?“

„Du wirſt wohl noch warten können!“ ſagte der Baumeiſter ſtreng zu ihm. „Du ſiehſt ja — der Herr iſt müde . . .“

Die Bauern ſagten darauf:

„Wie ſollte man da nicht müde werden?“

„Das iſt keine leichte Arbeit!“

„Wenn man's nicht gewohnt iſt, wird man ſchon müde dabei.“

„Wenn man's nicht gewohnt iſt, wird man auch vom Breieſſen müde.“

„Ich bin nicht müde,“ ſagte Foma düſter, und wieder erklangen die ehrerbietigen Ausrufe der Bauern, die ihn immer dichter umringten:

„Wenn jemand Luſt zur Arbeit hat, iſt ſie eine angenehme Sache.“

„Wie ein Spiel.“

„In der Art, wie wenn man ſich mit einem Frauenzimmer die Zeit vertreibt.“

Nur der blonde Burſche beharrte unerſchütterlich auf ſeiner Bitte:

„Euer Gnaden! Wie wär's mit einem Eimer Schnaps, was?“ ſagte er lächelnd und ſeufzend.

Foma blickte auf die bärtigen Geſichter vor ihm und fühlte den Wunſch in ſich, ihnen etwas Kränkendes zu ſagen. Aber in ſeinem Kopf war alles verwirrrt, er fand keine Gedanken darin und

ſagte endlich zornig, ohne ſich deſſen bewußt zu ſein:

„Ihr möchtet nur immer ſaufen! Es iſt euch ganz gleich, was ihr thut! Ihr ſolltet aber darüber nachdenken, warum und wozu das alles ſo iſt? Ach, ihr!“

Die Geſichter der ihn umringenden Bauern drückten Verblüffung aus: die blauen und roten bärtigen Leute begannen zu ſeufzen, ſich hinter dem Ohr zu kratzen und von einem Fuß auf den andern zu treten. Manche blickten Foma hoffnungslos an und wandten ſich zur Seite.

„Ja, — ja!“ ſagte der Baumeiſter ſeufzend. „Das ſchadet nicht! Das heißt, darüber nachzudenken, wie und warum alles iſt ... Das ſind vernünftige Worte.“

Der blonde Burſche hatte aber ſeine beſondere Anſicht darüber; er lächelte gutmütig, ſchwenkte den Arm und erklärte:

„Wir kommen nicht dazu, bei der Arbeit nachzudenken! Wenn wir eine haben — dann drauf los! Unſre Sache iſt einfach: wenn man einen Rubel verdient hat, dann wird Gott gelobt! Wir können alles machen.“

„Weißt du denn, was man machen muß?“ fragte Foma, der durch den Widerſpruch gereizt war.

„Alles ... das eine und das andre.“

„Und was iſt für ein Sinn darin?“

„Für unſern Stand iſt in allem derſelbe Sinn ... ſich das Brot und die Steuern zu verdienen — dann lebt man! Und wenn man noch was zum Trinken hat ...“

„Ach du!“ rief Foma verächtlich aus. „Du ſprichſt auch mit! Was verſtehſt du denn?“

„Iſt denn das Verſtehen unſre Sache?“ ſagte der blonde Burſche und ſchüttelte den Kopf. Es langweilte ihn ſchon, mit Foma zu ſprechen; er hatte ihn im Verdacht, daß er keinen Schnaps ſpendieren wollte, und war ein wenig böſe.

„Nun alſo!“ ſagte Foma belehrend; er war zu-

frieden, daß der Bursche ihm nachgegeben hatte, und bemerkte nicht die auf ihn gerichteten schiefen, spöttischen Blicke. „Aber derjenige, der versteht, der fühlt, daß man für die Ewigkeit arbeiten muß . . .“

„Das heißt, für Gott!“ erklärte der Baumeister, indem er die Bauern anblickte, und fügte fromm aufseufzend hinzu: „Das ist wahr, o, wie wahr das ist!“

Foma wurde vom Wunsch erfüllt, etwas Wahres und Gewichtiges zu sagen, damit alle diese Menschen ihn in irgend einer Weise anders behandelten, denn ihm mißfiel es, daß sie alle, außer dem Blonden, schwiegen und ihn mit so gelangweilten, finsteren Augen feindselig und schief anblickten.

„Es muß so eine Arbeit sein,“ sagte er und seine Brauen zuckten, „so eine, daß die Leute nach tausend Jahren sagen sollen: das haben die Bauern von Bogorodsk gemacht . . . ja! . . .“

Der blonde Bursche blickte Foma erstaunt an und fragte:

„Sollen wir vielleicht die Wolga austrinken?“ Und dann wieherte er auf und erklärte, indem er den Kopf schüttelte:

„Das können wir nicht . . . wir würden alle platzen!“

Foma wurde bei seinen Worten verlegen und blickte um sich: die Bauern lächelten düster, geringschätzig und bissig. Und dieses Lächeln stach wie Nadeln.

Ein ernster Bauer mit einem großen, grauen Bart, der bis jetzt den Mund nicht aufgethan hatte, öffnete ihn jetzt plötzlich, näherte sich Foma und sagte langsam:

„Und wenn wir die Wolga auch bis auf den Grund austrinken und noch diesen Berg dazu essen — so wird auch das vergessen, Euer Gnaden. Alles wird vergessen . . . das Leben ist ja lang . . . Wir können keine Sachen machen, die über alles hoch hinausragen. Wir können aber so ein Gerüst aufstellen . . .“

Nachdem er das gesagt hatte, spuckte er skeptisch vor seinen Füßen aus, wandte sich gleichgültig von Foma ab und glitt in die Menge hinein, wie ein Keil ins Holz. Seine Rede machte Foma ganz niedergeschlagen; er fühlte, daß die Bauern ihn für dumm und lächerlich hielten. Und um sein Ansehen als Herr in ihren Augen nicht zu verlieren, und um die schon ermattete Aufmerksamkeit der Bauern wieder auf sich zu lenken, setzte er eine wichtige Miene auf, blies die Wangen komisch auf und schmetterte mit durchdringender Stimme die Worte heraus:

„Ich schenke euch ... drei Eimer Schnaps!“

Die kurzen Reden sind immer inhaltreicher und vermögen immer einen starken Eindruck hervorzurufen. Die Bauern traten vor Foma ehrerbietig zurück, verneigten sich tief vor ihm und dankten ihm mit einem freudigen, dankbaren Lächeln und mit lautem Beifallsgemurmel für seine Freigebigkeit.

„Bringt mich ans Ufer,“ sagte Foma, der fühlte, daß die in ihm wieder aufflammende Erregung von kurzer Dauer sein würde. Ein Wurm saugte an seinem Herzen, und ihm war traurig zu Mut.

„Mir ist schlecht zu Mut!“ sagte er, als er in die Hütte trat, in der Sascha in einem eleganten rosa Kleid am Tisch beschäftigt war, indem sie Flaschen und Schüsseln darauf ordnete. „Mir ist schlecht zu Mut, Alexandra! Wenn wenigstens du etwas für mich thun könntest?“

Sie blickte ihn aufmerksam an, setzte sich auf die Bank zu ihm und sagte, indem sie ihre Schulter an die seinige schmiegte:

„Wenn dir schlecht zu Mut ist, dann willst du etwas. Was brauchst du?“

„Ich weiß nicht!“ antwortete Foma und schüttelte traurig den Kopf.

„Denke nach, suche danach ...“

„Ich kann nicht denken. Beim Denken kommt nichts heraus.“

„Ach du ... Kind, du!“ sagte Sascha leise und

geringſchätzig und rückte von ihm fort. „Dein Kopf iſt dir ganz überflüſſig.

Foma hatte ihren Ton nicht aufgefangen und ihre Bewegung nicht bemerkt. Er ſtützte ſich mit den Händen auf die Bank, neigte ſich vor, blickte auf den Fußboden und ſprach, ſich mit dem ganzen Körper wiegend:

„Manchmal denkt man und denkt ... die ganze Seele wird einem mit Gedanken wie mit Pech beklebt ... Und auf einmal verſchwindet alles, als verſinke es irgendwohin ... In der Seele iſt's dann dunkel, feucht und ganz leer wie in einem Keller, es iſt nichts drin! Es iſt furchtbar ... als ob man nicht ein Menſch, ſondern ein Abgrund wäre ... Was ich brauche?"

Saſcha blickte ihn von der Seite an und begann nachdenklich halblaut zu ſingen:

„Ach, wenn der Wind bläſt — ſteigt der Nebel vom Meer herab ..."

„Ich will kein ſolches Leben führen, das iſt ekelhaft! Immer dasſelbe: die Menſchen, der Zeitvertreib und der Wein. Ich werde zornig und möchte am liebſten alle ſchlagen ... Die Menſchen gefallen mir nicht ... was ſind ſie? Man kann nicht verſtehen, warum die eigentlich leben? Und wenn ſie die Wahrheit ſprechen ... wem ſoll man da zuhören? Der eine ſagt das, der zweite etwas andres ... Und ich kann nichts ſagen."

„Ach, das Leben ohne dich, mein Lieber, iſt leer —"

ſang Saſcha und blickte auf die Wand vor ſich.

Und Foma wiegte ſich immer und ſprach:

„Manchmal fühle ich mich vor den Menſchen ſchuldig ... alle leben und lärmen, und ich fürchte mich, und ich glotze nur vor mich hin. Es iſt, als fühlte ich keinen Boden unter mir. Meine Mutter hat mich wohl mit dieſer Gefühlloſigkeit bedacht! Der Pate ſagt, ſie war wie Eis ... Und es zog ſie immer irgend wohin. Auch mich zieht es hin ... zu den Menſchen zieht es mich. Ich würde hingehen

und ſagen: Helft, Brüder, lehrt mich! Ich verſtehe nicht zu leben! Und verzeiht, wenn ich ſchuldig bin! Wenn ich aber um mich blicke, iſt niemand da, dem man's ſagen kann. Niemand braucht es ... alle ſind Schurken! Und ſie ſcheinen ſogar ſchlechter zu ſein, als ich es bin ... ich ſchäme mich wenigſtens, ſo zu leben, wie ich es thue. Und ihnen macht das nichts! Sie leben weiter."

Foma fügte heftige, unanſtändige Schimpfworte hinzu und verſtummte. Saſcha brach das Lied ab und rückte noch weiter von ihm fort. Vor dem Fenſter ſtürmte der Wind und warf den Staub an die Fenſterſcheiben. Auf dem Ofen raſchelten die Schaben, indem ſie über ein Bündel von Kienſpänen krochen. Auf dem Hof brüllte irgendwo kläglich ein Kalb.

Saſcha blickte Foma lachend an und ſagte:

„Dort brüllt noch ein unglückliches Geſchöpfchen. Du ſollteſt zu ihm gehen; vielleicht werdet ihr euch verſtehen ..." Sie legte ihm die Hand auf den kraushaarigen Kopf und ſtieß ihn ſcherzhaft in die Seite. „Du ſollteſt darüber nachdenken, wozu ſolche Menſchen wie du nötig ſind. Warum ſtöhnſt du? Wenn dir das luſtige Leben zuwider iſt, dann nimm dein Geſchäft vor."

„O Gott," ſagte Foma und wiegte den Kopf, „es iſt ſchwer, ſo zu ſprechen, daß man einen verſteht ... es iſt ſehr ſchwer!" Und er ſchrie vor Gereiztheit faſt auf: „Was für ein Geſchäft! Es zieht mich nicht hin! Was iſt denn dieſes Geſchäft? Nichts als ein Wort, und wenn man tiefer hineinſieht, bis auf die Wurzel, dann iſt's ein Unſinn! Verſteh' ich das denn nicht? Ich verſtehe alles, ich ſehe, ich fühle es! Nur iſt meine Zunge ſtumm ... Was für einen Zweck hat das Geſchäft? Das Geld? Ich habe viel davon! Ich kann dich damit erſticken, dich bis über den Kopf damit verſchütten ... Alle dieſe Geſchäfte ſind nichts wie Betrug. Ich ſehe ja viele Geſchäftsleute — nun und wie ſteht's mit ihnen? Sie haben eine große Gier in ſich, ſie ſtürzen ſich

aber absichtlich in die Geschäfte hinein, um sich selbst nicht zu sehen ... Sie verstecken sich, die Teufel ... Nun, versuche nur, sie von diesem Wirrwarr zu befreien, was wird dann geschehen? Sie werden sich wie Blinde überall hindrängen, werden ihren Verstand verlieren und verrückt werden! Ich weiß es! Und du glaubst, daß das Geschäft dem Menschen Glück bringt? Nein, das stimmt nicht, dazu gehört noch etwas, das ist noch nicht alles! Der Fluß fließt, damit man auf ihm fährt, der Baum wächst, um Nutzen zu bringen, der Hund hütet das Haus ... man kann für alles auf der Welt eine Daseinsberechtigung finden! Nur die Menschen sind, wie die Schaben, auf der Erde ganz überflüssig ... Alles ist für sie da, und wozu sind sie da? Was?! Worin besteht ihre Daseinsberechtigung! Haha!"

Foma triumphierte. Ihm schien, er habe etwas Unüberwindliches für die Menschen und etwas Gutes für sich gefunden. Und da ihm das große Freude machte, lachte er laut.

„Hast du keine Kopfschmerzen?" fragte ihn Sascha besorgt und blickte ihm prüfend ins Gesicht.

„Mir thut die Seele weh!" rief Foma leidenschaftlich aus. „Und sie thut mir darum weh, weil sie ... gerade ist ... und sich mit wenigem nicht zufrieden giebt. Gieb ihr Antwort, wie man leben soll, und wozu! Zum Beispiel der Pate, der ist klug! Er sagt: erschaffe dir das Leben! Er ist der einzige, der so ist. Nun, ich werde ihn fragen, warte nur! Und alle sagen, das Leben hat uns zu Grunde gerichtet! Das Leben hat uns erstickt ... Ich werde auch sie fragen ... Wie soll man sich denn das Leben erschaffen? Man muß es dabei in den Händen halten, man muß es beherrschen. Man kann ja nicht einmal einen Topf machen, wenn man den Thon nicht in die Hand nimmt."

„Höre," sagte Sascha ernst, „meiner Meinung nach mußt du heiraten — das ist alles!"

„Wozu?" fragte Foma und zuckte die Achseln.

„Du brauchst einen Zaum."

„Gut! Ich lebe ja mit dir. Ihr werdet wohl alle gleich ſein? Die eine iſt nicht ſüßer als die andre. Vor dir hatte ich eine ... von derſelben Art wie du. Jene hat's aber aus Liebe gethan ... ich habe ihr gefallen, und da war ſie einverſtanden. Sie war gut ... übrigens war's aber dasſelbe wie mit dir, obgleich du ſchöner biſt als ſie. Mir hat aber eine Dame gefallen ... eine richtige Dame, eine Adelige! Man hat davon geſprochen, daß ſie ein luſtiges Leben führt. Ich hab' ſie aber nicht haben können. Ja—a ... Sie war klug, gebildet, wohnte ſchön ... Ich habe manchmal gedacht — hier werde ich das Richtige koſten! Ich habe es nicht erreicht; wenn's mir aber gelungen wäre, würde alles vielleicht eine andre Wendung genommen haben. Es hat mich zu ihr hingezogen ... ich habe geglaubt, ich komme nicht mehr los. Und jetzt hab' ich's mit Wein vertrunken und verlöſcht und es vergeſſen. Und auch das iſt nicht gut ... Ach, der Menſch! Er iſt, die Wahrheit zu ſagen, ein Schuft ..."

Foma ſchwieg eine Weile und wurde nachdenklich. Saſcha erhob ſich von der Bank und ging durch die Hütte, indem ſie ſich in die Lippen biſt. Dann blieb ſie vor ihm ſtehen, verſchränkte die Arme hinter dem Kopf und ſagte:

„Weißt du was? Ich werde von dir fortgehen."

„Wohin?" fragte Foma, ohne den Kopf zu heben.

„Ich weiß nicht ... es iſt ganz einerlei!"

„Und warum?"

„Du ſprichſt ſo viel Ueberflüſſiges ... Es iſt langweilig bei dir, du machſt einen traurig ..."

Foma erhob den Kopf, blickte ſie an und lächelte wehmütig:

„Wirklich? Iſt's möglich?"

„Es iſt ſo! Weißt du, wenn ich nachdenke, verſtehe ich, was du ſagſt und warum du es thuſt. Ich gehöre ja auch zu deiner Art ... wenn meine Zeit kommt, werde auch ich über all das nachdenken. Und dann wird's mit mir aus ſein ... Jetzt iſt es

aber noch zu früh für mich. Nein, ich will noch leben, und dann soll geschehen, was geschehen muß!“

„Und wird's mit mir auch aus sein?“ fragte Foma gleichgültig, denn er war durch seine Reden schon ermüdet.

„Gewiß!“ antwortete Sascha ruhig und überzeugt. „Alle solche Menschen gehen zu Grunde. Wer einen steifen Charakter und dabei keine Vernunft hat, kann kein ruhiges Leben führen! Das sind wir ...“

„Ich habe gar keinen Charakter,“ sagte Foma und streckte sich. Dann schwieg er und fügte hinzu: „Auch keine Vernunft ...“

Sie schwiegen eine Weile und schauten sich in die Augen.

„Was sollen wir also thun?“ fragte Foma.

„Wir wollen zu Mittag essen.“

„Nein, überhaupt? Später?“

„Später ... Ich weiß nicht.“

„Du gehst also fort?“

„Ja, wir wollen uns noch zum Abschied amüsieren. Wir wollen nach Kasanj fahren und dort lustig sein, daß es eine Art hat. Ich werde damit von dir Abschied nehmen.“

„Gut!“ willigte Foma ein. „Das gehört sich so beim Abschiednehmen. Ach, du bist ein Teufel! Das ist ein lustiges Leben! Weißt du, Sascha, man sagt von deinesgleichen, daß ihr eine Gier aufs Geld habt und sogar Diebinnen seid ...“

„Meinetwegen,“ sagte Sascha ruhig.

„Kränkt dich das nicht?“ fragte Foma neugierig. „Du bist aber nicht gierig ... es ist ja vorteilhaft für dich, mit mir zu leben; ich bin reich, und du gehst fort. Du bist also nicht gierig.“

„Ich?“ Sascha überlegte es sich und sagte mit einer Handbewegung: „Vielleicht bin ich's nicht — was ist aber dabei? Ich bin ja noch nicht ganz gesunken, ich geh' noch nicht auf den Straßen herum. Auf wen soll ich denn böse sein? Man soll nur

ſagen, was man will. Es werden ja Menſchenworte ſein und kein Ochſengebrüll ... und mir iſt die Heiligkeit und die Ehrlichkeit der Menſchen zur Genüge bekannt ... Ach, wie ſie mir bekannt ſind! Wenn man mich zum Richter gewählt hätte, würde ich nur die Toten freiſprechen!“ Saſcha lachte boshaft und ſagte: „Nun, wir haben ſchon genug über Dummheiten geſprochen ... ſetz dich an den Tiſch!“

Am nächſten Morgen ſtanden Foma und Saſcha nebeneinander auf der Schiffstreppe des Dampfſchiffs, das ſich der Bucht näherte. Saſchas rieſengroßer, ſchwarzer Hut lenkte durch ſeine verwegen gebogenen Ränder und die weißen Federn die Aufmerkſamkeit des ganzen Publikums auf ſich, und es war Foma unangenehm, neben ihr zu ſtehen und zu fühlen, wie die neugierigen Blicke über ſein verlegenes Geſicht gleichſam krochen. Das Dampfſchiff ziſchte und zitterte, während ſein Bord ſich der Landungsbrücke näherte, die mit einer ſommerlich hellgekleideten, das Schiff erwartenden Menſchenmenge bedeckt war, und es ſchien Foma, daß er unter den verſchiedenen Geſichtern und Geſtalten jemand ſähe, den er kannte, der ſich immer hinter den Rücken der andern zu verſtecken ſchien, aber kein Auge von ihm wandte.

„Gehen wir in die Kajüte!“ ſagte er unruhig zu ſeiner Begleiterin.

„Gewöhne es dir nicht an, deine Sünden vor den Menſchen zu verbergen,“ antwortete Saſcha lächelnd. „Haſt du vielleicht einen Bekannten bemerkt?“

„Hm ... ja—a ... Jemand lauert mir auf.“

„Eine Kinderfrau mit einer Milchflaſche! Ha, ha, ha!“

„So, jetzt wieherſt du!“ ſagte Foma und ſchielte zornig zu ihr hinüber. „Glaubſt du, ich fürchte mich?“

„Ich ſehe ſchon, wie mutig du biſt ...“

„Du wirſt ſehen! Ich werde es mit jedem aufnehmen,“ ſagte Foma erboſt, als er aber die Menge an der Landungsſtelle genauer ins Auge gefaßt hatte,

erbleichte er plötzlich und fügte leise hinzu: „Ah, das ist der Pate . . .“

Ganz am Rande der Landungsbrücke stand Jakow Tarassowitsch Majakin, zwischen zwei dicke Frauen gepreßt, und schwenkte mit höhnischer Höflichkeit die Mütze in der Luft, indem er sein Gesicht, das einem Heiligenbild ähnlich sah, in die Höhe streckte. Sein Bärtchen zitterte, die Glatze glänzte, und die Augen drangen wie kleine Bohrer in Foma ein.

„Ist das ein Geier!“ murmelte Foma, zog auch seine Mütze und nickte dem Paten zu.

Sein Gruß schien Majakin großes Vergnügen zu bereiten. Der Alte wand sich förmlich, stampfte mit den Füßen, und sein Gesicht wurde durch ein giftiges Lächeln erhellt.

„Der Junge wird wohl was zu kosten kriegen!“ reizte Sascha Foma auf.

Ihre Worte und das Lächeln des Paten schienen in Fomas Brust ein Feuer angefacht zu haben.

„Wir wollen sehen, was geschehen wird,“ sagte er durch die Zähne und erstarrte plötzlich in zorniger Ruhe.

Das Dampfschiff landete, und die Menschen fluteten wie eine Welle auf die Landungsbrücke. Majakin wurde von der Menge zurückgedrängt und verschwand für eine Minute aus Fomas Augen, dann tauchte er mit einem scharfen, höhnischen, triumphierenden Lächeln wieder auf. Foma blickte ihn mit gerunzelten Brauen fest an und rückte ihm entgegen, indem er langsam über die Bretter schritt. Man stieß ihn in den Rücken und drängte ihn, und das alles regte Foma noch mehr auf. Jetzt stand er Brust an Brust mit dem Alten; dieser empfing ihn mit einer höflichen Verbeugung und mit der Frage:

„Wohin geruhen Sie zu reisen, Foma Ignatjitsch?“

„Ich habe meine Geschäfte zu erledigen,“ antwortete Foma fest, ohne den Paten zu begrüßen.

„Das ist lobenswert, mein Herr!“ sagte Jakow Tarassowitsch mit einem strahlenden Lächeln. „Und in welchem Verhältnis steht das Dämchen mit den Federn zu Ihnen?“

„Das ist meine Geliebte,“ sagte Foma laut, ohne vor dem scharfen Blick des Paten die Augen zu senken.

Sascha stand hinter ihm und musterte über seine Schulter den kleinen Greis, dessen Kopf Foma kaum bis ans Kinn reichte. Durch Fomas lautes Wort angelockt, blickte das Publikum sie an und witterte einen Skandal. Auch Majakin fühlte sofort die Möglichkeit eines Skandals und taxierte richtig die kampflustige Stimmung seines Taufkindes. Er bewegte seine Runzeln, kaute an seinen Lippen und sagte friedfertig zu Foma:

„Ich habe mit dir zu sprechen ... Kommst du mit mir in den Gasthof?“

„Ja, wenn's nicht lange dauert ...“

„Du hast wohl keine Zeit? Es ist klar, du hast Eile, noch eine Barke zu ruinieren?“ sagte der Alte, der sich nicht mehr beherrschen konnte.

„Warum sollte man sie nicht zerschlagen, wenn sie sich zerschlagen lassen?“ entgegnete Foma herausfordernd, aber fest.

„Ja, gewiß! ... Du hast sie ja nicht selbst erworben ... warum sollte es dir leid thun? Also gehen wir. Und könnte man das Dämchen nicht für eine kurze Zeit im Wasser ertränken?“ sagte Majakin leise.

„Fahre in die Stadt, Sascha, und bestelle ein Zimmer im Sibirischen Hof ... ich komme bald!“ sagte Foma, dann wandte er sich zu Majakin um und erklärte mit Bravour: „Ich bin fertig! ... Gehen wir ...“

Bis zum Gasthof gingen sie beide schweigend. Als Foma sah, daß der Pate Sprünge machte, um nicht zurückzubleiben, beschleunigte er absichtlich seinen Gang, und der Umstand, daß der Alte mit ihm nicht Schritt halten konnte, unterhielt und bestärkte

das stürmische Gefühl des Protestes, das er jetzt kaum noch beherrschen konnte.

„Kellner," sagte Majakin freundlich, als er im Speisesaal des Gasthofs angelangt war und sich in eine entfernte Ecke setzte. „Gieb mir eine Flasche Moosbeerenkwaß . . ."

„Und mir einen Cognac," bestellte Foma.

„So—o . . . Bei schlechten Karten muß man stets den letzten Trumpf ausspielen!" riet ihm Majakin spöttisch.

„Sie kennen mein Spiel nicht!" sagte Foma, indem er sich an den Tisch setzte.

„Wirklich? Du irrst dich doch wohl! Viele spielen so . . ."

„Wie?"

„Wie du . . . Mit Mut, aber ohne Verstand . . ."

„Ich spiele so, daß entweder mein Kopf in Stücke springt oder die Mauer entzwei geht!" sagte Foma hitzig und schlug dabei mit der Faust auf den Tisch.

„Hast du heute noch nichts getrunken?" fragte Majakin lächelnd.

Foma setzte sich auf seinem Stuhl zurecht und begann mit vor zorniger Erregung verzerrtem Gesicht:

„Pate! Sie sind ein kluger Mensch . . . ich achte Sie Ihres Verstandes wegen . . ."

„Habe Dank, mein Sohn!" Majakin stand auf und verneigte sich, indem er sich mit den Händen auf den Tisch stützte.

„Sie haben keinen Grund dafür . . . Ich will sagen, daß ich nicht mehr zwanzig Jahre alt bin . . . Ich bin kein Kind mehr . . ."

„Gewiß, gewiß!" gab Majakin zu. „Du hast genügend gelebt, dagegen kann man nichts einwenden! Wenn eine Mücke so lange leben würde, würde sie so groß wie ein Huhn werden . . ."

„Warten Sie mit den Späßen!" warnte ihn Foma und that es so ruhig, daß Majakin zusammenfuhr und die Furchen auf seinem Gesicht erregt

zuckten. „Warum ſind Sie hergekommen?“ fragte Foma.

„Du haſt hier Schaden angerichtet ... und ich will ſehen, wie viel! Siehſt du, ich bin ja einigermaßen dein Verwandter, und du haſt nur mich ...“

„Sie machen ſich unnütze Sorgen ... Wiſſen Sie was, Vater: entweder Sie geben mir volle Freiheit, oder Sie nehmen mein ganzes Geſchäft in Ihre Hand ... nehmen Sie alles! Bis auf den letzten Rubel!“

Dieſer Vorſchlag fiel Foma ganz unerwartet für ihn ſelbſt ein, er hatte früher nie an etwas Aehnliches gedacht. Als er aber jetzt zu dem Paten dieſe Worte geſagt hatte, kam ihm plötzlich der Gedanke, daß, wenn der Pate ihm ſein ganzes Vermögen nehmen würde, er ein ganz freier Menſch wäre; er konnte dann gehen, wohin er wollte, und thun, was ihm beliebte. Bis auf dieſe Minute war er durch etwas gebunden und gefeſſelt, doch er kannte ſeine Feſſeln nicht und verſtand ſich von ihnen nicht zu befreien, und jetzt fielen ſie ſelbſt ſo leicht und einfach von ihm. In ſeiner Bruſt flammte eine aufregende und freudige Hoffnung auf, er ſah, daß in ſein trübes Leben plötzlich von irgendwo Licht hereinflutete, und vor ihm ſchien ſich ein weiter, geräumiger Weg zu eröffnen. In ſeinem Hirn ſtiegen verſchiedenartige Bilder auf, er verfolgte erſtaunt ihren Wechſel und murmelte zuſammenhangslos:

„Das wäre ... am allerbeſten! Nehmen Sie alles, — dann iſt Schluß! Und ich gehe in die weite Welt hinaus! ... Ich kann ſo nicht leben ... es iſt mir, als ob Gewichte an mir hingen ... als ſei ich gebunden ... Das eine und das andre iſt mir nicht erlaubt ... ich will frei leben ... damit ich alles ſelbſt weiß ... ich werde mir mein Leben einrichten ... Was bin ich jetzt? Ein Zuchthäusler. Nehmen Sie, bitte, das alles ... zum Teufel damit! Befreien Sie mich, bitte! Was bin ich für ein Kaufmann? Ich liebe das nicht ... Dann

werde ich von den Leuten fortgehen ... von allem ... ich würde mir meinen Platz finden ... ich würde irgend eine Arbeit finden und würde arbeiten ... bei Gott, Vater! Geben Sie mich frei ... Sie sehen, ich trinke ... und habe mit Frauenzimmern zu schaffen ..."

Majakin sah ihn an und hörte seinen Worten aufmerksam zu, sein Gesicht war streng und unbeweglich, wie versteinert. Um sie herum war alles von dem dummen Gasthauslärm erfüllt. Leute gingen an ihnen vorüber, Majakin wurde gegrüßt, doch er sah nichts, indem er Fomas erregtes Gesicht eingehend betrachtete, das verlegen, freudig und zugleich kläglich lächelte.

„Ach, du saure Brombeere!" unterbrach er Foma seufzend. „Ich sehe, daß du dich verirrt hast ... Und jetzt schwatzt du unsinniges Zeug zusammen. Ich möchte nur wissen, ob das vom Cognac oder von der Dummheit kommt?"

„Vater!" rief Foma aus. „Das geht ja! Es ist ja vorgekommen, daß Menschen ihr ganzes Vermögen fortwarfen und so ihre Seele retteten ..."

„Das war nicht zu meiner Zeit ... das waren auch Menschen, die mir nicht nahe standen!" sagte Majakin streng. „Sonst hätte ich ihnen schon meine Meinung gesagt!"

„Viele sind heilig geworden, als sie fortgingen ..."

„Hm ... ich hätte sie nicht gehen lassen! ... Die Sache ist hier einfach — kennst du das Damspiel? Da muß man den Ort wechseln, bis man aufgezehrt wird, und wird man nicht aufgezehrt, dann hat man die Dame! Und dann stehen dir alle Wege offen, verstehst du? Warum spreche ich nur ernst mit dir? Pfui! ..."

„Vater! Warum wollen Sie nicht?" rief Foma zornig aus.

„Höre zu! Wenn du ein Schornsteinfeger bist, dann kriechst du aufs Dach! Bist du ein Feuerwehrmann, mußt du auf dem Wachtturm stehen!

Und jede Menschenart muß ihre Ordnung im Leben haben ... Kälber können nicht wie Bären brüllen! Du mußt dein eignes Leben weiter leben! Schwatze nicht, und krieche nicht dorthin, wo du nicht hingehörst. Richte dir dein Leben auf deine Art ein."

Von den dunkeln Lippen des Alten ergossen sich wie ein schneller, glitzernder Strom die Foma bekannten, knarrenden, doch selbstbewußten und gewandten Reden. Er hörte nicht zu, von dem Gedanken an die Freiheit erfaßt, die ihm so leicht erreichbar erschien. Dieser Gedanke hatte sich ihm ins Hirn eingenistet, und in seiner Brust wuchs immer mehr der Wunsch, seinen Zusammenhang mit diesem trüben, langweiligen Leben, mit dem Paten, den Dampfschiffen, der Börse und den Orgien zu zerreißen, mit allem, in dessen Mitte sein Leben so schwül und eng war.

Die Worte des Alten drangen wie aus der Ferne zu ihm: sie verschmolzen mit dem Klirren des Geschirrs, dem Schlurren der Füße der Kellner auf dem Fußboden und mit dem Schreien der Betrunkenen. Nicht weit von ihnen saßen vier Kaufleute an einem Tisch und stritten laut:

„Zwei und ein Viertel, da kannst du Gott danken!"

„Luka Mitritsch! Wie geht denn das?"

„Biete ihm zweieinhalb!"

„Er hat recht! Das mußt du ihm geben ... Das ist ein schöner Dampfer und fährt schnell ..."

„Brüder! Ich kann nicht ... Zwei und ein Viertel!"

„Und dieser ganze Unsinn in deinem Kopf stammt von deiner jungen Wildheit!" sagte Majakin mit Nachdruck und klopfte dabei mit der Hand auf den Tisch. „Deine Bravour ist nichts als Dummheit; alle deine Worte sind leeres Geschwätz. Willst du vielleicht ins Kloster gehen? Oder, wie die Räuber, auf die Landstraße?"

Foma hörte zu und schwieg. Der Lärm, der um ihn schwirrte, schien ihm immer ferner zu rücken. Er sah sich in der Mitte einer ungeheuren, ge-

ſchäftigen Menſchenmenge; die Menſchen rennen herum, ohne daß man weiß weshalb, und kriechen aufeinander, ihre Augen glotzen gierig, ſie brüllen, ſchimpfen, fallen, drücken einander und ſtampfen alle auf demſelben Platz herum. Er fühlt ſich ſchlecht unter ihnen, weil er nicht begreift, was ſie wollen, an ihre Worte nicht glaubt und fühlt, daß auch ſie ſelbſt an ſich nicht glauben und nichts begreifen. Und wenn man ſich aus ihrer Mitte losreißen kann, in die Freiheit, auf den Rand des Lebens geht und ſie von dort aus betrachtet, dann kann man alles begreifen. Dann begreift man auch, was ſie brauchen, und ſieht, wo man ſeinen Platz unter ihnen hat.

„Ich verſtehe ja," ſagte Majakin ſchon ſanfter, da er Foma nachdenklich ſah und glaubte, er denke über ſeine Worte nach, „du willſt glücklich ſein ... Ja, mein Freund, das läßt ſich nicht ſo ſchnell erhaſchen ... Man muß danach ſuchen, wie nach einem Pilz im Walde, man muß ſeinen Rücken beugen ... und wenn man es gefunden hat, muß man nachſehen, ob es kein Giftpilz iſt."

„Werden Sie mich alſo befreien?" fragte Foma und erhob plötzlich den Kopf. Majakin wich ſeinem flammenden Blick aus.

„Vater! Wenn auch nur für kurze Zeit — laſſen Sie mich aufatmen, laſſen Sie mich vor alledem zur Seite treten!" bat Foma. „Ich werde mir anſehen, wie alles vor ſich geht ... und dann ... Sonſt werde ich ein Trinker werden."

„Sprich keinen Unſinn! Was ſtellſt du dich blöde?" ſchrie Majakin zornig auf.

„Nun gut!" antwortete Foma ruhig. „Gut! Sie wollen nicht? Dann wird nichts aus mir werden! Ich werde alles verſchleudern! Wir haben uns nichts mehr zu ſagen ... Adieu! Ich gehe jetzt ans Werk — Sie werden ſehen! Sie werden Ihre Freude haben ... es wird alles in Dunſt aufgehen!"

Foma war ruhig und ſprach mit Sicherheit; er glaubte, daß, wenn er das beſchloſſen hatte, der

Pate ihn daran nicht hindern konnte. Doch Majakin richtete sich auf und sagte einfach und ruhig:

„Weißt du, was ich mit dir thun kann?"

„Was Sie wollen!" sagte Foma mit einer Handbewegung.

„Also, ich will folgendes: ich kehre nach Hause zurück und werde mich bemühen, daß man dich für verrückt erklärt und ins Irrenhaus sperrt."

„Geht denn das?" fragte Foma mißtrauisch, doch schon mit Angst in der Stimme.

„Bei uns geht alles, mein Lieber."

„Ja . . ."

Foma senkte den Kopf, blickte dem Paten finster ins Gesicht und fuhr bei dem Gedanken zusammen:

‚Er läßt mich einsperren . . . ihm wird's nicht leid thun . . .'

„Wenn du dich ernstlich widersetzt, muß ich auch ernstlich handeln . . . Ich habe deinem Vater das Wort gegeben, dich auf die Füße zu stellen . . . Und ich werde dich hinstellen, wenn du aber nicht stehst, werde ich dich in Eisen schmieden . . . Dann wirst du schon stehen . . . Ich weiß aber, daß alle diese deine heiligen Worte eine schlechte Laune nach dem Rausch sind . . . Wenn du das aber nicht sein läßt, wenn du dein skandalöses Leben weiter führst und das vom Vater erworbene Vermögen aus Uebermut verschleuderst, werde ich dich bis über den Kopf zudecken; ich werde eine Glocke über dich schmieden lassen. Es ist sehr unbequem, mit mir zu scherzen."

Majakin sprach sehr freundlich. Die Furchen auf seinen Wangen hatten sich alle nach oben verzogen, und die Augen lächelten spöttisch und kalt aus ihren dunkeln Säcken hervor. Und auf der Stirn bildeten die Runzeln ein seltsames Muster, das sich bis zur Glatze hinauf erstreckte. Sein Gesicht war unbeugsam und unbarmherzig, und Fomas Seele wurde von Bangigkeit und Kälte angeweht.

„Ich kann also nirgends hin?" fragte Foma düster. „Sie versperren mir alle Wege?"

„Es ist ein Weg da; geh ihn nur! Und ich werde dich führen. Da kannst du ruhig sein, es wird mit Sicherheit geschehen! Du wirst auf dem Platz anlangen, auf den du gehörst.“

Dieses Selbstbewußtsein, dieses ununterbrochene Prahlen brachten Foma auf. Er steckte die Hände in die Taschen, um den Alten nicht zu schlagen, richtete sich auf und sagte ihm ins Gesicht, indem er die Zähne aufeinanderpreßte:

„Warum prahlen Sie immer? Womit hast du zu prahlen? Wo ist denn dein Sohn? Was ist mit deiner Tochter? Ach du ... Lebenskünstler du! Nun, du bist ja klug, du weißt alles ... Sag, wozu lebst du? Wozu speicherst du dein Geld auf? Wirst du denn nicht sterben? Also wie ist's dann? Du hast mich gefangen genommen, hast mich überfallen und bezwungen ... Warte noch; vielleicht komme ich noch los! Es ist noch nicht zu Ende! Ach du! Was hast du in deinem ganzen Leben gemacht? Was wird man dir nachsagen? Der Vater hat ein Haus gebaut, und was hast du gethan?“

Majakins Runzeln zuckten und senkten sich alle, was seinem Gesicht einen kränklichen, weinerlichen Ausdruck verlieh. Er öffnete den Mund, sagte aber nichts und blickte sein Taufkind erstaunt und fast ängstlich an.

„Wie kannst du dich rechtfertigen?“ fragte Foma leise, ohne ihn aus den Augen zu lassen.

„Schweig, Grünschnabel!“ sagte der Alte und musterte den Saal mit einem erregten Blick.

„Ich habe alles gesagt! Und jetzt geh' ich! Halte mich!“

Foma erhob sich vom Sessel, stülpte sich seine Mütze auf den Kopf und blickte den Alten voll Haß an.

„Geh nur — ich, ich werde dich fangen! Es wird so, wie ich will!“ sagte Jakow Tarassowitsch mit schwankender Stimme.

„Und ich werde mich amüsieren! Ich werde alles verthun!“

„Gut; wir wollen sehen!“

„Adieu, du Held!“ sagte Foma lächelnd.

„Auf baldiges Wiedersehen! Ich lasse von dem Meinigen nicht ab; ich liebe es, ich liebe auch dich. Das macht nichts, du bist ein lieber Bursche!“ sagte Majakin leise und als fehle ihm der Atem.

„Liebe mich nicht — lehre mich aber ... Du kannst mich aber nichts Rechtes lehren!“ sagte Foma, wandte dem Alten den Rücken und ging aus dem Saal.

Jakow Tarassowitsch blieb im Gasthaus allein zurück. Er saß am Tisch, beugte sich darüber und malte Arabesken auf das Servierbrett, indem er den zitternden Finger in den ausgeschütteten Kwaß tunkte. Sein spitziger Kopf beugte sich immer tiefer über den Tisch, als könne er das, was sein ausgetrockneter Finger auf dem Brett malte, nicht entziffern und nicht verstehen.

Auf seiner Glatze glänzten Schweißtropfen, und die Furchen auf den Wangen zuckten wie gewöhnlich oft und erregt auf.

Das Gasthaus war von lautem Lärm erfüllt, der die Fensterscheiben klirren machte. Von der Wolga tönten die Pfiffe der Dampfschiffe, das dumpfe Aufschlagen der Räder auf dem Wasser und die Rufe der Auflader herüber — das Leben ging ohne Ermüdung und ohne Zweifel vorwärts.

Jakow Tarassowitsch winkte dem Kellner und fragte ihn seltsam eindringlich und gespannt:

„Was habe ich für alles zu zahlen?“

Zehntes Kapitel.

Bis zu dem Streit mit Majakin hatte sich Foma aus Lebensüberdruß, aus Neugierde und halb gleichgültig der Ausschweifung ergeben; jetzt that er es mit Erbitterung, beinahe mit Verzweiflung, von einem rachedurstigen Gefühle und einer Vermessenheit den Menschen gegenüber erfüllt, einer Vermessen-

heit, die auch ihn selbst manchmal wunderte. Er sah, daß die Menschen, die ihn umgaben, gleich ihm, ohne jede Stütze und ohne jedes Ziel waren; sie begriffen das nur nicht oder wollten es absichtlich nicht begreifen, um sich dadurch nicht zu hindern, blind zu leben und sich, ohne viel zu denken, der Welle des lustigen Lebens hinzugeben. Er fand nichts Festes, nichts Widerstandsfähiges in ihnen; im nüchternen Zustande erschienen sie ihm unglücklich und dumm, betrunken waren sie widerlich und noch dümmer. Niemand von ihnen erregte seine Achtung oder sein innerliches, herzliches Interesse, er fragte nicht einmal nach ihren Namen, vergaß, wann und wo er sie kennen gelernt hatte, und da er sie mit einer verächtlichen Neugier behandelte, fühlte er immer den Wunsch, ihnen etwas Kränkendes zu sagen oder zu thun. Er verbrachte mit ihnen die Tage und Nächte in verschiedenen Vergnügungslokalen, und seine Bekanntschaften hingen immer von der Kategorie des Lokals ab. In den teuern und eleganten Etablissements umringten ihn verschiedene Abenteurer, die dem besseren Publikum angehörten: Spieler, Coupletisten, Zauberkünstler, Schauspieler und durch ein ausschweifendes Leben verarmte Gutsbesitzer. Diese Menschen verhielten sich ihm gegenüber zuerst herablassend und prahlten vor ihm mit ihrem feinen Geschmacke und mit ihrem Verständnis für Weine und Speisen. Dann schmeichelten sie ihm, machten ihm den Hof und borgten bei ihm Geld, das er, ohne zu zählen, verschwendete; er bezog es von Banken und entlieh es schon auf Wechsel. In den billigen Gasthäusern umkreisten ihn wie Geier Friseure, Marqueure, Commis, Beamte, Choristen. Er fühlte sich in ihrer Mitte stets besser und freier. Er hielt sie für einfache Menschen, die nicht so verkrüppelt und verstümmelt waren wie dieses ganze „bessere Publikum“ der eleganten Restaurants; sie waren weniger verderbt und gescheiter und wurden von ihm besser verstanden, manchmal äußerten sie gesunde,

ſtarke Gefühle, und immer war in ihnen mehr Menſchliches. Sie waren aber ebenſo geldgierig wie das beſſere Publikum und raubten ihn unverſchämt aus; er ſah es und verhöhnte ſie auf eine brutale Weiſe.

Es waren natürlich auch Frauen dabei. Foma, der phyſiſch geſund, doch nicht ſinnlich war, kaufte ſie alle, die teuern und die billigen, die ſchönen und die häßlichen, ſchenkte ihnen viel Geld, wechſelte ſie faſt jede Woche und behandelte ſie im allgemeinen beſſer als die Männer. Er lachte ſie aus, ſagte ihnen beleidigende und beſchimpfende Worte, doch niemals, ſelbſt nicht im halb betrunkenen Zuſtande, konnte er ſich von einer gewiſſen Befangenheit ihnen gegenüber befreien. Sie alle, ſogar die frechſten, die robuſteſten und ſchamloſeſten unter ihnen, erſchienen ihm ſchwach und ſchutzlos wie kleine Kinder. Er, der immer bereit war, jeden beliebigen Mann zu ſchlagen, rührte niemals die Frauen an, obgleich er ſie manchmal, wenn er durch etwas gereizt war, maßlos beſchimpfte. Er fühlte ſich unvergleichlich ſtärker als jede Frau, und jede Frau erſchien ihm unvergleichlich unglücklicher als er. Diejenigen, die ihr liederliches Leben mit Bravour führten und mit ihrer Verderbtheit prahlten, riefen in Foma ein ſchamhaftes Gefühl hervor, das ihn ſchüchtern und verlegen machte. Einmal ſaß ein ſolches Frauenzimmer, das betrunken und frech war, beim Souper neben ihm und ſchlug ihn mit einer Melonenrinde auf die Wange. Foma war halb betrunken. Die Beleidigung machte ihn erbleichen, er erhob ſich vom Seſſel, ſteckte die Hände in die Taſchen und ſagte mit wilder, vor Erregung zitternder Stimme:

„Du Luder, geh fort — hinaus! Ein andrer hätte dir dafür den Kopf entzweigeſpalten ... Und du weißt, daß ich mit euch nachſichtig bin und daß ich deinesgleichen nicht ſchlagen kann ... Jagt ſie zum Teufel!“

Saſcha wurde ein paar Tage nach der Ankunft in Kaſanj die Geliebte des Sohnes eines Branntweinfabrikanten, der ſich mit Foma zuſammen

amüſierte. Bevor ſie mit ihrem neuen Herrn irgendwohin an die Kama fortreiſte, ſagte ſie zu Foma:

„Leb wohl, du lieber Menſch! Vielleicht treffen wir uns noch; wir gehen denſelben Weg! Ich rate dir aber, dem Herzen keine Freiheit zu laſſen. Amüſiere dich, ohne hinter dich zu blicken, — dann, wenn man den Brei gegeſſen hat, kann man auch die Taſſe zerſchlagen ... Leb wohl!“

Und ſie küßte ihn feſt auf die Lippen, wobei ihre Augen noch dunkler wurden.

Foma freute ſich, daß ſie verreiſte; ſie langweilte ihn, und ihn erſchreckte ihre kalte Gleichgültigkeit. Aber jetzt erbebte etwas in ihm, er wandte ſich von ihr ab und ſagte leiſe:

„Vielleicht gefällt es dir dort nicht; komm dann wieder zu mir!“

„Danke!“ antwortete ſie ihm und lachte auf einmal gegen ihre Gewohnheit heiſer auf.

So lebte Foma Tag für Tag, indem er ſich immer an demſelben Ort und zwiſchen den gleichen Menſchen bewegte, die ihm keinerlei gute Gefühle einflößten. Er hielt ſich darum auch für beſſer, als ſie waren, weil der Gedanke an die Möglichkeit der Befreiung von einem ſolchen Leben ſich immer feſter in ihm einniſtete: der Wunſch nach Freiheit umfing ihn immer feſter, er malte es ſich immer klarer aus, wie er ſich ſelbſt aus dem Mittelpunkt des Lebens, aus dieſem Gewühl und Gewirr retten würde. Oft in der Nacht, wenn er mit ſich allein war, ſchloß er feſt die Augen und ſtellte ſich eine dunkle, unendlich große Menſchenmenge vor, die durch ihre ungeheure Größe furchtbar war. In einem von Hügeln umringten und von ſtaubigem Nebel erfüllten Thal drängte ſich dieſe Menge in lauter Unruhe auf demſelben Platze herum und glich dem Korn im Mühlkaſten. Es ſchien, als werde ſie von einem ungeheuren Mühlſtein gemahlen, der unter ihren Füßen verborgen war, und die Menſchen bewegten ſich wellenartig darüber hin und ſtrebten teils hinunter, um dort ſchnell gemahlen zu werden

und zu verschwinden, teils strömten sie nach oben, in der Hoffnung, dem erbarmungslosen Mühlstein zu entgehen. Diese Menschen sahen auch Krebsen ähnlich, die soeben gefangen waren und in einen großen Korb geworfen wurden; sie hakten sich aneinander fest, wälzten sich mit Mühe herum, krochen irgendwohin, waren sich gegenseitig im Wege und konnten nichts thun, um sich aus der Gefangenschaft zu befreien.

Foma sah in der Menge bekannte Gesichter: Da ist der Vater, der irgendwo hinstürmt und alle, die ihm im Wege sind, mit Macht umstößt und umwirft; er arbeitet sich mit starkem Arm vorwärts, stößt alles mit seiner Brust fort und lacht laut — er verschwindet und versinkt irgendwohin in die Tiefe unter den Füßen der Menschen. Hier ist der Pate, der sich wie eine Blindschleiche windet, auf fremde Schultern springt, zwischen den Beinen der Menschen durchgleitet und mit seinem ganzen trockenen, aber elastischen und sehnigen Körper arbeitet. Ljubowj schreit und zappelt, indem sie mit ruckartigen, aber schwachen Bewegungen dem Vater folgt, bald hinter ihm zurückbleibt, bald sich ihm wieder nähert. Mit leisen Schritten, mit einem guten Lächeln auf dem Gesicht, vor allen zurückweichend und allen den Weg überlassend, bewegt sich langsam Tante Anfissa. Ihr Bild wankt im Dunkel vor Foma wie die bescheidene Flamme einer Wachskerze, und sie erlischt und verschwindet in der Finsternis. Palageja geht schnell und geradeswegs in die Ferne. Hier steht Sofja Pawlowna Medinskaja mit kraftlos gesenkten Armen wie damals bei ihrem letzten Zusammensein in ihrem Salon. Ihre Augen sind groß, und in ihnen leuchtet große Furcht. Auch Sascha ist hier. Gleichgültig, ohne die Stöße zu beachten, geht sie festen Schrittes geradeaus in das größte Dickicht des Lebens und singt laut ihre Lieder, indem sie mit den dunkeln Augen ruhig vorwärts blickt. Foma hört den Lärm, das Heulen, das Lachen, das betrunkene Schreien, das leidenschaftliche Streiten um Kopeken; Singen

und Weinen schwebt um diesen ungeheuren geschäftigen Haufen von lebendigen menschlichen Leibern, die in diesem Loch eingeengt sind; sie springen, fallen, kriechen, drängen sich, steigen sich gegenseitig auf die Schultern, tasten überall hin wie Blinde, stoßen überall auf ihresgleichen, kämpfen, fallen und entschwinden dem Auge. Das Geld raschelt, es flattert gleich Fledermäusen über den Köpfen der Menschen, und die Menschen strecken die Hände gierig danach aus, das Gold und Silber klimpert, die Flaschen klirren, die Pfropfen knallen, jemand schluchzt, und eine wehmütige Frauenstimme singt:

„Laßt uns leben, solange es geht,
Und dann braucht kein Gras mehr zu wachsen!“

Dieses wahnsinnige Bild setzte sich in Fomas Kopf fest und erstand vor ihm mit jedem Mal greller, ungeheurer und lebendiger, wobei es in seiner Brust etwas Chaotisches hervorrief; es war ein großes, unbestimmbares Gefühl, in das sich, wie Quellen in einen Fluß, Furcht, Empörung, Mitleid, Zorn und noch vieles andre ergoß. Das alles stieg in seiner Brust auf und wurde zu einem angestrengten Wunsch, der sie zersprengte, zu einem Wunsch, dessen Macht ihn ersticken ließ; in seinen Augen erschienen Thränen, er hatte Lust zu schreien, wie ein Tier zu heulen, alle Menschen zu erschrecken, ihr sinnloses Herumrennen aufzuhalten, in den Lärm und das Gewühl ihres Lebens etwas Neues zu gießen, das ihm gehörte, ihnen irgendwelche laute, bestimmte Worte zu sagen, ihnen allen eine Richtung zu geben, damit sie nicht gegeneinander prallten. Er hatte Lust, sie mit den Händen bei den Köpfen zu packen, sie voneinander loszureißen, die einen zu schlagen, die andern zu liebkosen, ihnen allen Vorwürfe zu machen, sie mit einem Feuer zu erleuchten ... Er hatte nichts in sich — weder die nötigen Worte noch das Feuer; er hatte nur einen Wunsch, der ihm verständlich, doch unausführbar war ... Er stellte sich vor, wie

er über dem Leben ſtand, außerhalb des Thals, in dem die Menſchen leben; er ſah ſich feſt auf den Füßen ſtehen und ſchweigen. Er könnte den Menſchen zurufen:

„Wie lebt ihr? Schämt ihr euch nicht?“

Er konnte ſie beſchimpfen. Wie war es aber, wenn ſie ſeine Stimme hörten und fragten:

„Und wie ſoll man leben?“

Er begriff vollkommen, daß er nach einer ſolchen Frage mit einem Ruck von der Höhe ſtürzen müßte, dorthin zu den Füßen der Menſchen, zum Mühlſtein. Und ſein Untergang würde mit Lachen begleitet werden.

Er phantaſierte manchmal unter dem Druck dieſes Alps. Seinen Lippen entrangen ſich Worte ohne Zuſammenhang und Bedeutung; er ſchwitzte ſogar von dieſer ſchweren Arbeit in ſeinem Innern. Ihm ſchien manchmal, daß er vom Trinken verrückt würde und daß all das Schreckliche und Düſtere ihm deshalb im Kopf rumorte. Durch eine gewaltige Willensanſtrengung vertrieb er alle dieſe Bilder und Beſtrebungen aus ſich, ſobald er aber allein blieb und nicht ſehr betrunken war, wurde er wieder von ſeinen Hirngeſpinſten erfüllt und ermattete unter ihrer Laſt. Und der Wunſch nach Freiheit wuchs immer mehr, wurde immer ſtärker in ihm und quälte ihn durch ſeine Kraft. Er konnte ſich aber von den Ketten ſeines Reichtums nicht befreien. Majakin, der die Vollmacht für die Führung des ganzen Geſchäfts hatte, wirkte jetzt dahin, daß Foma faſt täglich die Laſt der auf ihm liegenden Pflichten zu fühlen bekam. Man wandte ſich unabläſſig mit Zahlungen an ihn, ſchlug ihm Kombinationen betreffs des Transports der Frachten vor; die Angeſtellten wandten ſich perſönlich und ſchriftlich mit Kleinigkeiten an ihn, die ihm früher nicht oblagen und die ſie auf ihre eigne Verantwortung erledigten. Man ſuchte ihn in den Gaſthäuſern auf, befragte ihn, was geſchehen ſollte und wie; er beantwortete das alles, manchmal ohne zu wiſſen, ob

es auf die eine oder andre Art vor sich gehen mußte, bemerkte eine verborgene Geringschätzung gegen seine Person und sah fast immer, daß alles nicht so ausgeführt wurde, wie er befohlen hatte, sondern anders und besser. Er fühlte darin die geschickte Hand des Paten, er begriff, daß der Alte ihn in die Enge trieb, um ihn nach seinem Willen zu lenken. Und zugleich bemerkte er, daß er nicht der Herr seines Geschäftes war, sondern nur sein Teil und sogar kein wichtiger Teil. Das reizte ihn, stieß ihn noch mehr vom Alten ab und fachte sein Streben, sich vom Geschäft loszureißen, noch mehr an, mochte es selbst dessen Untergang zur Folge haben. Er verschleuderte das Geld mit Wut in den Gasthäusern und Spelunken, doch das währte nicht lange — Jakow Tarassowitsch hob die Verbindungen mit den Banken auf und zog alle Depositengelder ein. Foma fühlte bald, daß man ihm auch auf Wechsel nicht mehr so gerne wie früher lieh. Das verletzte seine Eitelkeit, er war aber gänzlich entrüstet und erschreckt, als er erfuhr, daß der Pate in der Geschäftswelt Gerüchte verbreitete, Foma sei nicht bei vollem Verstande, und man müsse ihn vielleicht unter Kuratel stellen. Foma kannte für die Macht des Paten keine Grenzen und wagte es nicht, jemand hierüber zu Rate zu ziehen: er war überzeugt, daß der Alte in der Geschäftswelt unüberwindlich sei und alles thun könne, was er wollte. Zuerst machte es ihn bange, Majakins Hand über sich zu spüren, doch dann söhnte er sich damit aus, wurde resigniert und setzte sein wildes, dem Trunke geweihtes Leben fort, in dem ihn nur eines tröstete — die Menschen. Er überzeugte sich mit jedem Tage immer mehr davon, daß sie unvernünftiger und in jeder Beziehung schlimmer waren als er, daß sie nicht die Herren des Lebens, sondern dessen Bedienstete waren und vom Leben herumgedreht, gebogen und gebrochen wurden, wie es diesem gerade einfiel, während sie sich ihm gefühllos und ohne zu murren ergaben, und niemand von ihnen für sich

die Freiheit beanspruchte. Er aber wollte sie und erhob sich darum prahlerisch über seine Zechgenossen, in denen er nur Schlechtes sehen wollte.

Einmal klagte ihm im Gasthaus ein halbbetrunkener Mensch über sein Leben. Es war ein kleines, dürres Männchen mit erschrockenen, trüben Augen, nicht rasiert, in einem kurzen Rock und mit einer grellen Krawatte. Er blinzelte traurig, seine Ohren zuckten ängstlich und auch die leise Stimme zitterte.

„Ich habe es auf verschiedene Weise versucht, etwas zu erreichen. Ich habe alles mögliche angefangen und habe wie ein Stier gearbeitet. Doch das Leben hat mich im Gedränge untergehen lassen, es hat mich zerstampft und vernichtet. Ich habe die Geduld verloren. Ach ja! Und dann habe ich zu trinken begonnen. Ich fühle, ich werde zu Grunde gehen. Das ist aber mein einziger Weg!"

„Dummkopf!" sagte Foma verächtlich. „Warum hast du es zu etwas bringen wollen? Du solltest alles links liegen lassen. Du hättest zur Seite gehen und schauen sollen, wo dein Platz zwischen allen ist, dann könntest du geradeaus auf deinen Platz lossteuern!"

„Ich verstehe Ihre Worte nicht!" sagte das Männchen und schüttelte seinen glattgeschorenen, eckigen Kopf.

Foma lächelte selbstzufrieden.

„Wie könntest du das verstehen?"

„Nein, wissen Sie, ich glaube, wenn Gott jemand bestimmt hat . . ."

„Das Leben wird nicht von Gott, sondern von den Menschen eingerichtet!" platzte Foma heraus und staunte selbst über seine dreisten Worte. Das Männchen blickte ihn von der Seite an, und kauerte sich ängstlich zusammen.

„Hat dir Gott Vernunft geschenkt?" fragte Foma, als er seine Verlegenheit überwunden hatte.

„Gewiß . . . das heißt so viel, als ein kleiner Mann beanspruchen darf," sagte Fomas Nachbar unsicher.

„Nun, und du haſt nicht das Recht, ihn auch nur um ein Körnchen zu bitten! Richte dir dein Leben mit deinem Verſtande ein, und Gott wird dich richten. Alle ſtehen wir in ſeinem Dienſt, und wir alle haben denſelben Wert für ihn. Haſt du begriffen?“

Es geſchah ſehr oft, daß Foma plötzlich etwas ſagte, was ihm ſelbſt als dreiſt erſchien und ihn zugleich in ſeinen Augen erhöhte. Das waren unerwartete, kühne Gedanken und Worte, die plötzlich gleich Funken aufleuchteten — die Eindrücke ſchienen ſie aus Fomas Hirn herauszumeißeln. Und er beobachtete mehr als einmal an ſich, daß er das Ausgedachte ſchlechter und farbloſer mitteilte als das, was in ſeinem Herzen plötzlich aufflammte.

Foma lebte, als ſchreite er durch einen Moraſt, von der Gefahr bedroht, bei jedem Schritt in Schmutz und Schlamm zu verſinken, während der Pate ſich wie eine Schlange auf einem trockenen, feſten Platz wand und das Leben ſeines Taufkindes aus der Ferne ſcharf beobachtete.

Nach dem Streit mit Foma war Jakow Taraſſowitſch düſter ſinnend nach Hauſe zurückgekehrt. Seine Augen glänzten trocken, und er hielt ſich ganz gerade wie eine aufgeſpannte Saite. Die Furchen zogen ſich krankhaft zuſammen, ſein Geſicht erſchien noch kleiner und dunkler, und als Ljuba ihn ſo erblickte, ſchien es ihr, er ſei ernſtlich krank, ſuche ſich nur zu beherrſchen und thue ſich Gewalt an. Der ſchweigſame Alte rannte nervös durch die Zimmer, warf ſeiner Tochter als Antwort auf ihre Fragen trockene, kurze Worte zu und fuhr ſie endlich an:

„Laß mich in Ruh'! Du ſiehſt, ich bin nicht in der Laune, mit dir zu ſprechen.“

Er that ihr leid, als ſie ſah, wie traurig und gramvoll ſeine ſcharfen, grünen Augen blickten; ſie hielt es für ihre Pflicht, ihn auszufragen, was mit ihm vorginge, und als er ſich an den Mittagstiſch ſetzte, trat ſie auf einmal zu ihm, legte ihm die Hände auf die Schultern und fragte freundlich und unruhig, indem ſie ihm ins Geſicht blickte:

„Vater! Sagen Sie, sind Sie unwohl?“ Ihre Liebkosungen waren etwas äußerst Seltenes; sie stimmten den einsamen Greis immer sanfter, und er wußte sie zu schätzen, obgleich er sie nicht erwiderte. Jetzt zuckte er mit den Schultern, warf ihre Hände herab und sagte:

„Geh, geh auf deinen Platz! Sieh, wie dich das Jucken der Eva überkommt.“

Doch Ljubowj ging nicht; sie blickte ihm beharrlich in die Augen und fragte mit Kränkung in der Stimme:

„Vater, warum sprechen Sie mit mir so, als ob ich ein Kind oder sehr dumm wäre?“

„Weil du erwachsen und nicht allzu gescheit bist. Ja—a! Das ist alles, was ich dir sagen kann! Geh, setz dich und iß!“

Sie trat zur Seite und setzte sich schweigend dem Vater gegenüber, indem sie die Lippen gekränkt zusammenpreßte. Majakin aß gegen seine Gewohnheit langsam, er rührte mit dem Löffel lange in dem Teller mit den Schtschi herum und untersuchte sie eingehend.

„Wenn dein verstopfter Verstand die Gedanken deines Vaters verstehen könnte!“ sagte er auf einmal und seufzte pfeifend auf.

Ljubowj warf ihren Löffel fort und sagte fast mit Thränen in der Stimme:

„Warum beleidigen Sie mich, Vater? Sie sehen ja, ich bin allein, ich bin immer allein! Sie verstehen ja, wie schwer mein Leben ist, und doch sagen Sie mir nie ein freundliches Wort. Sie sagen mir nie etwas, auch Sie sind ja einsam; auch Ihnen ist es schwer zu leben. Ich sehe das. Ihnen ist es sehr schwer zu leben, aber Sie sind selbst schuld daran! Sie selbst . . .“

„Jetzt beginnt auch Bileams Eselin zu reden!“ sagte der Alte lächelnd. „Nun! Was weiter?“

„Vater, Sie sind auf Ihre Klugheit sehr stolz.“

„Und was noch?“

„Das ist nicht gut. Das kränkt mich sehr.

Warum ſtoßen Sie mich von ſich? Ich habe ja niemand außer Ihnen."

Ihr traten Thränen in die Augen; der Vater bemerkte das, und ſein Geſicht zuckte zuſammen.

„Wenn du kein Mädchen wärſt!" rief er aus. „Wenn du einen Verſtand hätteſt wie ... zum Beiſpiel Marfa Poſſadniza*) ... ach, Lubjowj! Dann, dann würde ich auf alle pfeifen, auch auf Fomka. Nun, weine nicht!"

Sie trocknete ſich die Augen und fragte:

„Was iſt denn mit Fomka?"

„Er revoltiert ... Haha! Er ſagt: nehmt mein ganzes Vermögen, und laßt mich frei. Er will ſeine Seele in den Schenken retten. Das iſt ihm eingefallen, unſerm Foma."

„Was iſt denn das?" fragte Ljuba unſicher. Sie wollte ſagen, Fomas Wunſch ſei gut, es ſei ein edler Wunſch, wenn er ernſt wäre, doch ſie fürchtete den Vater durch ihre Worte zu erzürnen und blickte ihn nur fragend an.

„Was das iſt?" ſagte Majakin eifrig und zitternd. „Er hat das entweder vom Trinken oder — Gott behüte uns davor! — von ſeiner Mutter ... von den Altgläubigen. Und wenn dieſes Heidniſche in ihm gärt, werde ich mit ihm viel zu kämpfen haben! Es wird zwiſchen ihm und mir ein großes Ringen beginnen. Er hat ſich trotzig gegen mich erhoben und hat auf einmal große Keckheit gezeigt. Er iſt jung, er hat noch keine Schlauheit in ſich. Er ſagt: ich werde alles vertrinken, alles wird zu Grunde gehen. Ich werde dir's ſchon zeigen!"

Majakin erhob die Hand über ſeinen Kopf, ballte die Fauſt und drohte damit wild.

„Wie wagſt du es? Wer hat das Geſchäft erworben, wer hat es eingerichtet? Du? — Dein Vater! Eine Arbeit von vierzig Jahren ſteckt darin, und du willſt das vernichten? Wir müſſen alle bald wie

---

*) Statthalterin von Nowgorod im 16. Jahrhundert zur Zeit der Republik unter Johann dem Grauſamen.

eine Mauer ſtehen, bald vorſichtig, einer hinter dem andern, im Gänſemarſch an unſern Platz gehen. Wir Kaufleute haben Rußland ganze Jahrhunderte lang auf unſern Schultern getragen, wir thun es auch jetzt. Peter der Große war ein Zar mit einem göttlichen Verſtand, er kannte unſern Wert. Wie er uns unterſtützt hat! Er hat eigens Bücher drucken laſſen, um uns unſer Geſchäft zu lehren. Ich habe das auf ſeinen Befehl gedruckte Buch von Polydor Virgilius, dem Urbiner, über die Erfinder ... es iſt im Jahre 1720 gedruckt ... ja! Das muß man verſtehen. Er hat es auch verſtanden und hat uns in Schwung gebracht. Und jetzt ſtehen wir auf den eignen Füßen und wiſſen, wo unſer Platz iſt. Laßt uns frei! Wir haben an der Baſis des Lebens gebaut, haben uns ſtatt der Ziegel in die Erde gelegt, jetzt müſſen wir die Stockwerke bauen; wir bitten um die Erlaubnis, uns frei bewegen zu dürfen! Dorthin muß der Weg von unſereinem gehen. Das iſt unſre Aufgabe, aber Fomka verſteht das nicht. Er muß das verſtehen und muß es fortſetzen. Er hat die Mittel vom Vater. Wenn ich ſterbe, kommen die meinigen noch dazu; arbeite, junger Hund! Und er treibt Unſinn. Nein, warte nur! Ich werde dich ſchon auf deinen Platz führen!“

Der Alte keuchte vor Erregung und blickte ſeine Tochter mit funkelnden Augen und wild an, als ſei ſie Foma. Seine Erregung erſchreckte Ljubowj, doch ſie hatte nicht den Mut, den Vater aufzuhalten, und blickte ſchweigend in ſein düſteres, finſteres Geſicht.

„Der Weg iſt durch die Väter gebahnt — und du mußt ihn gehen. Ich habe fünfzig Jahre gearbeitet — und wofür? Damit meine Kinder mein Werk zu Ende führen. Meine Kinder! Wo ſind meine Kinder?“

Der Vater ſenkte wehmütig den Kopf, ſeine Stimme verſagte, und er ſagte dumpf, als ſpräche er in ſich hinein:

„Der eine ist ein Verlorener, ein Zuchthäusler, es ist wenig Hoffnung auf ihn. Die Tochter ... Wem werde ich meine Arbeit vor dem Tode übergeben? Wenn ich einen Schwiegersohn hätte ... Ich dachte: Fomka wird zur Vernunft kommen und wird sich die Hörner abstoßen, dann werde ich dich ihm geben und mit dir alles, was ich habe! Fomka taugt aber nichts. Und ich sehe niemand, der ihn ersetzen könnte. Was das jetzt für Menschen sind! Früher waren die Menschen eisern, und jetzt sind sie aus Gummi. Alle biegen sich und haben gar keine Festigkeit. Was ist das? Warum?“

Majakin sah seine Tochter erregt an, sie schwieg.

„Sage,“ fragte er sie, „was brauchst du? Wie muß man deiner Meinung nach leben? Was willst du? Du hast gelernt und gelesen — was brauchst du?“

Die Fragen fielen auf Ljubowj unerwartet herab, und sie wurde verlegen. Sie freute sich, daß der Vater ihr diese Frage stellte, und fürchtete sich zugleich, ihm zu antworten, um nicht in seiner Achtung zu sinken. Und dann sagte sie, wie zu einem Sprung bereit, als wollte sie über den Tisch setzen, unsicher und mit zitternder Stimme:

„Daß alle glücklich und zufrieden sind, — alle Menschen sind gleich, und alle haben das gleiche Recht aufs Leben, auf die Güter des Lebens. Alle brauchen die Freiheit wie die Luft, und die Gleichheit in allem!“

Am Anfang ihrer Antwort blickte der Vater ihr mit unruhiger Neugier in den Augen ins Gesicht, doch in dem Maße, wie sie ihm ihre Worte eilig zuwarf, veränderte sich der Ausdruck seiner Augen allmählich, und er sagte endlich mit ruhiger Verachtung:

„Das habe ich gewußt, du Närrin, du!“

Sie senkte den Kopf, doch sie erhob ihn gleich wieder und rief voll Schmerz aus:

„Sie sagen ja selbst, die Freiheit ...“

„Schweig!“ schrie der Alte sie brutal an. „Du siehst selbst das nicht, was jeder Mensch allen sichtbar nach außen trägt. Wie können alle glücklich

und gleich sein, wenn jeder über den andern hinaus will? Selbst der Bettler hat seinen Stolz und prahlt mit etwas vor den andern. Ein kleines Kind will seinen Kameraden auch voraus sein. Und ein Mensch wird niemals dem andern weichen — nur die Narren glauben daran. Jeder hat seine Seele und sein Gesicht, man kann nur diejenigen, die ihre Seele nicht lieben und ihr Gesicht nicht schonen, nach einem Muster abhobeln. Ach du! Du hast allerlei Unsinn gelesen, hast dich damit vollgestopft."

Das Gesicht des Alten drückte bitteren Vorwurf und giftige Verachtung aus. Er rückte lärmend seinen Sessel vom Tisch fort, sprang auf, legte die Hände auf den Rücken und begann mit kleinen Schritten, den Kopf schüttelnd, durch das Zimmer zu laufen, wobei er boshaft und pfeifend etwas flüsterte. Ljubowj, die vor Aufregung und Kränkung bleich war und sich vor ihm dumm und hilflos fühlte, lauschte diesem Flüstern, und ihr Herz schlug unruhig.

„Ich bin allein geblieben, ganz allein. Wie Hiob ... O Gott, was soll ich thun? O, allein! Bin ich denn nicht klug? Bin ich nicht schlau? Das Leben hat aber auch mich überlistet. Wen liebt es? Wen schont es? Es schlägt die Guten und sieht den Bösen nichts nach. Und seine Gerechtigkeit ist niemand verständlich."

Es schmerzte das Mädchen, den Alten so zu sehen; sie wurde von dem heißen Wunsche ergriffen, ihm zu helfen; sie wollte ihm etwas sein.

Sie folgte ihm mit erregten Augen und sagte plötzlich leise:

„Lieber Vater! Verzweifeln Sie nicht ... Taraß lebt ja noch ... vielleicht daß er ..."

Majakin blieb plötzlich wie angewurzelt stehen und hob langsam den Kopf.

„Der Baum, der sich in der Jugend krümmt und nichts aushält, wird im Alter erst recht brechen. Aber doch ... auch Taraß ist für mich jetzt ein Strohhalm, obgleich er wohl kaum mehr wert ist

als Foma. Der Gordjejew hat Charakter, er hat den Mut vom Vater her. Er kann viel aus ſich machen. Aber Taraß ... du haſt zur rechten Zeit an ihn gedacht ... ja—a!"

Und der Alte, der vor einer Minute ſo niedergeſchlagen war, daß er klagte und vor Gram im Zimmer herumrannte wie eine Maus in der Falle, trat jetzt mit nachdenklichem Geſicht ruhig und feſt wieder an den Tiſch, rückte bedächtig ſeinen Seſſel heran und ſetzte ſich, indem er ſagte:

„Wir müſſen uns einmal nach Taraß umſehen. Er lebt in einer Fabrik in Uſſolje. Ich habe von den Kaufleuten gehört, daß dort Soda fabriziert wird. Ich kann es genau erfahren. Ich werde ihm ſchreiben."

„Erlauben Sie, Vater, daß ich ihm ſchreibe?" bat Ljubowj vor Freude zitternd und ganz rot.

„Du?" fragte Majakin und blickte ſie flüchtig an, dann ſchwieg er, dachte nach und ſagte:

„Gut! Das iſt ſogar ... beſſer. Schreibe ... Frage ihn, ob er verheiratet iſt? Wie er lebt? Was er denkt? Ich werde dir übrigens ſagen, was du ihm ſchreiben ſollſt, wenn es Zeit iſt."

„Thun Sie das bald, Vater!" ſagte das Mädchen.

„Man muß dich bald verheiraten. Ich ſehe mir hier einen rothaarigen Burſchen an ... er ſcheint nicht dumm zu ſein. Er hat übrigens ausländiſchen Schliff."

„Iſt es Smolin, Vater?" fragte Ljubowj neugierig und aufgeregt.

„Und wenn er es wäre, was iſt dann?" erkundigte ſich Jakow Taraſſowitſch in geſchäftlichem Ton.

„Nichts ... Ich kenne ihn nicht," antwortete Ljubowj unbeſtimmt.

„Ich werde dich mit ihm bekannt machen. Es iſt Zeit, Ljubowj, es iſt Zeit! Von Foma iſt nichts zu erhoffen ... obgleich ich mich nicht von ihm losſage."

„Ich habe auf Foma nicht gerechnet ... Was iſt er mir?"

„Da haſt du unrecht gehabt. Wenn du klüger

wärst, wäre er vielleicht nicht auf Abwege geraten! Als ich euch zusammen sah, dachte ich: mein Mädel wird den Burschen festhalten! Das wird schon klappen! Ich habe mich aber geirrt, ich dachte, du kannst deinen Vorteil verstehen, ohne daß man's dir sagt. So ist's, Mädchen!" sagte der Vater belehrend.

Sie sann, indem sie seinen eindringlichen Worten lauschte. In der letzten Zeit kam ihr, die gesund und stark war, immer öfter der Gedanke an das Heiraten, denn sie sah keinen andern Ausweg aus ihrer Einsamkeit. Den Wunsch, den Vater zu verlassen und irgendwohin zu reisen, um zu lernen und zu arbeiten, hatte sie schon längst überwunden, wie sie einsam in sich viele andre, ebenso scharfe, aber untiefe und unbestimmte Wünsche überwunden hatte. Von den verschiedenartigen Büchern, die sie gelesen hatte, war in ihr ein trüber Satz zurückgeblieben. es war zwar etwas Lebendiges, aber in der Art, wie ein Protoplasma lebendig ist. Aus diesem Satz entwickelte sich in dem Mädchen das Gefühl der Unzufriedenheit mit ihrem Leben, das Streben nach persönlicher Unabhängigkeit und der Wunsch, sich von der schweren Vormundschaft des Vaters zu befreien; doch sie hatte weder die Kraft zur Verwirklichung ihrer Wünsche, noch eine klare Vorstellung von der Art dieser Verwirklichung. Dazu übte die Natur ihren Einfluß, und das Mädchen hatte mehr als einmal beim Anblick junger Mütter mit Kindern am Arm eine bange, quälende Sehnsucht gefühlt. Manchmal, wenn sie vor dem Spiegel stehen blieb, musterte sie traurig ihr volles, frisches Gesicht mit den dunkeln Rändern um die Augen und bemitleidete sich; sie fühlte, daß das Leben sie vergaß und sie beiseite schob.

Während sie jetzt dem Vater zuhörte, stellte sie sich vor, wie dieser Smolin sein könne. Sie hatte ihn noch als Gymnasiasten gekannt, er war damals ganz voller Sommersprossen gewesen, stumpfnasig, immer rein gewaschen, solid und langweilig. Er tanzte schwer und plump und sprach uninteressant.

Seitdem war viel Zeit vergangen: er war im Ausland gewesen und hatte dort gelernt, — wie mochte er jetzt sein? Von Smolin gingen ihre Gedanken zu ihrem Bruder über, und sie dachte mit Herzklopfen daran, was er ihr auf ihren Brief erwidern würde. Wie er wohl war? Die Gestalt des Bruders, wie sie ihn sich vorstellte, verschlang die Gedanken an den Vater und an Smolin, und sie hatte schon beschlossen, vor Taraß' Ankunft für nichts in der Welt in die Heirat einzuwilligen, als der Vater ihr plötzlich zurief:

„He, Ljuba! Worüber denkst du nach?"

„So ... Alles ist so schnell gekommen," antwortete Ljuba lächelnd.

„Was ist schnell gekommen?"

„Alles ... vor einer Woche durfte man mit Ihnen nicht von Taraß sprechen, und jetzt ..."

„Das macht die Not, Mädel! Die Not ist eine Macht, sie biegt den Stahl zur Springfeder, und der Stahl ist widerspenstig. Wir wollen einmal schauen, wie der Taraß ist! Der Mensch hat Wert, wenn er der Macht des Lebens Widerstand leistet; wenn nicht das Leben ihn, sondern er das Leben nach seiner Art wendet, dann zolle ich ihm meine Hochachtung! Erlauben Sie, daß ich Ihnen die Hand drücke, wir wollen unser Geschäft zusammen führen. A—ach, ich bin alt. Und das Leben ist jetzt so bewegt! Es wird mit jedem Jahr interessanter, es gewinnt immer mehr an Geschmack! Ich möchte immerzu leben und etwas leisten!"

Der Alte schnalzte mit den Lippen, als koste er etwas Schmackhaftes, rieb sich die Hände, und seine Augen glänzten gierig.

„Und ihr habt dünnes Blut! Ihr seid noch nicht ausgewachsen und seid doch zu reif und welk wie ein alter Rettich. Und ihr begreift nicht, daß das Leben immer schöner wird. Ich lebe auf dieser Erde schon siebenundsechzig Jahre und stehe schon an meinem Grabe, ich sehe aber, daß es früher, als ich jung war, auf der Welt weniger Blumen

gab und diese Blumen nicht so schön waren wie jetzt. Alles wird schöner! Was es jetzt für Gebäude giebt! Was für Hilfsmittel für den Handel! Die Dampfschiffe! In allem ist eine solche Unmenge von Verstand enthalten! Man schaut und denkt: die Menschen sind aber Hauptkerle! Alle Achtung! Ihr habt das Leben geschickt eingerichtet. Alles ist gut und angenehm ... nur ihr, unsre Erben, habt gar kein lebendiges Gefühl in euch! Der nächstbeste lumpige Kleinbürger ist gewandter als ihr ... Dieser Jeschow, was ist er denn? Und er spielt sich auf den Richter über euch und sogar über das ganze Leben hinaus. Er hat Mut in sich. Und ihr ... pfui! Ihr lebt wie Bettler; wenn ihr lustig seid, seid ihr wie das liebe Vieh, und im Unglück seid ihr ekles Gewürm! Ihr seid durchfaulte Menschen ... man sollte euch Feuer in die Adern lassen ... man sollte euch die Haut abziehen und das bloße Fleisch mit Salz bestreuen, dann würdet ihr schon tanzen!"

Der kleine, runzlige, knochige Jakow Tarassowitsch mit den schwarzen Zahnstümpfen im Munde, mit der Glatze und der dunkeln Haut, die in der Hitze des Lebens versengt und durchräuchert zu sein schien, zitterte vor leidenschaftlicher Erregung und warf seiner jungen, großen, starken Tochter laute, verächtliche Worte zu. Sie sah ihn mit schuldbewußten Augen an, lächelte verlegen, und in ihrem Herzen wuchs die Achtung vor diesem lebendigen Greis, der in seinen Wünschen so beharrlich war.

*

Foma irrte immer herum und setzte seine Lebensweise fort, indem er die Tage und Nächte in Gasthäusern und Spelunken verbrachte und immer tiefer von den verächtlichen, haßerfüllten Gefühlen gegen die ihn umringenden Menschen erfüllt wurde. Manchmal erweckten sie in ihm den bangen Wunsch, für sein boshaftes Gefühl in ihrer Mitte irgend ein Gegengewicht zu finden, einem würdigen, mutigen

Menſchen zu begegnen, der ihn durch ein leidenſchaftliches Wort des Vorwurfs beſchämen könnte. Dieſer Wunſch wiederholte ſich in ihm mit immer größerer Klarheit, es war die Sehnſucht eines Menſchen nach fremder Hilfe, der fühlte, daß er ſich verirrt hatte und zu Grunde ging.

„Brüder!“ ſchrie er einmal auf, als er halbbetrunken am Tiſche eines Gaſthauſes ſaß und von zweifelhaften, gierigen Menſchen umringt war, die ſo viel aßen und tranken, als hätten ſie ganze Tage lang keinen Biſſen im Mund gehabt. „Brüder! Mir iſt bange und langweilig bei euch! Schlagt mich, jagt mich fort! Ihr ſeid Schurken, ihr ſteht aber einander näher als mir ... Warum? Ich bin ja auch ein Trunkenbold und ein Schurke, und ich bin euch doch fremd! Ich ſehe, daß ich euch fremd bin ... Ihr trinkt aus mir und ſpuckt heimlich in mich hinein, ich fühle es! Warum?“

Sie konnten ihn natürlich nicht anders behandeln; in der Tiefe der Seele hielt ſich vielleicht nicht ein einziger von ihnen für geringer, doch er war reich, und das hinderte ſie daran, ihn kameradſchaftlicher zu behandeln; außerdem führte er immer ſolche ſpöttiſche, zornige, ins Gewiſſen dringende Reden, das genierte ſie. Und dann war er ſtark und wurde leicht handgreiflich — ſie wagten es nicht, auch nur ein Wort gegen ihn zu ſagen. Und er wollte gerade das, er wünſchte immer heftiger, jemand von dieſen Menſchen, die er verachtete, möchte ſich Bruſt an Bruſt gegen ihn ſtellen und ihm etwas Wuchtiges ſagen, das ihn wie ein Hebel von dieſem abſchüſſigen Wege abwenden könnte, deſſen Gefahr er fühlte und deſſen Schmutz er ſah, mit machtloſem Widerwillen davor erfüllt.

Und Foma fand, was er ſuchte. Eines Tages, als er von ſeinen Zechgenoſſen nicht genügend beachtet wurde und dadurch gereizt war, ſchrie er ſie an:

„Ihr Ungeziefer! Schweigt alle! Wer giebt euch zu eſſen und zu trinken? Habt ihr das vergeſſen?

Ich werde euch an Ordnung gewöhnen! Ich werde euch lehren, mich zu achten! Ihr Zuchthäusler! Wenn ich spreche, müßt ihr alle schweigen!"

Sie schwiegen in der That, sie fürchteten wohl die Möglichkeit, sein Wohlwollen zu verlieren, oder erwarteten vielleicht, er, der einem gesunden, starken Tier glich, würde sie schlagen. Sie schwiegen eine Weile und nährten in sich ihren Groll gegen ihn, sie beugten sich über die Teller und suchten ihre Furcht und ihre Verlegenheit zu verbergen. Foma blickte sie selbstzufrieden an und sagte prahlerisch, von ihrer sklavischen Unterwürfigkeit befriedigt:

„Na also! Jetzt seid ihr verstummt. So will ich's haben! Bei mir geht's streng zu! Ich ..."

„Grünschnabel!" ertönte ein ruhiger, lauter Ausruf.

„Wa—as?" brüllte Foma und sprang vom Sessel auf. „Wer sagt das?"

Jetzt erhob sich am Ende des Tisches ein seltsamer, großer Mensch, in einem langen Rock, mit einem ganzen Wald halb ergrauter Haare auf dem riesengroßen Kopf. Seine Haare waren borstig und standen in dichten Strähnen nach allen Seiten hin, das Gesicht war gelb, rasiert, mit einer großen, buckligen Nase. Er erschien Foma einem Schwabber ähnlich, mit dem man das Deck der Dampfschiffe scheuert, und das amüsierte den halbbetrunkenen Burschen.

„Du siehst schön aus!" sagte er lächelnd. „Warum bellst du denn, was? Weißt du, wer ich bin?"

Der Mann streckte mit der Geste eines Tragöden Foma die Hand hin, die lange und biegsame Finger hatte, wie die eines Zauberkünstlers, und sagte mit tiefer, heiserer Baßstimme:

„Du bist die faule Krankheit deines Vaters, der zwar ein Räuber, im Vergleiche mit dir aber ein würdiger Mann war."

Vor Ueberraschung und Zorn fehlte Foma der Atem, er glotzte wild mit den Augen und schwieg, ohne etwas zu finden, was er auf diese Frechheit

erwidern könnte. Und der Mann, der ihm gegenüberstand, krächzte grimmig, indem er seine großen, farblosen und verschwollenen Augen wie ein Tier verdrehte:

„Du forderst von uns Achtung, für dich — Dummkopf! Wodurch hast du sie verdient? Wer bist du? Ein Trunkenbold, der das Kapital seines Vaters vertrinkt! Ein Wilder! Du mußt darauf stolz sein, daß ich, der berühmte Künstler, der selbstlose, treue Kunstjünger, aus einer Flasche mit dir trinke! In dieser Flasche ist Sandelholz und Sirup, mit Schnupftabak vermischt, und du glaubst, daß es Portwein ist. Sie ist dein Zeugnis für den Ruf eines Wilden und eines Esels."

„Ach du Zuchthäusler!" brüllte Foma und stürzte auf den Künstler zu. Doch man packte ihn und hielt ihn fest. Indem er in den Armen der ihn festhaltenden Menschen zappelte, war er genötigt, ruhig zuzuhören, wie der Mann, der einem Schwabber glich, ihm mit seiner tiefen, wuchtigen Stimme zudonnerte:

„Du hast den Leuten vom gestohlenen Rubel ein paar Kopeken zugeworfen und hältst dich für einen Helden! Du bist ein zweifacher Dieb: du hast den Rubel gestohlen und stiehlst jetzt den Dank für die paar Kopeken. Bei mir wirst du aber nichts erreichen! Ich, der ich mein ganzes Leben der Entlarvung des Lasters gewidmet habe, stehe vor dir und sage dir dreist: du bist ein Dummkopf und ein Bettler, weil du zu reich bist! Das ist die Weisheit: alle Reichen sind Bettler. So dient der berühmte Coupletsänger Rimskij-Kanibalskij der Wahrheit!"

Foma stand jetzt ruhig zwischen den Menschen, die ihn dicht umringt hatten, und hörte gierig die Donnerrede des Coupletsängers an, die in ihm jetzt die Empfindung hervorrief, als kratze man ihm eine kranke Stelle und als werde dadurch das heftige Brennen des Schmerzes gelindert. Die Anwesenden wurden aufgeregt, die einen wollten den Redestrom

des Coupletsängers aufhalten, die andern wollten Foma fortführen. Er stieß sie schweigend von sich und lauschte, von der ätzenden Lust der Erniedrigung erfüllt, die er vor diesen Menschen fühlte. Der Schmerz, der durch die Worte des Sängers hervorgerufen wurde, liebkoste seine Seele immer heißer, und Rimskij donnerte, von der Straflosigkeit seiner Vorwürfe berauscht:

„Du glaubst, du bist der Herr über das Leben? Du bist der niedrige Sklave des Rubels."

Einem der Anwesenden stieß es laut auf, und da er mit sich unzufrieden war, schimpfte er laut nach jedem Aufstoßen:

„Zum Teufel ..."

In einem unrasierten Mann mit einem fetten Gesicht war Mitleid für Foma erwacht, oder es langweilte ihn, dieser Scene beizuwohnen, denn er sagte bittend, indem er die Arme schwenkte:

„Meine Herren! Laßt das! Das ist ungerecht! Wir sind ja alle Sünder! Alle, ohne Ausnahme. Glauben Sie mir!"

„Sprich nur!" murmelte Foma. „Sag alles! Ich werde dich nicht anrühren."

Die Spiegel an den Zwischenwänden wiederholten dieses ganze Chaos, und die widergespiegelten Menschen erschienen noch widerlicher und gemeiner, als sie in Wirklichkeit waren.

„Ich will nicht sprechen!" schrie der Coupletsänger, „ich will nicht die Perlen der Wahrheit und meines Zornes vor dich werfen ..."

Er machte einen Ruck, hob majestätisch den Kopf und ging mit tragischen Schritten zur Thür.

„Du lügst!" sagte Foma und wollte ihm folgen. „Wart! Du hast mich aufgeregt, du mußt mich auch beruhigen!"

Man packte und umringte ihn und schrie ihm etwas zu, doch er stürmte vorwärts, indem er alle umstieß. Wenn er auf seinem Weg auf faßbare Hindernisse geriet, beruhigte ihn der Kampf mit ihnen, und er vereinte alle seine vagen Gefühle zu

dem einen Streben, alles, was ihn störte, umzuwerfen. Und als er jetzt alle beiseite gestoßen und die Straße erreicht hatte, war er schon weniger erregt. Er stand auf dem Trottoir, betrachtete die Straße und dachte beschämt:

‚Wie konnte ich diesem Schwabber nur erlauben, meinen Vater einen Dieb zu schimpfen und mich zu verhöhnen?‘

Um ihn herum war es dunkel und still; der Mond schien kalt, und es wehte ein leichter, erfrischender Wind. Foma wandte das Gesicht dessen kühlem Atem zu und ging mit raschen Schritten dem Wind entgegen, indem er ängstlich um sich blickte, da er fürchtete, jemand von der Gasthausgesellschaft könnte ihm folgen; er begriff, daß er sich in den Augen aller dieser Menschen erniedrigt hatte. Er ging und dachte daran, wie weit es mit ihm gekommen war: ein Vagabund hatte ihn öffentlich gebrandmarkt, und er, der Sohn eines angesehenen Kaufmanns, hatte auf diesen Spott nichts erwidern können ...

‚Es geschieht mir recht!‘ dachte Foma schadenfroh und traurig. ‚Ich hab' es verdient! Man darf sich nicht verlieren ... man muß es verstehen. Aber andrerseits hab' ich das ja selbst gewollt ... und alle angerempelt. Jetzt muß ich's einstecken!‘

Diese Gedanken flößten ihm unsägliches Mitleid mit sich selbst ein. Von ihnen erfaßt und ernüchtert, ging er durch die Straßen und suchte immerzu nach etwas Festem, Sicherem in sich. Doch alles in ihm war vage und beengte ihm nur das Herz, ohne irgendwelche bestimmte Umrisse anzunehmen. Er kam wie in einem schweren Traum zum Fluß, setzte sich auf die Balken, die am Ufer lagen, und begann auf das stille, dunkle Wasser zu schauen, das sich fein kräuselte. Der breite, mächtige Strom floß ruhig und fast lautlos hin und trug ungeheure Lasten auf seiner Brust. Er war ganz mit schwarzen Schiffen bedeckt, die Signalfeuer und die Sterne spiegelten sich in seinem Wasser

wider; kleine, leichte Wellen liefen mit einem zärtlichen, leisen Laut ans Ufer, gerade zu Fomas Füßen. Vom Himmel wehte etwas wie Trauer herab; Foma war vom Gefühl der Einsamkeit bedrückt ...

‚Hergott!‘ dachte er und blickte wehmütig zum Himmel auf. ‚Was ich für ein Pechvogel bin ... Ich habe nichts in mir ... Gott hat mir nichts gegeben ... Warum ist es nötig, daß ich so bin? O du mein Gott!‘

Bei dem Gedanken an Gott wurde es ihm leichter, die Einsamkeit schien sich zu lindern, er atmete aus voller Brust auf und begann lautlos mit Gott zu sprechen:

‚O Gott! ... Manche Menschen verstehen auch nichts, sie meinen aber, daß sie alles wissen, und darum ist es ihnen leicht zu leben. Und ich habe keine Rechtfertigung ... Es ist jetzt Nacht ... und ich bin allein und kann nirgends hingehen ... Ich habe niemand etwas zu sagen ... ich liebe niemand. Ich habe nur den Paten, er ist aber ohne Seele. wenn du ihn durch etwas strafen wolltest! ... Er glaubt, daß es auf der Welt niemand giebt, der klüger und besser ist als er ... und du leidest das ... Und auch ich ... Wenn mir wenigstens irgend ein Unglück zustoßen würde ... wenn ich krank wäre. Ich bin aber gesund, wie von Eisen. Ich trinke, ich lebe in Schmutz ... doch mein Körper rostet nicht einmal, nur die Seele schmerzt ... O Gott! Wozu ist ein solches Leben?‘

In dem Hirn des einsamen, verirrten Menschen erstand ein schüchterner, sich auflehnender Gedanke nach dem andern; die Stille um ihn wurde immer dichter, und die Nacht wurde immer dunkler. In der Nähe des Ufers lag ein Boot vor Anker; es wiegte sich hin und her, und etwas darauf knarrte, so daß es wie Aechzen klang ...

‚Wie kann ich mich von einem solchen Leben befreien?‘ überlegte sich Foma, indem er auf das Boot blickte. ‚Was für eine Arbeit ist für mich bestimmt? Alle arbeiten ...‘

Und plötzlich überraschte ihn ein Gedanke, der ihm groß erschien.

‚Und die schwere Arbeit ist billiger als die leichte. Mancher legt sich für einen Rubel ganz in die Arbeit hinein, und ein andrer nimmt tausend Rubel mit einem Finger . . .‘

Dieser Gedanke regte ihn angenehm an: ihm schien, er habe im Leben der Menschen noch etwas Falsches, noch einen Betrug entdeckt, den sie verbargen . . . Ihm fiel einer von seinen Dampfschiffheizern, der alte Ilja ein, der für zehn Kopeken das Heizen außerhalb seiner Arbeitszeit übernahm, und an Stelle seines Kameraden acht Stunden in der Hitze arbeitete. Als er einmal von der übermäßigen Arbeit erkrankte und sich auf dem Hinterteil des Schiffes herumwälzte, fragte Foma ihn, warum er sich so zu Grunde richte, und erhielt die grobe, düstere Antwort:

„Darum, weil mir jede Kopeke nötiger ist als dir hundert Rubel . . . Darum! . . .“

Und nachdem der Alte das gesagt hatte, wandte er Foma den Rücken seines vor Krankheit brennenden Körpers zu.

Nachdem seine Gedanken bei dem Heizer verweilt hatten, umfaßten sie plötzlich und ohne Anstrengung all die kleinen Leute, die die schweren Arbeiten verrichteten. Es war seltsam, — warum lebten sie? Was für ein Vergnügen hatten sie davon, daß sie auf der Welt waren? Sie waren immer nur mit ihrer schmutzigen, schweren Arbeit beschäftigt, sie aßen schlecht, waren schlecht gekleidet und tranken. Mancher war sechzig Jahre alt und mühte sich ebenso wie die jungen Burschen ab. Und sie alle schienen Foma ein großer Haufen von Würmern zu sein, die nur darum auf der Erde herumkrabbeln, um zu essen. In seiner Erinnerung erstanden nacheinander seine Begegnungen mit diesen Menschen, ihre Reden vom Leben, die bald spöttisch und traurig, bald hoffnungslos düster waren, und ihre stöhnenden Lieder. Und gleich darauf fiel ihm ein, was Jefim

eines Tages im Comptoir zu dem Bediensteten, der die Matrosen dingte, gesagt hatte:

„Die Lopuchiner Bauern wollen in Dienst treten, gieb ihnen nicht mehr als zehn Rubel monatlich. Sie sind heuer ganz abgebrannt und sind in großer Not — sie werden auch mit zehn Rubeln einverstanden sein . . .“

Foma saß auf dem Balken und wiegte sich mit dem ganzen Körper hin und her, und aus dem Dunkel des Flusses tauchten vor ihm schweigend verschiedene menschliche Gestalten auf. Matrosen, Heizer, Commis, Kellner aus den Gasthäusern, halbbetrunkene, geschminkte Frauen und die Stammgäste der Gasthäuser. Sie schwammen wie Schatten durch die Luft, etwas Feuchtes und Salziges wehte von ihnen her, und ihr dichter, dunkler Haufen bewegte sich so leise, geräuschlos und ohne bestimmte Richtung, wie herbstliche Wolken über den Himmel gleiten. Das leise Plätschern der Wellen ergoß sich als eine traurig seufzende Musik in die Seele. In der Ferne, irgendwo auf dem andern Ufer des Flusses, brannte ein Feuer; es war von allen Seiten vom Dunkel umringt und wurde manchmal davon ganz verschlungen, und im Dunkel erzitterte dann, dem Auge kaum sichtbar, ein rötlicher Fleck. Doch auf einmal flammte das Feuer wieder auf, das Dunkel wich vor ihm zurück und man sah, wie es nach oben strebte. Und dann erlosch es plötzlich wieder . . .

‚Gott, Gott!‘ dachte Foma bange und bitter und fühlte, daß der Gram ihm immer heftiger am Herzen nagte. ‚Auch ich bin ganz allein, wie dieses Feuer . . . Ich gebe aber kein Licht, sondern nur Dunst . . . und Rauch. Wenn ich doch einem klugen Menschen begegnen könnte! Wenn ich mit jemand sprechen könnte! Es ist mir ganz unmöglich, allein zu leben . . . Ich kann nichts . . . Wenn ich einem Menschen begegnen könnte . . .‘

In der Ferne auf dem Fluß erschienen zwei große, grellrote Lichter, und hoch über ihnen ein

drittes. Dort ertönte ein dumpfes Geräusch, und etwas Schwarzes bewegte sich Foma entgegen.

‚Ein Dampfschiff kommt von unten,‘ dachte er. ‚Darauf befinden sich wohl mehr als hundert Menschen ... und ich gehe niemand von ihnen etwas an ... Alle wissen, wohin sie fahren ... Jeder hat etwas, was sein eigen ist ... jeder versteht wohl, was er braucht ... und was brauche ich? Und wer kann's mir sagen? Wo ist ein solcher Mensch?‘

Die Lichter des Dampfschiffs spiegelten sich im Fluß wider und zitterten darauf, das beleuchtete Wasser wich mit dumpfem Murren vor ihm zurück, und das Schiff schien ein ungeheurer schwarzer Fisch mit feurigen Flossen zu sein ...

Nach dieser bangen Nacht waren ein paar Tage vergangen, und Foma nahm sein früheres Leben wieder auf. Das kam zufällig und gegen seinen Willen. Er hatte schon beschlossen, sich vom Trinken zu enthalten, und ging in eines der teuren Hotels der Stadt, um dort zu Mittag zu essen, in der Hoffnung, dort niemand von den bekannten Zechgenossen zu treffen, die für ihre Gelage immer billigere und weniger anständige Lokale wählten. Doch er hatte sich geirrt: er geriet plötzlich in die freundschaftlichen Arme des Branntweinfabrikantensohnes, der Sascha zur Geliebten hatte.

Er lief auf Foma zu, umarmte ihn und lachte lustig.

„Ist das eine Begegnung! Und ich esse hier schon den dritten Tag und langweile mich in meiner Einsamkeit. Es ist kein einziger anständiger Mensch in der Stadt, so daß ich gestern sogar mit Journalisten Bekanntschaft schloß ... Sie sind nicht übel ... es ist ein lustiges Volk ... obgleich sie sich zuerst auf die Aristokraten hinausgespielt haben und mich anfauchten, doch dann waren sie alle besoffen ... Ich schwöre bei dem Kapital meines Vaters, daß es heute ebenso sein wird! Ich werde Sie mit ihnen bekannt machen ... Es ist hier ein Feuilletonschreiber, wissen Sie, jener, der Sie damals an den Pranger

geſtellt hat ... wie heißt er doch? Ein amüſanter Kerl, daß ihn der Teufel hol'! Wiſſen Sie, man ſollte ſich ſo einen zum eignen Gebrauch halten?! Man könnte ihm etwas zahlen, und ihn zum Amüſement anſtellen! Das wäre was! Ich hatte einen Coupletſänger bei mir, es war luſtig mit ihm ... Ich pflegte zu kommandieren: ‚Rimskij, gieb Couplets zum beſten!' Er fing an und man konnte vor Lachen geradezu krank werden. Schade, daß er verſchwunden iſt ... Haben Sie ſchon geſpeiſt?"

„Noch nicht ... Und was iſt mit Alexandra?" fragte Foma, der von der lauten Rede dieſes großen, ungenierten, buntgekleideten Burſchen mit dem roten Geſicht betäubt war.

„Na, wiſſen Sie," — der Fabrikantenſohn machte ein ſaures Geſicht — „dieſe Ihre Alexandra iſt ein nichtsnutziges Frauenzimmer! Sie iſt ... unheimlich ... man langweilt ſich mit ihr, daß ſie der Teufel hol'! Sie iſt kalt wie ein Froſch, brrr! Nein, ich werde ſie verabſchieden ..."

„Es iſt wahr, daß ſie kalt iſt," ſagte Foma und wurde nachdenklich ...

„Jeder Menſch muß ſeine Sache ſo gut wie nur möglich machen," ſagte der Fabrikantenſohn belehrend, „und wenn eine anſtändige Frau zur Geliebten wird, muß auch ſie ihre Pflicht möglichſt gut erfüllen. Nun, wollen wir einen Schnaps trinken?"

Sie tranken. Und ſie betranken ſich natürlich!

Gegen Abend verſammelte ſich eine große, lärmende Geſellſchaft im Hotel, und Foma, der betrunken, aber traurig und ſtill war, ſprach mit ſchwerer Zunge:

„Meine Anſicht iſt die: manche Menſchen ſind Würmer und andre ſind Spatzen. Die Kaufleute ſind die Spatzen ... Sie picken die Würmer auf. So iſt es einmal eingerichtet ... Sie ſind notwendig ... Und ich ... und ihr alle, wir ſind ohne Ziel ... Wir leben ſo, daß man uns mit nichts vergleichen und durch nichts rechtfertigen kann ... Wir ſind ganz unnötig ... Wozu ſind aber die andern und überhaupt alle da? Das muß man

verstehen ... Brüder, wir werden alle platzen, bei Gott! Und warum platzen wir? Darum ... weil lauter unnützes Zeug in uns ist ... unsre Seele ist unnütz, und unser ganzes Leben ist unnütz! Brüder, ich weine ... wozu bin ich da? Ich habe keinen Zweck! Tötet mich ... damit ich sterbe. Ich will sterben ..."

Und er weinte reichliche Thränen. Ein betrunkener, kleiner, schwarzer Mann setzte sich zu ihm, wollte ihn an etwas erinnern, küßte ihn und schrie: indem er mit dem Messer auf den Tisch schlug:

„Das ist wahr! Schweigt! Laßt euch ein kräftiges Wort sagen! Laßt die Elefanten und die Mammute des untergeordneten Lebens reden! Das nackte russische Gewissen spricht heilige Worte! Brülle Gordjejew! Brülle, so laut es geht!"

Er hängte sich wieder an Fomas Schultern, kroch ihm auf die Brust, erhob zu dessen Gesicht seinen runden, schwarzen, glatt geschorenen Kopf, der sich auf seinen Schultern unablässig nach allen Seiten hin drehte, so daß Foma sein Gesicht nicht genau sehen konnte, ihm deshalb böse war und ihn immerwährend von sich stieß, indem er gereizt schrie:

„Kriech nicht auf mich! Wo ist dein Gesicht? Fort!"

Um sie herum ertönte das betäubende Lachen der Betrunkenen; der Fabrikantensohn kam ganz außer Atem und brüllte jemand heiser zu:

„Komm zu mir! Du kriegst hundert Rubel monatlich, Mittagstisch und Wohnung! Auf Ehrenwort! Komm, pfeif auf die Zeitung ... ich zahle mehr!"

Alles wankte mit einer rhythmischen, wellenartigen Bewegung hin und her. Bald entfernten sich die Menschen von Foma, bald näherten sie sich ihm, die Zimmerdecke senkte sich, und der Fußboden hob sich, und es war Foma, als werde er zusammengepreßt und plattgedrückt. Dann hatte er ein Gefühl, als schwimme er irgendwohin durch einen unendlich breiten und stürmischen Fluß, er wankte und begann erschrocken zu schreien:

„Wohin schwimmen wir? Wo ist der Kapitän?"

Als Antwort erscholl das laute, sinnlose Lachen der betrunkenen Menschen und das gellende, widerliche Schreien des kleinen schwarzen Mannes.

„Das ist wahr! Wir sind alle ohne Segel und ohne Steuer ... Wo ist der Kapitän? Wa—as? Ha-ha-ha!“

*

Als Foma von diesem Alpdrücken erwachte, befand er sich in einem kleinen, zweifenstrigen Zimmer, und das erste, worauf seine Augen fielen, war ein vertrockneter Baum. Er stand vor dem Fenster; sein dicker Stamm mit der durchfaulten Rinde und dem morschen Innern hinderte das Licht, in das Zimmer zu dringen, die gebogenen, schwarzen, blätterlosen Zweige streckten sich traurig und kraftlos in die Luft hinaus, sie wiegten sich und knarrten leise und klagend. Es regnete, ganze Wasserströme rannen über die Fensterscheiben, man hörte, wie sie sich vom Dach auf die Erde ergossen und schluchzten. Mit diesem weinerlichen Ton vermischte sich ein andrer, es war das dünne, abgerissene, eilige Kratzen einer Feder und ein zeitweises Brummen.

Foma wandte seinen kranken, schweren Kopf mit Mühe auf dem Kissen um und erblickte den kleinen schwarzen Mann, der am Tisch saß, mit der Feder übers Papier kritzelte, beifällig mit dem runden Kopf nickte, ihn nach allen Seiten drehte, die Achseln zuckte und mit seinem ganzen kleinen Körper, der nur mit Unterhosen und einem Nachthemd bekleidet war, unermüdlich auf dem Sessel hin und her rückte, als sitze er auf etwas Heißem und könne aus irgend einem Grunde nicht aufstehen. Seine magere und dünne linke Hand rieb sich bald fest die Stirne, bald machte in der Luft unbekannte Zeichen; die nackten Füße scharrten auf dem Fußboden herum, auf dem Hals schlug eine Ader, und selbst die Ohren bewegten sich. Wenn sein Gesicht sich Foma zuwandte, sah dieser seine dünnen Lippen, die etwas flüsterten, die spitze Nase, die sich auf das dünne Schnurrbärtchen herabsenkte, und dieses Schnurr-

bärtchen, das jedesmal, wenn das Männchen lächelte, in die Höhe sprang. Sein Gesicht war gelb, verschwollen und runzlig, und die schwarzen, lebhaften, glänzenden Augen schienen nicht dazu zu gehören.

Als Foma müde ward ihn anzublicken, begannen seine Augen langsam durch das Zimmer zu gleiten. An den großen Nägeln, die in die Wände geschlagen waren, hingen Zeitungsbündel, so daß die Wände mit Geschwulsten bedeckt zu sein schienen. Die Zimmerdecke war mit weißem Papier beklebt, das Blasen bildete, stellenweise geplatzt war, abstand und in schmutzigen Fetzen herabhing; auf dem Fußboden lagen Kleider, Stiefel, Bücher und zerrissenes Papier herum. Das ganze Zimmer machte den Eindruck, als sei es mit siedendem Wasser abgebrüht worden.

Das Männchen warf die Feder fort, neigte sich über den Tisch, trommelte mit den Fingern auf dessen Rand und sang leise mit schwacher Stimme:

„Schlage die Trommel und fürchte dich nicht,
Und küsse die Marketenderin!
Das ist die ganze Wissenschaft,
Das ist der Bücher tiefster Sinn."

Foma seufzte schwer auf und sagte:

„Ach ... wenn ich Selters bekommen könnte ... geht das nicht?"

„Ah!" rief das Männchen aus, sprang vom Sessel auf und eilte zum breiten Wachstuchdiwan, auf dem Foma lag. „Guten Tag, Kamerad! Selters? Das geht! Mit Cognac oder nur so?"

„Lieber mit Cognac ..." sagte Foma, drückte die trockene, heiße Hand, die sich ihm entgegenstreckte, und blickte dem Männchen fest ins Gesicht.

„Jegorowna!" schrie dieser zur Thür hinaus und fragte, indem er sich zu Foma wandte: „Erkennst du mich nicht, Foma Ignatjitsch?"

„Ich erinnere mich, daß ich dir irgendwo begegnet bin ..."

„Diese Begegnung dauerte vier Jahre ... es ist aber lange her! Ich bin Jeschow ..."

„O Gott!“ rief Foma erstaunt aus und richtete sich auf dem Diwan auf. „Du bist es?“

„Ja, Bruder, ich selbst glaube manchmal nicht daran, doch eine greifbare Thatsache ist etwas, wovon der Zweifel wie ein Gummiball vom Eisen zurückprallt.“

Jeschows Gesicht verzerrte sich komisch, und seine Hände begannen plötzlich die Brust zu befühlen.

„So etwas!“ sagte Foma gedehnt. „Bist du aber gealtert! Wie alt bist du denn?“

„Dreißig Jahre . . .“

„Man könnte glauben, daß es fünfzig wären . . . Du bist dürr und gelb. Dein Leben ist wohl nicht süß? Und du trinkst auch . . .“

Foma that es leid, den lustigen, aufgeweckten Schulkameraden so abgelebt und in diesem Loch zu sehen, das wie von Brandwunden verschwollen aussah. Er blickte ihn an, blinzelte traurig und sah, daß Jeschows Gesicht immer zuckte und daß seine Augen gereizt flammten. Jeschow begann eine Flasche mit Selters zu entkorken, schwieg, während er damit beschäftigt war, preßte die Flasche zwischen den Knieen zusammen und strengte sich vergebens an, den Pfropfen herauszuziehen. Auch seine Kraftlosigkeit rührte Foma.

„Ja—a, das Leben hat dich abgenagt. Und du hast ja studiert. Auch die Wissenschaft scheint dem Menschen wenig zu helfen,“ sagte Gordjejew sinnend.

„Trink!“ sagte Jeschow, der vor Müdigkeit ganz blaß war und ihm das Glas reichte. Dann rieb er sich die Stirn, setzte sich zu Foma auf den Diwan und sagte:

„Laß die Wissenschaft in Ruh'! Die Wissenschaft ist ein göttliches Getränk . . . aber vorläufig ist es noch nicht ausgegärt und für den Gebrauch nicht reif, wie der Branntwein, der vom Fusel noch nicht gereinigt ist, die Wissenschaft ist noch nicht reif, glücklich zu machen . . . und die Menschen, die davon kosten, bekommen nur Kopfweh, wie wir beide. Warum trinkst du denn so unvorsichtig?“

„Ich? . . . Was soll ich sonst thun?“ fragte Foma lächelnd.

Jeschow blickte Foma mit forschenden Augen an und sagte:

„Wenn ich deine Frage mit dem, was du gestern abend geschwatzt hast, in Verbindung bringe, fühle ich mit meiner leidenden Seele, daß du, Freund, dich auch nicht vor allzu großer Freude amüsierst.“

„Ach,“ seufzte Foma schwer und erhob sich vom Diwan. „Was führe ich für ein Leben? Es ist etwas ganz Sinnloses . . . Ich lebe allein . . . verstehe nichts . . . und will doch etwas . . . ich möchte am liebsten alles anspucken und irgendwohin versinken! Könnte ich fliehen . . . Mir ist so bange!“

„Das ist interessant,“ sagte Jeschow, rieb sich die Hände und drehte sich nach allen Seiten hin. „Das ist interessant, wenn es wahr und tief ist, denn es beweist, daß der heilige Geist der Unzufriedenheit mit dem Leben schon in die Schlafzimmer der Kaufleute gedrungen ist, in die Totenkammern der Seelen, die in den fetten Schtschi, in Seen von Thee und andern Flüssigkeiten ertrunken sind. Erzähle mir alles der Reihe nach. Dann werde ich einen Roman schreiben, Bruder.“

„Man hat mir gesagt, daß du auch so schon etwas über mich geschrieben hast?“ fragte Foma neugierig und blickte den alten Kameraden nochmals aufmerksam an, ohne zu begreifen, was er, der so armselig aussah, schreiben konnte.

„Ja, ich habe über dich geschrieben! Hast du's gelesen?“

„Nein, ich habe keine Gelegenheit gehabt.“

„Was hat man dir denn gesagt?“

„Daß du mich tüchtig beschimpft hast.“

„Hm! Und interessiert es dich nicht, es selbst zu lesen?“ fragte Jeschow, indem er Foma unablässig beobachtete.

„Ich werde es lesen,“ sagte Foma ermutigend, da es ihm schien, daß Jeschow durch ein solches Verhalten seinen Schreibereien gegenüber verletzt sei.

„Es ist auch wirklich interessant, wenn du über mich geschrieben hast," fügte er hinzu und lächelte den Kameraden gutmütig an.

Doch als er das sagte, empfand er gar kein Interesse und sprach nur aus Mitleid mit Jeschow so. Er war jetzt von etwas anderm in Anspruch genommen: er wollte wissen, was für ein Mensch Jeschow war, und warum er so abgeschunden aussah.

Diese Begegnung rief in ihm ein stilles, gutes Gefühl hervor, das sich an die Kindheitserinnerungen knüpfte; diese Erinnerungen flimmerten jetzt durch sein Gedächtnis, wie kleine, bescheidene Lichter, die ihm aus der Ferne der Vergessenheit schon leuchteten.

Jeschow trat zum Tisch, auf dem schon der kochende Samowar stand, schenkte schweigend zwei Gläser voll Thee ein, der dunkel wie Teer war, und sagte zu Foma:

„Trink Thee und erzähl mir von dir."

„Ich habe nichts zu erzählen ... ich habe nichts vom Leben gesehen ... mein Leben ist leer! Erzähle mir lieber von dir. Du wirst jedenfalls mehr wissen als ich."

Jeschow wurde nachdenklich, hörte aber dabei nicht auf, den ganzen Körper und den Kopf hin und her zu wenden. Beim Denken blieb nur sein Gesicht unbeweglich, alle Runzeln darauf sammelten sich um seine Augen und umringten sie wie mit Strahlen, so daß die Augen tiefer zu liegen schienen.

„Ja, Bruder, ich habe mancherlei gesehen und weiß vieles," begann er und schüttelte den Kopf. „Ich weiß vielleicht mehr, als ich wissen sollte, und mehr wissen als notwendig ist, schadet dem Menschen ebensosehr, wie das Nichtwissen dessen, was notwendig ist. Soll ich dir erzählen, wie ich gelebt habe? Das kann ich, das heißt, ich will es versuchen. Ich habe nie jemand von mir erzählt ... denn ich habe niemand Interesse eingeflößt. Es ist zu kränkend, auf der Welt zu leben, wenn man in den Menschen kein Interesse hervorruft!"

„Ich sehe schon an deinem Gesicht und an allem, daß es dir nicht gut gegangen ist," sagte Foma, und der Umstand, daß, wie es sich zeigte, auch das Leben des Kameraden nicht allzu rosig war, rief in ihm ein angenehmes Gefühl hervor.

Jeschow trank seinen Thee auf einen Zug aus, stellte das Glas auf die Untertasse, stemmte seine Füße gegen den Rand des Sessels, umfaßte die Kniee mit den Händen und stützte sein Kinn darauf. In dieser Pose, in der er klein und biegsam wie Gummi erschien, begann er:

„Der Student Satschkow, mein früherer Lehrer, der jetzt Doktor der Medizin und dabei ein Kartenspieler und ein gemeiner Kerl ist, pflegte zu sagen, wenn ich meine Aufgaben gut wußte: ‚Kolja ist ein Hauptkerl! Du bist ein begabter Knabe. Wir Proletarier müssen auf den Hintertreppen des Lebens lernen, und wir lernen, um alle andern zu überholen. Rußland braucht kluge, ehrliche Menschen; bestrebe dich, so zu werden, dann wirst du der Herr über dein Schicksal und ein nützliches Mitglied der Gesellschaft sein. Auf uns Proletariern ruhen jetzt die besten Hoffnungen des Landes, wir sind dazu berufen, Licht und Wahrheit hineinzutragen . . .' und so weiter. Ich glaubte diesem Rindvieh. Und seit der Zeit sind etwa zwanzig Jahre vergangen — wir Proletarier sind groß geworden, haben uns aber keine Klugheit angeeignet und haben kein Licht ins Leben gebracht. Rußland leidet wie bisher an seiner chronischen Krankheit, dem Ueberschuß an Schuften, und wir Proletarier vermehren mit Vergnügen deren dichte Scharen. Ich wiederhole, mein Lehrer ist ein Speichellecker, ein charakterloses und stummes Geschöpf, dem der Bürgermeister zu befehlen hat . . . und ich bin ein Bajazzo, der der Gesellschaft dient. Ich werde hier in der Stadt vom Ruhm verfolgt, mein Lieber. Wenn ich über die Straße gehe, höre ich, wie ein Droschkenkutscher dem andern sagt: ‚Da geht Jeschow! Er versteht es von Grund aus, die Menschen anzubellen, — daß

ihn der Kuckuck hol'!' Ja—a! Auch das muß man erreichen können."

Jeschows Gesicht verzerrte sich zu einer beißenden Grimasse, und er lachte lautlos, nur mit den Lippen. Seine Worte waren Foma unverständlich, und er bemerkte aufs Geratewohl, nur um etwas zu sagen:

„Du bist also nicht dorthin geraten, wohin du gezielt hast?"

„Ja, ich glaubte, ich würde mehr in die Höhe schießen. Es wäre auch so. Ich sage, ich wäre in die Höhe gekommen!"

Er sprang vom Sessel auf und begann im Zimmer herumzurennen, indem er schnell und quietschend ausrief:

„Man braucht Riesenkräfte, um sich im Leben ganz zu erhalten und darin ein freier Mensch zu sein! Ich habe welche gehabt, ich habe Elasticität und Geschicklichkeit gehabt . . . das alles habe ich aufgezehrt, um etwas zu lernen, was ich jetzt gar nicht verwenden kann; ich habe mich ganz aufgebraucht, um etwas in mir zu erhalten. O, zum Teufel! Ich selbst und viele andre mit mir . . . wir alle haben uns ausgeplündert, um für das Leben etwas aufzusparen. Denke dir, um aus mir einen wertvollen Menschen zu machen, habe ich meine Person auf jede mögliche Weise entwertet. Um lernen zu können und nicht vor Hunger zu sterben, habe ich im Laufe von sechs Jahren Reichen das Lesen und Schreiben beigebracht, und habe von seiten der diversen Papas und Mamas, die mich rücksichtslos erniedrigten, eine ungeheure Menge von Niederträchtigkeiten zu ertragen gehabt. Wenn ich genug verdient hatte, um Brot und Thee zu kaufen, hatte ich keine Zeit mehr, so viel zu verdienen, um mir Stiefel anschaffen zu können, und mußte mich an Wohlthätigkeitsvereine mit der Bitte wenden, mir in Anbetracht meiner Armut ein Almosen zu geben . . . Wenn die Wohlthäter nur nachrechnen könnten, wieviel Geist sie im Menschen töten, indem sie das Leben seines Körpers unterhalten!

Wenn sie wüßten, daß in jedem Rubel, den sie für Brot geben, für neunundneunzig Kopeken Gift für die Seele enthalten ist! Wenn sie doch vor Ueberschuß an Güte und Stolz, den sie aus ihrer geheiligten Thätigkeit schöpfen, platzen würden! Es giebt auf der Erde keinen Menschen, der widerlicher und abstoßender wäre, als derjenige, der Almosen giebt, wie es auch niemand giebt, der unglücklicher wäre, als derjenige, der es annimmt!"

Jeschow wankte gleich einem Trunkenen, der vom Wahnsinn umfangen ist, durch das Zimmer, und das Papier raschelte unter seinen Füßen, wurde in Stücke gerissen und flog in Fetzen auf. Er knirschte mit den Zähnen und bewegte den Kopf hin und her, seine Arme hingen wie die geknickten Flügel eines Vogels herab und er schien in einem Kessel voll siedenden Wassers zu kochen. Foma blickte ihn mit einem seltsamen, zwiespältigen Gefühl an: Jeschow that ihm leid, und es war ihm angenehm zu sehen, wie er sich quälte.

‚Nicht nur mir geht es schlecht, sondern auch ihm,' dachte Foma, während Jeschow sprach. In Jeschows Kehle klirrte etwas wie zerschlagenes Glas, und sie quietschte wie eine ungeschmierte Thürangel.

„Von der Güte der Menschen vergiftet, bin ich durch die verhängnisvolle Fähigkeit aller Armen, die Carriere machen, zu Grunde gegangen, — durch die Fähigkeit, in Erwartung an etwas Großem mit Geringem vorlieb zu nehmen. O, weißt du, durch den Mangel an Selbstschätzung gehen mehr Menschen zu Grunde als durch die Schwindsucht, und deshalb sind Menschen, die vielleicht die Führer der Massen sein könnten, als Polizeikommissäre angestellt!"

„Laß die Polizeikommissäre in Ruh'!" sagte Foma. „Erzähle mir von dir."

„Von mir? Da bin ich!" rief Jeschow aus, indem er in der Mitte des Zimmers stehen blieb und sich mit den Händen an die Brust schlug. „Ich habe schon alles vollbracht, was ich konnte . . . ich

habe die Stufe eines Beluſtigers des Publikums erreicht, ſonſt kann ich nichts! Wenn man weiß, was man thun muß, es aber nicht kann, und für ſeine Sache keine Kraft hat, dann erleidet man unſägliche Qualen!“

„Warte einmal!“ ſagte Foma mit plötzlichem Intereſſe. „Sage, was muß man denn thun, um ruhig zu leben, das heißt, um mit ſich zufrieden zu ſein?“

„Man muß unruhig leben, und ſelbſt die Möglichkeit, mit ſich zufrieden zu ſein, wie eine ſchlimme Krankheit meiden!“

Für Foma klangen dieſe Worte laut, aber leer, und ſie verhallten, ohne auch nur ein einziges Gefühl in ſeinem Herzen aufzurütteln und einen einzigen Gedanken in ſeinem Kopf aufkeimen zu machen.

„Man muß immer in etwas Unerreichbares verliebt ſein. Der Menſch wächſt, weil er ſich in die Höhe reckt.“

Jetzt, als Jeſchow von ſich zu erzählen aufgehört hatte, ſprach er in einem andern, ruhigeren Ton. Seine Stimme klang feſt und beſtimmt, und das Geſicht nahm einen wichtigen, ſtrengen Ausdruck an. Er ſtand mitten im Zimmer, hatte die Hand mit dem vorgeſtreckten Finger erhoben und ſprach, als läſe er:

„Die Menſchen ſind gemein, weil ſie zur Sattheit ſtreben. Ein ſatter Menſch iſt ein Tier, denn die Sattheit iſt die Selbſtzufriedenheit des Körpers. auch die Selbſtzufriedenheit des Geiſtes macht den Menſchen zum Tier.“

Er zuckte zuſammen, als ſpannten ſich plötzlich alle ſeine Sehnen und Muskeln an, und begann wieder in höchſter Erregung durch das Zimmer zu rennen.

„Ein ſelbſtzufriedener Menſch iſt eine verhärtete Geſchwulſt auf der Bruſt der Geſellſchaft . . . das iſt mein verhaßteſter Feind! Er ſtopft ſich mit Wahrheiten voll, die keinen Groſchen wert ſind, mit

abgenagten Weisheitssetzen, und gleicht einer Kammer, in der die geizige Hausfrau allerlei Kram aufbewahrt, den sie gar nicht brauchen kann. Wenn man einen solchen Menschen anrührt, wenn man die Thür öffnet, die in ihn hineinführt, weht einem der Gestank der Verwesung entgegen, und in die Luft, die man einatmet, ergießt sich ein muffiger Hauch. Diese Unglücklichen nennen sich charakterfeste Menschen, Menschen der Ueberzeugung und des Prinzips ... und niemand will sehen, daß ihre Ueberzeugungen nur Kleider sind, mit denen sie die bettlerhafte Nacktheit ihrer Seelen bedecken. Auf der engen Stirn dieser Menschen leuchtet stets die allen sichtbare Aufschrift: ‚Ruhe und Sicherheit!' Die Aufschrift ist aber falsch. Reibe die Stirn mit fester Hand ab, und du wirst das wahre Schild sehen, auf dem Stumpfsinn und Engherzigkeit abgebildet sind!"

Foma sah, wie Jeschow im Zimmer herumrannte, und dachte traurig:

‚Wen schimpft er? Das ist unverständlich. Man hat ihn wohl sehr verletzt, das sieht man ...'

„Wie viel solche Menschen habe ich gesehen!" rief Jeschow zornig und entsetzt aus. „Wie diese kleinen Läden sich im Leben vermehrt haben! Man findet darin Leinen für Totenhemden, Teer, Kandiszucker und Borax für die Vertilgung der Schaben, — man findet aber nichts Frisches, Warmes, nichts Gesundes darin! Man kommt mit kranker Seele, von der Einsamkeit ermattet hin, man kommt mit der Sehnsucht, etwas Lebendiges zu hören ... Sie bieten einem etwas zum Wiederkäuen an, — das sind die von ihnen durchkauten, vor Alter sauer gewordenen Gedanken. Und diese trockenen, harten Gedanken sind immer so armselig, daß eine ungeheure Menge von lauten und leeren Worten erforderlich ist, um sie auszudrücken. Wenn ein solcher Mensch spricht, kommt er mir vor wie eine satte, aber an Bauchschlag leidende Stute, die, mit Schellen behängt, eine Fuhre Mist aus der Stadt

fährt, und — die Unglückliche! — mit ihrem Schicksal zufrieden ist."

„Es sind also auch überflüssige Menschen," sagte Foma.

Jeschow blieb ihm gegenüber stehen und sagte mit einem beißenden Lächeln auf den Lippen:

„Nein, sie sind nicht überflüssig, o nein! Sie sind da, um als Beispiel zu dienen und um den Menschen zu zeigen, wie sie nicht sein sollen. Eigentlich ist ihr Platz in den anatomischen Museen, dort, wo verschiedene Mißgeburten und allerlei krankhafte Abweichungen vom Normalen aufbewahrt werden. Im Leben giebt es nichts Ueberflüssiges, mein Lieber ... sogar ich bin darin notwendig! Nur diejenigen Menschen, in deren Seelen sklavische Feigheit vor dem Leben wohnt, die in ihrer Brust an der Stelle des toten Herzens das ungeheure Geschwür der ekelhaftesten Selbstanbetung tragen, nur die sind überflüssig ... doch auch sie sind nötig, und sei es nur, damit ich meinen Haß auf sie ergießen kann."

Jeschow sprach den ganzen Tag bis zum Abend, und bespie die ihm verhaßten Menschen mit seinem Tadel. Seine Reden steckten Foma mit ihrem zornigen Eifer an und riefen in ihm Kampflust hervor, obgleich ihr Sinn ihm dunkel war. Manchmal flammte in ihm das Gefühl des Mißtrauens gegen Jeschow auf, und in einem dieser Augenblicke fragte er ihn geradeheraus:

„Nun ... und sagst du das den Menschen ins Gesicht?"

„Bei jeder Gelegenheit ... Und jeden Sonntag in der Zeitung ... Soll ich es dir vorlesen?"

Ohne Fomas Antwort abzuwarten, riß er ein paar Zeitungsblätter von der Wand und begann ihm daraus vorzulesen, indem er wieder im Zimmer herumrannte. Er brüllte, quietschte, lachte, fletschte die Zähne und glich einem bösen Hund, der in machtlosem Zorn an seiner Kette zerrt. Ohne die Gedanken in den Aufsätzen seines Kameraden zu

verstehen, fühlte Foma ihren Mut, den giftigen Spott, den leidenschaftlichen Zorn, und das war ihm so angenehm wie ein heißes Dampfbad.

„Das ist geschickt!“ rief er aus, indem er irgend einen einzelnen Satz auffing. „Das ist gut gezielt!“

Er hörte ununterbrochen die Namen der bekannten Kaufleute und der angesehenen Stadtbürger, die Jeschow bald dreist und scharf angriff, bald ehrerbietig mit einem nadelfeinen Stachel verwundete.

Fomas Beifall, seine vor Vergnügen leuchtenden Augen und sein erregtes Gesicht spornten Jeschow noch mehr an, und er heulte und brüllte immer lauter; bald sank er ermattet auf den Diwan, bald sprang er wieder auf und lief an Foma heran.

„Nun lies einmal von mir vor!“ rief Foma aus, der noch immer nicht genug hatte.

Jeschow stöberte in einem Zeitungshaufen herum, riß ein Blatt heraus, nahm es in beide Hände und blieb mit weit voneinander gespreizten Beinen vor Foma stehen, während dieser sich in einen Sessel mit durchgedrücktem Sitz zurücklehnte und lächelnd zuhörte.

Die Notiz über Foma begann mit der Beschreibung des Gelages auf den Flößen, und Foma fühlte beim Zuhören, daß einzelne Worte ihn wie Mücken stachen. Sein Gesicht wurde ernster, er senkte den Kopf und schwieg düster. Es kamen immer mehr Mücken ...

„Du bist schon ganz außer Rand und Band geraten!“ sagte er endlich verlegen und unzufrieden. „Durch die Verleumdung der Menschen erweist du Gott keinen Gefallen.“

„Schweig! Warte!“ rief ihm Jeschow kurz zu und las weiter.

Nachdem Jeschow in seinem Artikel festgestellt hatte, daß der Kaufmann im Anstiften von Schändlichkeiten und Skandalen unstreitig den Vertretern der andern Stände überlegen ist, fragte er, warum das so sei, und antwortete:

„Mir scheint, daß diese Vorliebe für wilde Streiche ebensosehr aus dem Mangel an Kultur entsteht, wie sie durch den Ueberschuß an Energie und Nichtsthun bedingt ist. Es kann nicht bezweifelt werden, daß unsre Kaufmannschaft — mit geringen Ausnahmen — der gesündeste und zugleich der unthätigste Stand ist . . ."

„Das stimmt!" rief Foma aus und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Das ist so! Ich habe so viel Kräfte wie ein Stier und so viel Arbeit wie ein Sperling."

„Worauf soll denn der Kaufmann seine Energie verwenden? Auf der Börse kann er nicht viel davon verbrauchen, und er vergeudet den Ueberschuß an Muskelkapital bei den Gelagen in den Schenken, ohne eine Vorstellung von einer andern, produktiveren und für das Leben wertvolleren Anwendung der Kraft zu haben. Er ist noch ein Tier, das Leben ist ihm schon zum Käfig geworden, und es ist ihm, bei seiner Gesundheit und bei seiner Zügellosigkeit, zu eng darin. Von der Kultur eingezwängt, können sie sich nicht davon abhalten lassen, ab und zu über den Strang zu hauen. Die Ausschweifung der Kaufmannschaft ist immer die Revolte eines gefangenen Tieres. Das ist natürlich schlimm. Aber ach! es wird noch schlimmer, wenn dieses Tier zu seiner Kraft noch ein wenig Vernunft hinzufügt und sie einer Disciplin unterwirft! Glauben Sie mir, er wird auch dann nicht aufhören, Skandale anzustiften, das werden aber schon Geschichtsereignisse sein. Gott behüte uns vor solchen Ereignissen! Denn sie werden aus dem Streben des Kaufmanns nach Macht entspringen, sie werden die Allmacht dieses Standes zum Ziel haben, und der Kaufmann wird bei der Wahl der Mittel zur Erreichung dieses Zieles keine Rücksicht nehmen."

„Nun, was sagst du, stimmt das?" fragte Jeschow, als er die Zeitung zu Ende gelesen hatte und sie beiseite warf.

„Ich verstehe das Ende nicht," erwiderte Foma.

„Aber das von der Kraft ist richtig. Worauf soll ich meine Kraft verwenden, wenn niemand sie beansprucht! Ich sollte ... mit Räubern kämpfen oder selbst ein Räuber sein ... überhaupt irgend etwas ... Großes thun. Und das müßte nicht mit dem Kopf, sondern mit den Armen und der Brust geschehen. Und dabei soll man an die Börse gehen und zusehen, daß man einen Rubel gewinnt. Und wozu braucht man ihn? Und wie ist es denn eigentlich? Ist denn das Leben für alle Zeiten so eingerichtet? Was ist das für ein Leben, wenn alle stöhnen und es allen darin eng ist? Das Leben muß doch nach dem Geschmack der Menschen sein. Wenn es mir enge ist, muß ich es ausdehnen, damit darin mehr Raum ist. Man muß es also niederreißen und umbauen. Aber wie? Das ist eben der Haken für mich. Was muß man thun, damit das Leben freier wird? Ich verstehe das nicht und stehe hier am Ende."

„Ja—a!" sagte Jeschow. „So weit bist du also gekommen! Das ist recht, Bruder! Ach, du solltest etwas lernen! Wie steht's bei dir mit den Büchern? Liest du etwas?"

„Nein, ich liebe das nicht ... ich lese nicht."

„Darum liebst du es auch nicht, weil du nicht liest."

„Ich fürchte mich sogar zu lesen ... Ich kenne hier jemand ... für sie ist das Lesen schlimmer als das Trinken für den Säufer! Und was hat man von den Büchern? Jemand denkt sich etwas aus und läßt es drucken, und die andern lesen es. Wenn es interessant ist, dann ist es gut. Daß man aber aus den Büchern lernt, wie man zu leben hat, das ist schon etwas ganz Sinnloses. Das hat ja ein Mensch und nicht Gott geschrieben, und was für Gesetze und Beispiele kann denn der Mensch selbst für sich feststellen?"

„Und die Heilige Schrift? Die ist ja auch von Menschen geschrieben."

„Das waren die Apostel ... Jetzt giebt es so etwas nicht."

„Gut — die Widerlegung ist triftig! Es stimmt, Bruder, es giebt keine Apostel. Nur die Judasse sind übrig geblieben, und auch die sind armselig.“

Foma fühlte sich sehr wohl, da er sah, daß Jeschow ihm aufmerksam zuhörte und jedes Wort, das er sagte, abzuwägen schien. Da Foma sich zum erstenmal im Leben so behandelt sah, teilte er seinem Kameraden seine Gedanken frei mit, ohne nach Worten zu suchen, denn er fühlte, jener würde ihn verstehen, weil er ihn verstehen wollte.

„Du bist wirklich ein interessanter Bursche,“ sagte Jeschow zwei Tage nach ihrer Begegnung zu ihm. „Und obgleich du schwer sprechen kannst, fühlt man in dir doch vieles, vor allem einen großen Mut des Herzens. Wenn du nur ein wenig Kenntnis von den Einrichtungen des Lebens hättest! Dann würdest du, glaube ich, recht laut sprechen ... ja—a!“

„Man kann sich aber doch mit Worten nicht reinigen ... und nicht befreien,“ bemerkte Foma seufzend. „Du hast einmal von den Menschen gesprochen, die heucheln, daß sie alles wissen und können. Ich kenne auch solche Menschen ... zum Beispiel mein Pate ... gegen die sollte man kämpfen ... sie der Lüge überführen. Sie sind ein recht schädliches Volk!“

„Ich kann mir nicht vorstellen, Foma, wie du leben kannst, wenn du das beibehältst, was du jetzt in dir trägst,“ sagte Jeschow nachdenklich.

„Es ist mir schwer zu leben ... Ich habe keine Ausdauer in mir ... Im Augenblick könnte ich schon etwas thun ... Ich verstehe sehr gut, daß das Leben allen schwer und eng ist, und daß auch der Pate sich dessen bewußt ist — ich weiß es! Doch er zieht daraus Nutzen. Er fühlt sich wohl in der Enge; er ist wie eine scharfe Nadel und kann überall durchdringen, wohin er will. Und ich bin ein großer, schwerer Mensch ... darum ersticke ich! Darum lebe ich auch wie gefesselt. Ich könnte mich ja mit einem Schlag frei machen: ich müßte meinen Körper nur

ordentlich ausstrecken ... dann wären alle Fesseln gesprengt!“

„Und was dann?“ fragte Jeschow.

„Dann?“ Foma sann nach und machte dann eine Geste der Resignation. „Ich weiß nicht, was dann wird ... das werde ich schon sehen!“

„Wir wollen sehen,“ stimmte Jeschow zu.

Dieser kleine, vom Leben zerschundene Mann war ein Säufer. Sein Tag begann damit, daß er des Morgens beim Thee die Lokalblätter überflog und dabei aus den Notizen der Berichterstatter das Material für sein Feuilleton schöpfte, das er gleich am Rande des Tisches abfaßte. Dann eilte er in die Redaktion und stellte dort aus den Ausschnitten auswärtiger Zeitungen die „Bilder aus der Provinz“ zusammen. Am Freitag mußte er das Sonntagsfeuilleton schreiben. Für alles das zahlte man ihm monatich hundertfünfundzwanzig Rubel; er arbeitete rasch und widmete seine ganze freie Zeit „der Besichtigung und dem Studium der Wohlfahrtseinrichtungen“, wie er es nannte. Er irrte zusammen mit Foma bis tief in die Nacht in den Klubs, Hotels und Gasthäusern herum und schöpfte überall Stoff für seine Aufsätze, die er „Bürsten zur Reinigung des gesellschaftlichen Gewissens“ betitelte. Den Zensor nannte er den „Ueberwacher der Verbreitung der Wahrheit und Gerechtigkeit im Leben“, die Zeitung hieß „die Kupplerin“, die „die Bekanntschaft des Lesers mit den schädlichen ‚Ideen‘ vermittelt“, und seine Mitarbeiterschaft daran bezeichnete er als „den Detailverkauf der Seele“ und als „das Unterfangen, sich gegen die göttlichen Einrichtungen aufzulehnen“. Foma konnte schwer unterscheiden, wann Jeschow scherzte und wann er ernsthaft sprach. Er sprach über alles eifrig und leidenschaftlich und griff alles scharf an. Das gefiel Foma. Aber oft, wenn er die Rede voll Begeisterung begonnen hatte, widerlegte er ebenso leidenschaftlich seine eignen Worte und schlug sich selbst oder schloß mit irgend einer

komiſchen Wendung. Es ſchien dann Foma, dieſer Menſch habe nichts, was er liebte, was tief in ihm ſäße und ihn beherrſchte. Nur über ſich ſelbſt ſprach er mit einer ganz beſonderen Stimme, und je eifriger er von ſich ſprach, deſto ſchonungsloſer und boshafter ſchimpfte er über alle und über alles. Auch ſeine Beziehungen zu Foma waren zwieſpältig — manchmal ermutigte er ihn und ſagte zu ihm, am ganzen Körper bebend:

„Nur los! Widerlege und ſtürze alles, was du kannſt! Stoße mit der ganzen Bruſt nach vorwärts! Es giebt nichts, was mehr Wert hätte als der Menſch, wiſſe das! Schreie mit aller Kraft: ‚Freiheit! Freiheit!‘“

Und wenn Foma, von den brennenden Funken ſeiner Worte entzündet, davon zu träumen begann, wie er damit beginnen würde, jene Menſchen zu widerlegen und zu ſtürzen, die ihres Vorteils wegen das Leben nicht erweitern wollen, unterbrach Jeſchow ihn oft:

„Laß das! Du kannſt nichts! Solche Menſchen wie du kann man nicht gebrauchen. Eure Zeit, — die Zeit derer, die ſtark, aber nicht klug ſind, iſt vorüber, Bruder! Du haſt dich verſpätet. Du haſt keinen Platz im Leben!“

„Keinen Platz? Du lügſt!“ ſchrie Foma auf, vom Widerſpruch gereizt.

„Nun, was kannſt du?“

„Ich?“

„Ja, du!“

„Ich werde dich zum Beiſpiel totſchlagen.“

„Ach, du Narr!“ ſagte Jeſchow überzeugt und bedauernd und zuckte die Achſeln. „Iſt denn das etwas Rechtes? Ich bin ſo wie ſo ſchon halb tot vor Wunden.“

Und dann flammte er in verzweifelter Bosheit auf, zuckte zuſammen und ſagte:

„Mein Schickſal hat mich zu kurz kommen laſſen! Warum habe ich mich erniedrigt, indem ich das Almoſen der Menſchen annahm, warum habe ich

zwölf Jahre nacheinander wie eine Maschine gearbeitet? Um zu lernen. Warum habe ich zwölf Jahre lang im Gymnasium und auf der Universität rastlos den trockenen, langweiligen, für mich ganz unbrauchbaren Schund und das von Widersprüchen erfüllte Zeug geschluckt? Um Feuilletonist zu werden, um tagaus, tagein Possen zu treiben, das Publikum zu amüsieren und mich selbst zu überzeugen zu suchen, daß das notwendig und nützlich sei. Wo ist das Schießpulver meiner Jugend? Ich habe die ganze Ladung meiner Seele verschossen, den Schuß für drei Kopeken. Was für einen Glauben habe ich mir angeeignet? Nur den Glauben daran, daß nichts in diesem Leben etwas taugt, daß alles zerstört und vernichtet werden muß. Was liebe ich? Mich selbst, und ich fühle, daß der Gegenstand meiner Liebe ihrer unwürdig ist. Was kann ich thun?"

Er weinte fast und betastete mit seinen dünnen, schwachen Händen seine Brust und seinen Hals.

Aber manchmal kam ein Andrang von Lebensmut über ihn, und er sprach in einem andern Ton:

„Was mich anbelangt, so ist mein Lied noch nicht zu Ende! Meine Brust hat vieles eingesaugt, und ich werde wie eine Peitsche durch die Luft sausen! Warte, ich werde die Zeitung beiseite schieben, werde etwas Ernstes beginnen und ein kleines Buch schreiben ... Ich werde es ‚Die Seelenmesse' nennen. Es giebt ein solches Gebet, das man den Sterbenden vorliest. Und diese Gesellschaft, die vom Fluch der inneren Kraftlosigkeit getroffen ist, wird vor dem Tode mein Buch wie Weihrauch aufnehmen."

Foma verschlang jedes Wort, beobachtete ihn, verglich seine Reden und sah, daß Jeschow ein ebenso schwacher und verirrter Mensch war, wie er selbst. Aber Jeschows Stimmung steckte Foma noch immer an, seine Worte bereicherten seine Sprache, und manchmal bemerkte er mit freudigem Erstaunen, wie gewandt und mächtig er den einen oder andern Gedanken ausdrückte.

Manchmal traf er bei Jeschow seltsame Menschen,

die, wie es ihm ſchien, alles wußten, alles begriffen, allem widerſprachen und überall Betrug und Falſchheit ſahen. Er beobachtete ſie ſchweigend und lauſchte ihren Worten; ihre Keckheit gefiel ihm, doch etwas Herablaſſendes, Stolzes in ihrem Verhalten ihm gegenüber beengte ihn und ſtieß ihn ab. Außerdem fiel es ihm ſehr auf, daß in Jeſchows Zimmer alle klüger und beſſer waren als auf der Straße und in den Hotels. Sie hatten beſondere Geſpräche, die ſie im Zimmer führten, beſondere Worte und Geſten, die außerhalb des Zimmers durch das Gewöhnlichſte und Menſchlichſte erſetzt wurden. Manchmal, wenn ſie in Jeſchows Zimmer waren, flammten ſie alle wie ein großer Scheiterhaufen auf, und Jeſchow war die grellſte Flamme in ihrer Mitte, doch das Leuchten dieſes Feuers erhellte das Dunkel von Foma Gordjejews Seele nur ſchwach.

Einmal ſagte Jeſchow zu ihm:

„Heute amüſieren wir uns. Unſre Setzer haben eine Genoſſenſchaft gebildet und bekommen beim Verleger die ganze Arbeit im Accord. Aus dieſem Anlaß wird getrunken, und ich bin dazu eingeladen — ich habe das Ganze vorgeſchlagen. Wollen wir gehen? Du mußt ſie gut bewirten.“

„Gut!“ ſagte Foma, dem es gleichgültig war, mit wem er ſeine Zeit, die ihm zur Laſt war, verbrachte.

Am Abend dieſes Tages ſaßen Foma und Jeſchow in der Geſellſchaft von Menſchen mit gewöhnlichen Geſichtern außerhalb der Stadt, an der Lichtung eines Haines. Es waren etwa zwölf Setzer dabei; ſie waren anſtändig gekleidet und benahmen ſich gegen Jeſchow einfach und kameradſchaftlich; dieſer Umſtand wunderte Foma ein wenig und machte ihn verlegen, da in ſeinen Augen Jeſchow trotz allem für dieſe Menſchen eine Art von Chef und Meiſter war, während ſie ſeine Untergebenen waren. Sie ſchienen Gordjejew nicht zu bemerken, obgleich, als Jeſchow ſie mit Foma bekannt machte, ſie alle ihm die Hand drückten und ſagten, daß ſie ſich freuten,

ihn zu sehen. Er legte sich abseits unter einen Haselstrauch und beobachtete alle, da er sich in dieser Gesellschaft fremd fühlte und bemerkte, daß auch Jeschow sich wie absichtlich von ihm fern hielt und ihm auch wenig Beachtung schenkte. Ihm fiel bei Jeschow etwas Seltsames auf. Der kleine Feuilletonschreiber schien den Ton und die Sprechweise der Setzer nachahmen zu wollen. Er machte sich mit ihnen zusammen am Feuer zu schaffen, entkorkte die Bierflaschen, schimpfte, lachte laut und gab sich jede Mühe, ihnen ähnlich zu sehen. Er war auch einfacher gekleidet als sonst.

„Ach, Brüder!“ rief er mit Bravour aus. „Ich fühle mich so wohl bei euch! Auch ich bin ja kein großer Vogel, ich bin nur der Sohn des Gerichtsdieners und Unteroffiziers Matwej Jeschow!“

‚Wozu sagt er das?‘ dachte Foma. ‚Kommt es denn darauf an, wessen Sohn man ist? Man wird doch nicht nach dem Vater, sondern nach dem Verstand geehrt.‘

Die Sonne ging unter, und auch am Himmel flammte ein ungeheurer, feuriger Scheiterhaufen, der die Wolken goldig und blutig färbte. Aus dem Walde roch es feucht, die Stille wehte herüber, und an der Lichtung bewegten sich lärmend die dunkeln Gestalten der Menschen. Einer davon, ein kleiner, magerer Mann mit einem breiten Strohhut, spielte Harmonika, ein andrer, mit einem schwarzen Schnurrbart und mit der Mütze im Nacken, sang halblaut dazu. Zwei andre zogen an einem Stock, um ihre Kraft zu erproben. Einige Setzer waren bei den Körben mit Bier und Eßsachen beschäftigt, ein großer Mann mit einem halbergrauten Bart warf Zweige in das Feuer, das von schwerem weißem Rauch umhüllt war. Die feuchten Zweige quietschten kläglich und knisterten im Feuer, die Harmonika spielte herausfordernd eine lustige Melodie, und die Falsettstimme des Singenden verstärkte und vervollständigte ihr lautes Spiel.

Abseits von allen, am Abhang eines kleinen

Dammes, hatten sich drei junge Burschen gelagert, und vor ihnen stand Jeschow und sprach laut:

„Ihr tragt die heilige Fahne der Arbeit, und ich bin ebenso wie ihr der Soldat derselben Armee, wir alle dienen ihrer Majestät der Presse und müssen in treuer, einiger Freundschaft leben."

„Das stimmt, Nikolai Matwejitsch!" unterbrach ihn eine tiefe Stimme. „Und wir wollen Sie bitten, wirken Sie auf den Verleger ein! Beeinflussen Sie ihn! Man kann Krankheit und Betrunkenheit nicht verwechseln. Nach seinem System ist es so: Wenn einer von den Kameraden betrunken ist, wird ihm zur Strafe sein Tageslohn abgezogen, ist er aber krank, soll dasselbe geschehen. Wir könnten im Fall der Krankheit eine Bestätigung vom Doktor bringen, damit es sicher ist, und der Verleger sollte, wenn er gerecht sein will, dem Vertreter des Kranken wenigstens die Hälfte des Lohnes zahlen. Sonst ist es uns schwer, wenn zum Beispiel drei auf einmal krank werden . . ."

„Ja, das ist natürlich richtig," gab Jeschow zu. „Aber, meine Freude, das Prinzip der Kooperation . . ."

Foma hörte auf, der Rede des Freundes zuzuhören, da er durch ein andres Gespräch abgelenkt wurde. Zwei Männer sprachen miteinander, der eine war groß, sah schwindsüchtig aus, war schlecht gekleidet und blickte mürrisch drein; der zweite war ein junger Mann mit blondem Haar und blondem Bart.

„Meiner Ansicht nach," sagte der Große düster und hüstelnd, „ist das dumm. Wie kann unsereiner heiraten? Es kommen Kinder — wird es dann für alle reichen? Man muß die Frau kleiden, und es kommt noch darauf an, was für eine man kriegt."

„Sie ist ein braves Mädel," sagte der Blonde leise.

„Nun, jetzt ist sie brav. Eine Braut ist etwas andres als eine Frau. Das ist auch nicht die Hauptsache, man kann es ja versuchen, vielleicht wird sie auch wirklich brav sein. Aber die Mittel

werden nicht ausreichen, du wirst bei der Arbeit selbst zu Grunde gehen und wirst auch sie zu Grunde richten. Das Heiraten ist für uns ein ganz unmögliches Ding. Können wir denn bei diesem Lohn eine Familie erhalten? Du siehst ja, ich bin nur vier Jahre verheiratet, und es geht bald zu Ende mit mir. Und ich habe gar keine Freuden gekostet, habe nichts als Sorgen und Unruhe gehabt."

Er bekam einen Hustenanfall und hustete lange aufheulend; als er aufhörte, sagte er keuchend zu seinem Kameraden:

„Laß das, dabei kommt nichts heraus."

Jener senkte traurig den Kopf, und Foma dachte: ‚Er spricht zur Sache, er versteht wohl auch vieles!'

Das Ignorieren seiner Person kränkte ihn ein wenig und erregte in ihm zugleich ein Gefühl der Achtung vor diesen Menschen, mit den dunkeln, von Bleistaub durchsetzten Gesichtern. Fast alle führten ernste, sachliche Gespräche, und in ihren Reden flimmerten eigenartige Worte auf. Niemand von ihnen schmeichelte ihm und belästigte ihn mit der Aufdringlichkeit, die seinen Bekannten im Gasthaus und seinen Zechgenossen eigen war. Das gefiel ihm.

‚Wie sie sind,' dachte er und lächelte innerlich, ‚sie haben ihren Stolz.'

„Sie sollten nicht nach den Büchern, sondern nach der lebendigen Wahrheit urteilen, Nikolai Matwejitsch," ertönte eine vorwurfsvolle Stimme. „Man kämpft ja um das Stück Brot nicht nach dem Buch, sondern nach der Notwendigkeit, wie Gott es einem eingiebt, und nicht wie es in ihren Vorschriften steht."

„Erlaubt, meine Freunde! Was lehrt uns die Erfahrung unsrer Brüder?"

Foma wandte den Kopf dorthin, wo Jeschow laut sprach; er hatte seinen Hut abgenommen und schwenkte ihn über seinem Kopf. Jetzt sagte jemand zu Foma:

„Rücken Sie näher, Herr Gordjejew!“

Vor ihm ſtand ein kleiner, dicker Burſche in einer Bluſe und in hohen Stiefeln und blickte ihm gutmütig lächelnd ins Geſicht. Foma gefiel ſein rundes, breites Geſicht mit der dicken Naſe, und er antwortete auch lächelnd:

„Ich kann auch näherrücken... Wie ſteht es mit dem Cognac, iſt es noch nicht Zeit, daß wir damit anfangen? Ich habe für jeden Fall zehn Flaſchen mitgenommen.“

„O! Man ſieht, daß Sie ein ernſter Kaufmann ſind. Ich werde dee Geſellſchaft gleich Ihre diplomatiſche Note mitteilen.“

Er lachte laut und luſtig über ſeine eignen Worte. Auch Foma lachte, da er fühlte, daß ihm vom Feuer oder von dem Burſchen Frohſinn und Wärme entgegenwehte.

Das Abendrot erloſch leiſe. Dort im Weſten ſchien ſich ein ungeheurer, purpurfarbener Vorhang auf die Erde herabzuſenken und die endloſe Tiefe des Himmels, mit dem luſtigen Glanz der Sterne, die darauf ſpielten, zu eröffnen. In der Ferne, in der dunkeln Maſſe der Stadt ſtreute eine unſichtbare Hand Lichter aus, und hier ſtand der Wald in lautloſer Ruhe und erhob ſich als eine ſchwarze Wand zum Himmel. Der Mond war noch nicht aufgegangen, und über den Feldern lag eine warme Dämmerung.

Die ganze Geſellſchaft lagerte ſich in einem großen Kreis um das Feuer; Foma ſaß neben Jeſchow, hatte dem Feuer den Rücken gekehrt und ſah vor ſich eine Reihe von hellbeleuchteten, luſtigen und einfachen Geſichtern. Alle waren ſchon vom Trinken angeregt, aber noch nicht betrunken, ſie lachten, ſcherzten, verſuchten zu ſingen und tranken, wozu ſie Gurken, Weißbrot und Wurſt aßen. Das alles nahm für Foma einen beſonderen, angenehmen Geſchmack an, er wurde dreiſter in dem Maße, als ihn die allgemeine, gute Stimmung umfing, und er fühlte in ſich den Wunſch, dieſen

Menſchen etwas Schönes zu ſagen und ihnen allen durch etwas zu gefallen. Jeſchow, der neben ihm ſaß, rückte auf der Erde hin und her, ſtieß ihn mit der Schulter und murmelte undeutlich etwas durch die Naſe, indem er den Kopf ſchüttelte.

„Brüder!“ rief der dicke Burſche aus. „Wollen wir ein Studentenlied ſingen? Alſo eins, zwei!“

„Schnell wie die Wellen ...“

Ein Baß brummte:

„Eilen unſre Tage ...“

„Kameraden,“ ſagte Jeſchow und erhob ſich mit dem Glas in der Hand. Er wankte und ſtützte ſich mit ſeiner zweiten Hand auf Fomas Kopf. Das angefangene Lied wurde unterbrochen, und alle wandten ihm ihre Köpfe zu.

„Arbeiter! Erlaubt mir, euch ein paar Worte, die vom Herzen kommen, zu ſagen ... Ich fühle mich glücklich unter euch! Es iſt mir wohl in eurer Mitte. Das kommt daher, weil ihr Menſchen der Arbeit ſeid, Menſchen, deren Anrecht auf das Glück keinem Zweifel unterliegt, obgleich es auch nicht anerkannt wird. In eurer geſunden, die Seele adelnden Mitte atmet es ſich für einen einſamen, vom Leben vergifteten Menſchen ſo leicht und frei, ihr ehrlichen Leute ...“

Jeſchows Stimme zitterte und verſagte, und ſein Kopf zuckte. Foma fühlte, daß etwas Warmes auf die Hand herabtropfte, und blickte in Jeſchows gerunzeltes Geſicht, während dieſer, am ganzen Körper bebend, ſeine Rede fortſetzte:

„Ich bin nicht der einzige ... es giebt viele, die wie ich vom Schickſal verfolgt werden und zerſchundene, kranke Menſchen ſind. Wir ſind unglücklicher und an Leib und Geiſt ſchwächer als ihr, doch wir ſind auch ſtärker als ihr, weil wir mit Kenntniſſen bewaffnet ſind, die wir nirgends anwenden können. Wir ſind alle mit Freuden bereit, zu euch zu kommen und uns euch hinzugeben, euch leben zu helfen ... ſonſt haben wir nichts zu thun!

Ohne euch ſind wir ohne Boden, ohne euch ſind wir ohne Licht! Kameraden! Wir ſind vom Schickſal ſelbſt dazu beſtimmt, einander zu vervollſtändigen!“

‚Was bittet er bei ihnen?‘ dachte Foma, indem er erſtaunt Jeſchow zuhörte. Und als er in die Geſichter der Setzer blickte, ſah er, daß auch ſie den Redner fragend, verblüfft und gelangweilt anſchauten.

„Die Zukunft gehört euch, meine Freunde,“ ſagte Jeſchow, indem er unſicher und traurig den Kopf ſchüttelte, als thue es ihm um die Zukunft leid und als trete er die Macht darüber dieſen Menſchen gegen ſeinen Willen ab. „Die Zukunft gehört den Menſchen der ehrlichen Arbeit ... Euch ſteht eine erhabene Arbeit bevor! Ihr müßt eine neue Kultur ... alles, was frei, lebendig und licht iſt, erſchaffen! Ich, der ich dem Leib und der Seele nach zu euch gehöre und der Sohn eines Soldaten bin, ſchlage vor: Trinken wir auf eure Zukunft! Hurra!“

Jeſchow trank und ließ ſich ſchwer auf die Erde ſinken. Die Setzer ſtimmten in ſeinen abgebrochenen Ausruf ein, und ein kräftiger, donnernder Schrei durchdrang die Luft und machte das Laub auf den Bäumen erzittern.

„Jetzt ein Lied,“ ſchlug der dicke Burſche wieder vor.

„Gut!“ Und zwei, drei Stimmen hielten ſeinen Vorſchlag aufrecht. Jetzt begann ein lauter Streit darüber, was man ſingen ſollte. Jeſchow hörte ihnen zu und beobachtete ſie alle, indem er den Kopf hin und her wandte.

„Brüder!“ ſchrie er wieder plötzlich auf. „Antwortet mir ... Antwortet mir mit ein paar Worten auf meine Bewillkommnung!“

Wieder ſchwiegen alle, wenn auch nicht auf einmal, und blickten ihn an, manche voll Neugier, manche mit verhaltenem Spott und einige mit deutlich ausgedrücktem Mißvergnügen auf den Geſichtern.

Er erhob sich wieder von der Erde und begann erregt zu sprechen:

„Wir zwei ... sind vom Leben verstoßen, — ich und dieser hier ... Wir wollen beide dasselbe ... daß man in uns den Menschen beachtet ... und daß uns das Glück, sich für die Menschen notwendig zu fühlen, zu teil wird ... Kameraden! Und dieser große, dumme Mensch ..."

„Beleidigen Sie den Gast nicht, Nikolai Matwejitsch!" ertönte eine tiefe, unzufriedene Stimme.

„Ja, das ist überflüssig," bekräftigte der dicke Bursche, der Foma zum Feuer gebeten hatte. „Warum solche kränkende Worte?"

Die dritte Stimme sagte laut und deutlich:

„Wir haben uns versammelt, um uns zu amüsieren und um uns auszuruhen."

„Ihr Narren!" lachte Jeschow leise auf. „Ihr guten Narren! Er thut euch leid? Wißt ihr auch, wer er ist? Er ist einer von jenen, die euer Blut saugen ..."

„Es ist genug, Nikolai Matwejitsch!" rief man Jeschow zu. Und alle begannen zu sprechen, ohne ihn länger zu beachten. Foma bemitleidete den Kameraden so sehr, daß er sich nicht einmal beleidigt fühlte. Er sah, daß diese Leute, die ihn gegen die Angriffe Jeschows verteidigt hatten, den Feuilletonschreiber jetzt absichtlich nicht beachteten, und begriff, daß das Jeschow sehr kränken würde, wenn er es bemerkte. Und um den Kameraden von der drohenden Unannehmlichkeit abzulenken, stieß er ihn in die Seite und sagte zu ihm gutmütig lächelnd:

„Nun, du Brummbär, wollen wir nicht etwas trinken? Oder ist es vielleicht Zeit, nach Hause zu gehen?"

„Nach Hause? Wo ist das zu Hause für jemand, der keinen Platz unter den Menschen hat?" fragte Jeschow und rief wieder; „Kameraden!"

Sein Ausruf ging in dem allgemeinen Gespräch ohne Antwort unter. Er ließ jetzt den Kopf sinken und sagte zu Foma:

„Gehen wir!“

„Gut! ... Obgleich ich noch gerne geblieben wäre. Es ist interessant. Diese Leute betragen sich so anständig ... bei Gott!“

„Ich kann nicht länger dableiben, mir ist kalt ... und ich kann nicht atmen.“

„Also brechen wir auf.“

Foma erhob sich, nahm seine Mütze ab, verneigte sich vor den Setzern und sagte lustig und laut:

„Danke für die Bewirtung, meine Herrschaften! Lebt wohl!“

Man umringte ihn gleich und redete ihm eindringlich zu:

„Warten Sie! Wohin gehen Sie? Wir würden zusammen singen, was?“

„Nein, ich muß gehen ... meinem Freund ist es unangenehm, allein zu gehen ... ich werde ihn begleiten. Gute Unterhaltung!“

„Ach, Sie sollten noch warten,“ rief der dicke Bursche aus und flüsterte leise: „Es kann ihn ja jemand begleiten.“

Auch der Schwindsüchtige sagte leise:

„Bleiben Sie! Wir werden ihn in die Stadt bringen, dort steigt er in eine Droschke, und die Sache ist erledigt.“

Foma hatte Lust dazubleiben, und zugleich fürchtete er sich vor etwas.

Jeschow hatte sich unterdessen erhoben und murmelte, indem er sich in die Aermel von Fomas Mantel festkrallte:

„Gehen wir! ... Zum Kuckuck mit ihnen!“

„Auf Wiedersehen, meine Herrschaften! Ich gehe!“ sagte Foma und ging, von den Ausrufen höflichen Bedauerns begleitet.

„Ha, ha, ha!“ lachte Jeschow auf, als er etwa zwanzig Schritte vom Feuer entfernt war. „Sie begleiten uns mit Bedauern und sind dabei froh, daß ich fort bin. Ich habe sie dabei gestört, zu Tieren zu werden.“

„Das ist wahr, daß du sie gestört hast,“ sagte

Foma. „Warum hältst du Reden? Sie haben sich hier versammelt, um sich zu amüsieren, und du drängst dich den Leuten auf. Das langweilt sie.“

„Schweig! Du verstehst nichts!“ rief Jeschow gereizt. „Glaubst du, daß ich betrunken bin? Mein Körper ist betrunken ... aber meine Seele ist nüchtern ... sie ist immer nüchtern und fühlt alles ... O, wie viel Gemeines, Blödes und Armseliges giebt es auf der Welt! Und die Menschen ... diese dummen, unglücklichen Menschen.“

Jeschow faßte sich beim Kopf und blieb eine Minute lang wankend stehen.

„Ja—a!“ sagte Foma. „Sie sehen alle den andern gar nicht ähnlich. So sind sie. Sie sind höflich wie Herrschaften und urteilen richtig ... mit Verständnis. Und dabei sind es einfache Arbeiter.“

Im Dunkel hinter ihnen begann man ein lautes Chorlied zu singen. Zuerst klang es unrhythmisch, doch dann wuchs es und ergoß sich als eine breite, klangvolle Welle in die frische, nächtliche Luft über das einsame Feld.

„O, mein Gott!“ sagte Jeschow seufzend und leise. „Wie soll man leben? Woran soll man seine Seele hängen? Wer wird ihren Durst nach Freundschaft, Brüderlichkeit, Liebe und nach reiner und heiliger Arbeit löschen?“

„Dieses einfache Volk ist gar nicht übel, wenn man es sich näher anschaut,“ sagte Foma langsam und nachdenklich, ohne auf die Worte seines Kameraden zu hören, und in seine eignen Gedanken vertieft. „Es ist sogar sehr interessant. Die Bauern und Arbeiter sind, wenn man sie einfach nimmt, ganz wie Pferde. Sie schleppen Lasten und keuchen ...“

„Sie schleppen unser ganzes Leben auf ihrem Buckel!“ rief Jeschow gereizt aus. „Sie schleppen es wie Pferde, stumpf und demütig. Und diese ihre Demut ist unser Unglück, unser Fluch.“

Foma gab sich seinen Gedanken hin und philosophierte:

„Sie schleppen und arbeiten ihr ganzes Leben

für nichts und wieder nichts. Und plötzlich sagen sie etwas, was einem im ganzen Leben nicht einfallen würde. Das heißt, daß sie also fühlen ... Ja, es ist interessant, mit ihnen zu sein."

Jeschow ging lange schweigend und begann plötzlich mit einer tonlosen, sich überschlagenden Stimme, die aus seinem Bauch zu kommen schien, zu deklamieren, indem er mit den Armen in der Luft fuchtelte:

„Grausam bin ich vom Leben betrogen,
Ertrug auch viel Leid ..."

„Das ist mein Gedicht, Bruder," sagte er, indem er stehen blieb und traurig den Kopf schüttelte. „Wie geht's weiter? Ich hab' es vergessen. Es ist darin von Träumen, von heiligen, reinen Wünschen die Rede, die der Dunst des Lebens in meiner Brust erstickt hat. Ach!

... aus meiner Brust
Ist der Ideenreichtum verflogen.
Begraben darin ist die Sehnsucht und Lust.

„Bruder, du bist glücklicher als ich, weil du dumm bist. Und ich ..."

„Flenne nicht!" sagte Foma gereizt. „Höre lieber zu, wie sie singen ..."

„Ich will keine fremden Lieder hören," sagte Jeschow und schüttelte abwehrend den Kopf. „Ich habe mein eignes Lied ... das Lied der vom Leben zerfetzten Seele." Und er heulte mit wilder Stimme auf:

„Ist der Ideenreichtum verflogen.
Begraben darin ist die Sehnsucht und Lust ...
Dort liegt so viel!"

„Ich hatte einen ganzen Blumengarten von lebendigen, lichten Träumen und Hoffnungen. Sie sind tot ... und welk ... In meinem Herzen ist der Tod. Die Leichen meiner Träume verwesen darin ... o! o!"

Jeschow weinte und schluchzte wie eine Frau. Foma bemitleidete ihn und trug ein Gefühl der Schwere in sich. Er packte ihn ungeduldig bei der Schulter und sagte:

„Hör auf! Gehen wir. Wie schwach du bist, Bruder!"

Jeschow griff sich mit beiden Händen nach dem Kopf, richtete seinen gebeugten Körper auf, machte eine Anstrengung und begann wieder traurig und wild zu singen:

„. . . Dort liegt so viel! Die Gruft ist enge!
Ich warf darauf der Reime Kleid . . .
Und bitter traurige Gesänge
Sang ich in meinem schweren Leid!"

„O Gott!" seufzte Foma verzweifelnd auf. „Laß gut sein . . . um Christi willen! Bei Gott, es macht einen ja bange."

Aus der Ferne erklang ein lautes Chorlied durch das Dunkel und die Stille. Jemand pfiff im Takt des Refrains, und dieses scharfe, schneidende Pfeifen überholte die Welle der kräftigen Stimmen. Foma blickte hin und sah die hohe, schwarze Wand des Waldes, den grellen, flammenden Fleck des darauf spielenden Feuers und die nebligen Gestalten herum. Die Waldwand erschien wie eine Brust, und das Feuer wie eine blutige Wunde darauf. Die Brust schien verblutend zu beben und von heißen Blutströmen übergossen zu sein. Die Menschen, die von allen Seiten vom Dunkel umhüllt waren, sahen auf dem Hintergrund des Waldes klein wie Kinder aus; vom Feuer des Scheiterhaufens übergossen, schienen sie auch zu brennen, erhoben die Hände und sangen laut ihr Lied.

Jeschow, der neben Foma stand, sagte empört:

„Du gefühlloser Stein, du! Warum stößt du mich von dir? Du mußt das Lied der sterbenden Seele anhören . . . und mußt weinen . . . denn sie ist verwundet und stirbt! Geh von mir, geh! Du glaubst, ich bin betrunken? Ich bin vergiftet! . . . Geh!"

Foma, der wie gebannt auf den Wald und das Feuer blickte, das im Dunkel so schön war, trat ein paar Schritte zur Seite und sagte leise zu Jeschow:

„Mach keinen Unſinn ... Warum ſchimpfſt du grundlos?“

„Ich will allein bleiben und ... mein Lied zu Ende ſingen.“

Er rückte mit unſicheren Schritten von Foma fort und ſchrie nach ein paar Sekunden wieder mit ſchluchzender Stimme:

„Jetzt ſchweig' ich, damit ich nicht quäle
Die Toten mit meinem Geſang ...
Erbarme dich, Herr, meiner Seele,
Denn ſie iſt ſo müde und krank!
Erbarme dich, Herr, meiner Seele!“

Foma fuhr bei dieſem düſteren Heulen zuſammen und ging mit raſchen Schritten Jeſchow nach; doch ehe er ihn eingeholt hatte, quietſchte der kleine Feuilletonſchreiber hyſteriſch auf, warf ſich mit der Bruſt auf die Erde und ſchluchzte ſo kläglich und leiſe auf, wie es kranke Kinder thun.

„Nikolai,“ ſagte Foma und faßte ihn bei den Schultern. „Hör auf ... was iſt denn das? O Gott ... Nikolai! Es iſt genug ... wie, ſchämſt du dich nicht?“

Doch Jeſchow ſchämte ſich nicht; er wälzte ſich auf der Erde herum wie ein eben aus dem Waſſer gezogener Fiſch, und als Foma ihn aufgerichtet hatte, ſchmiegte er ſich feſt an deſſen Bruſt, hielt ihn mit ſeinen mageren Händen umfaßt und weinte ununterbrochen.

„Laß gut ſein,“ ſagte Foma mit feſt zuſammengepreßten Zähnen. „Genug, mein Lieber!“

Und vom Leiden dieſes durch die Bedrängnis des Lebens abgequälten Menſchen empört, voller Kränkung um ſeinetwillen, brüllte er in einem Anfall zorniger Trauer mit tiefer und lauter Stimme auf, indem er ſein Geſicht dorthin wandte, wo die Lichter der Stadt im Dunkel leuchteten:

„Seid verflucht! Wartet ... auch ihr werdet erſticken! Seid verflucht!“

Elftes Kapitel.

„Ljuba!“ sagte Majakin eines Tages, als er von der Börse nach Hause kam, „bereite dich für heute abend vor — ich werde den Freier mitbringen! Richte uns einen recht soliden Imbiß her. Thu viel altes Silber auf den Tisch. Nimm auch die Fruchtvasen heraus, damit ihm unser Tisch in die Augen fällt! Er soll nur sehen, daß bei uns jedes Stück etwas Seltenes ist!“

Ljuba saß am Fenster und stopfte die Socken ihres Vaters, ihr Kopf war auf die Arbeit gesenkt.

„Wozu ist das alles, Vater?“ fragte sie unzufrieden und gekränkt.

„Damit die Sauce mehr Geschmack bekommt. Und der Ordnung wegen. Denn ein Mädel ist kein Pferd, man kann es ohne Geschirr nicht los werden.“

Ljuba warf nervös den Kopf auf, schleuderte die Arbeit von sich, blickte den Vater, ganz rot vor Kränkung, an, nahm die Socken wieder in die Hand und senkte den Kopf noch tiefer darüber. Der Alte ging im Zimmer auf und ab und zupfte sich sorgenvoll den feuerroten Bart; seine Augen blickten in die Ferne, und man sah, daß er ganz in eine große, komplizierte Denkarbeit versenkt war. Das Mädchen wußte, daß er ihr nicht zuhören würde, und daß er nicht verstehen wollte, wie erniedrigend seine Worte für sie waren. Ihre romantischen Träume von einem Mann, der zugleich ihr Freund wäre, von einem gebildeten Menschen, der mit ihr zusammen vernünftige Bücher lesen und ihr helfen würde, sich in ihren vagen Wünschen zurechtzufinden, — all das war durch den unbeugsamen Entschluß des Vaters, sie mit Smolin zu verheiraten, erstickt, getötet, es war in der Verwesung begriffen und bildete auf dem Grund ihrer Seele einen bitteren Satz. Sie war gewöhnt, sich als etwas Besseres und Höherstehendes zu betrachten, als es die leichtsinnigen, dummen Mädchen ihres Standes gewöhnlich waren,

die nur an Kleider dachten und fast immer nach den Spekulationen ihrer Eltern, aber nur selten nach der freien Wahl ihres Herzens heirateten. Und jetzt sollte sie selbst nur deshalb heiraten, weil es Zeit war, und weil ihr Vater einen Schwiegersohn und Teilhaber im Geschäft brauchte. Der Vater glaubte offenbar, sie könne durch ihre Person schwerlich die Aufmerksamkeit eines Mannes auf sich lenken, und wollte sie mit Silber umringen.

Sie war empört und arbeitete nervös, stach sich dabei in die Finger, zerbrach die Nadeln, schwieg aber, da sie wußte, daß nichts von dem, was sie sagen konnte, dem Vater ins Herz dringen würde.

Der Alte ging noch immer im Zimmer herum und sang bald halblaut Psalmen, bald belehrte er die Tochter darüber, wie sie sich gegen den Freier verhalten sollte. Dabei rechnete er etwas an den Fingern aus, runzelte die Stirn und lächelte.

„Hm, so ist's! Möge mich Gott richten und mich vor dem Ungerechten und dem Falschen beschützen ... Ja—a ... Steck die Smaragden von der Mutter an, Ljubowj!"

„Genug, Vater!" rief das Mädchen bange aus. „Lassen Sie das, bitte."

„Sag nicht nein! Höre zu, was man dich lehrt."

Er versenkte sich wieder in seine Rechnungen, kniff die grünen Augen zu und spielte mit den Fingern vor seinem Gesicht.

„Das macht fünfunddreißig Prozent ... hm ... der Bursche ist ein Schelm. Gieb mir dein Licht und deine Wahrheit."

„Vater!" rief Ljuba traurig und erschrocken aus.

„Was?"

„Wie ... gefällt er Ihnen?"

„Wer?"

„Smolin."

„Smolin? Ja, er ist ein Schelm, ein tüchtiger Kerl, ein guter Kaufmann! Nun, ich gehe. Also sieh zu, bewaffne dich."

Als Ljuba allein war, warf sie die Arbeit fort und lehnte sich mit fest geschlossenen Augen in den Sessel zurück. Ihre zusammengepreßten Hände lagen auf ihren Knieen, und die Finger knackten. Von der Bitternis der verletzten Eitelkeit erfüllt, empfand sie bange Furcht vor der Zukunft und betete still:

„O mein Gott! O Herr! Wenn er ein anständiger Mensch wäre! ... Gieb, daß er anständig ist und ein Herz besitzt. O Gott! Es kommt ein fremder Mann, schaut mich an und nimmt mich für lange Jahre mit, wenn ich ihm gefalle! Wie schändlich das ist ... wie schrecklich ... Gott, mein Gott! Wenn ich ... fliehen könnte! Wenn ich mich mit jemand beraten könnte, was ich thun soll! Wer ist er? Wie soll ich ihn ergründen? Ich kann nichts! Und ich hab' ja nachgedacht ... ich habe so viel nachgedacht! Ich habe gelesen ... Wozu habe ich gelesen? Wozu brauche ich zu wissen, daß man anders lebt, so wie ich nicht leben kann? Und vielleicht, wenn es keine Bücher gäbe, würde ich leichter, einfacher leben. Wie qualvoll das alles ist! Wie unglücklich, wie bedauernswert ich bin! So allein. Wenn wenigstens Taraß da wäre!"

Bei der Erinnerung an den Bruder wuchs die Kränkung in ihr, und sie bemitleidete sich selbst noch mehr. Sie hatte an Taraß einen langen, jauchzenden Brief geschrieben, in dem sie von ihrer Liebe zu ihm und von den Hoffnungen, die sie auf ihn setzte, sprach; sie flehte den Bruder an, recht bald zum Vater zu kommen, sie malte ihm die Pläne ihres gemeinsamen Lebens aus, versicherte Taraß, der Vater sei außerordentlich klug und könne alles verstehen, erzählte von seiner Einsamkeit, war von seiner Lebensfähigkeit entzückt und beklagte sich gleich darauf über sein Verhalten ihr gegenüber.

Zwei Wochen lang erwartete sie bebend die Antwort, und als diese eintraf, bekam sie vor Freude und Enttäuschung einen Weinkrampf. Die Antwort war trocken und kurz; Taraß teilte darin mit, er käme in einem Monat in Geschäften an die Wolga

und würde es nicht unterlassen, den Vater zu besuchen, falls dieser thatsächlich nichts dagegen hätte. Der Brief war kalt wie ein Eiszapfen; sie las ihn unter Thränen ein paarmal durch, zerknitterte und ballte ihn zusammen, doch er wurde davon nicht warm, sondern nur durchnäßt. Von dem rauhen Briefbogen, der mit einer großen, festen Handschrift beschrieben war, schien ihr ein runzeliges, mißtrauisch gefurchtes, mageres Gesicht, das dem des Vaters ähnlich sah, entgegenzublicken.

Auf Jakow Tarassowitsch machte der Brief des Sohnes einen andern Eindruck. Als der Alte erfuhr, daß Taraß geantwortet hatte, wurde er erregt und wandte sich eilig, gespannt und mit einem besonderen Lächeln an die Tochter:

„Nun, gieb mal her! Zeig es mir! Ja! Wir wollen lesen, was die gelehrten Leute schreiben. Wo ist die Brille? ... Hm ... ‚Teure Schwester!' Ja ..."

Der Alte schwieg, las den Brief des Sohnes, legte ihn dann auf den Tisch und schritt mit erhobenen Brauen und erstauntem Gesicht durch das Zimmer. Dann las er den Brief nochmals durch, klopfte mit den Fingern nachdenklich auf den Tisch und sprach:

„Der Brief ist nicht übel, er hat Hand und Fuß, und es sind keine überflüssigen Worte darin. Na also! Vielleicht ist der Mensch bei der Kälte kräftiger geworden. Dort ist bittere Kälte. Er soll kommen, wir wollen sehen. Ich bin neugierig. Ja, wir wollen in Frieden miteinander reden."

Der Alte bestrebte sich, ruhig und mit einem geringschätzigen Lächeln zu sprechen, doch das Lächeln wollte ihm nicht gelingen, die Runzeln zuckten erregt, und die Augen glänzten seltsam hell.

„Schreibe ihm, Ljuba ... nur los, er soll nur dreist kommen."

Ljuba schrieb nochmals an Taraß, doch diesmal war ihr Brief kurz und ruhig; jetzt erwartete sie von Tag zu Tag seine Antwort und versuchte sich

vorzustellen, wie dieser geheimnisvolle Bruder sein könnte. Früher hatte sie mit Herzklopfen an ihn gedacht, mit jener Andacht, mit der die Gläubigen an die Märtyrer und die Gerechten denken, — jetzt fürchtete sie ihn, denn er hatte um den Preis schwerer Leiden, um den Preis seiner in der Verbannung vertrauerten Jugend das Recht erworben, über das Leben und die Menschen zu Gericht zu gehen. Er wird kommen und wird sie fragen:

„Du wirst also frei, aus Liebe heiraten?"

Was wird sie ihm sagen? Wird er ihr ihren Kleinmut verzeihen? Und warum heiratet sie eigentlich? Ist das wirklich das einzige, was sie thun kann, um ihr Leben zu ändern?

Die traurigen Gedanken erstanden einer nach dem andern im Kopf des Mädchens, sie quälten und verwirrten sie, die machtlos war, ihnen irgend einen bestimmten, alles besiegenden Wunsch entgegenzustellen. Trotzdem sie sich in einer erregten, nervösen Stimmung befand, der Verzweiflung nahe war und die Thränen mit Mühe zurückhielt, erfüllte sie doch alle Anordnungen des Vaters gewissenhaft, wenn auch halbbewußt: sie schmückte den Tisch mit altem Silber und seltenem Krystall, zog ein stahlfarbenes Seidenkleid an und begann vor dem Spiegel die riesengroßen Smaragden in die Ohren zu stecken — diese Steine, ein Familienschmuck der Fürsten Grusinski, waren mit einer Menge andrer seltener Stücke bei Majakin als Pfand geblieben.

Indem sie in dem Spiegel ihr erregtes Gesicht betrachtete, auf dem die vollen, saftigen Lippen durch die Blässe der Wangen noch röter erschienen, und ihre üppige Büste sah, die von der Seide fest umspannt war, fühlte sie sich hübsch und der Aufmerksamkeit eines jeden Mannes würdig, wer es auch sein mochte. Die grünen Steine, die in ihren Ohren funkelten, beleidigten sie als etwas Ueberflüssiges, und außerdem schien ihr, daß ihr Leuchten sich als ein feiner, gelblicher Schatten auf ihre Wangen legte. Sie nahm die Smaragden ab und steckte

ſtatt deſſen kleine Rubinen in die Ohren, während ſie an Smolin dachte und daran, was für ein Menſch er ſein könnte? Wie mochte ſein Charakter ſein? Was wollte er? Ob er wohl Bücher las? Dann mißfielen ihr die Ränder um ihre Augen, und ſie begann ſie behutſam mit Puder zu bedecken, dabei dachte ſie fortwährend daran, was für ein Unglück es ſei, eine Frau zu ſein, und machte ſich Vorwürfe ihrer Willenloſigkeit wegen. Als die Ränder um die Augen unter einer Schicht von Schminke und Puder verſchwunden waren, ſchien es Ljuba, ihre Augen hätten dadurch an Glanz eingebüßt, und ſie wiſchte den Puder fort ... Der letzte Blick, den ſie in den Spiegel warf, überzeugte ſie davon, daß ſie von einer imponierenden Schönheit war, von der gediegenen, dauerhaften Schönheit einer harzigen Fichte. Dieſes angenehme Bewußtſein beruhigte einigermaßen ihre erregte Stimmung, und ſie trat mit dem ruhigen Gang einer reichen Braut, die ſich ihres Wertes bewußt iſt, in das Speiſezimmer.

Der Vater und Smolin waren ſchon da.

Ljuba blieb mit anmutig geſenkten Augen und ſtolz zuſammengepreßten Lippen eine Sekunde lang in der Thür ſtehen. Smolin erhob ſich von ſeinem Sitz, ſchritt ihr entgegen und verneigte ſich ehrerbietig. Ihr gefiel dieſe tiefe, geſchickte Verneigung, ihr gefiel auch der teure Rock, der auf Smolins biegſamem Körper elegant ſaß. Smolin hatte ſich wenig verändert — er war ebenſo rothaarig, glattgeſchoren und voll Sommerſproſſen wie ehemals; nur ſein Schnurbart war lang und dicht geworden, und die Augen erſchienen größer.

„Wie er ſich gemacht hat, was?“ rief Majakin ſeiner Tochter zu, indem er auf den jungen Mann hinwies.

Smolin drückte ihr die Hand und ſprach lächelnd mit klangvollem Bariton:

„Ich wage zu hoffen, daß Sie den alten Kameraden nicht vergeſſen haben.“

„Gut! Ihr werdet später miteinander sprechen," sagte der Alte und musterte die Tochter. „Ordne alles an, Ljuba, und wir wollen unser Gespräch beendigen. Nun, Afrikan Mitritsch, setze also alles auseinander."

„Sie entschuldigen ja, Ljubowj Jakowlewna?" fragte Smolin freundlich.

„Bitte, genieren Sie sich nicht," sagte Ljuba.

‚Er ist höflich und geschickt!' sagte sie zu sich und begann den Worten Smolins aufmerksam zuzuhören, indem sie vom Tisch zum Büffett durch das Zimmer schritt. Er sprach ruhig, sicher und mit einer Einfachheit, in der eine gewisse Herablassung dem Zuhörenden gegenüber zu fühlen war.

„Ich habe also im Laufe von ungefähr vier Jahren die Rolle gründlich beobachtet, die das russische Leder auf dem ausländischen Markt spielt. Das ist eine traurige und nebensächliche Rolle! Vor etwa dreißig Jahren wurde unser Leder dort für mustergültig angesehen, und jetzt geht die Nachfrage danach immer mehr zurück, selbstverständlich Hand in Hand mit dem Preis. Und das ist ganz natürlich — bei dem Mangel an Kapital und an Kenntnissen haben all die kleinen Produzenten keine Möglichkeit, die Produktion auf der notwendigen Höhe zu erhalten und sie zugleich wohlfeiler zu machen. Ihre Ware ist unglaublich schlecht und teuer. Und sie alle tragen vor Rußland die Schuld, sein Renommee als des das beste Leder erzeugenden Landes geschädigt zu haben. Ueberhaupt ist der kleine Produzent, der keine technischen Kenntnisse und kein Kapital besitzt und folglich keine Möglichkeit hat, seine Produktion im Verhältnis zur Entwicklung der Technik zu verbessern, ein Unglück für das Land und ein Parasit seines Handels."

„Hm," sagte der Alte, während er mit dem einen Auge den Gast anblickte und mit dem zweiten die Tochter beobachtete. „Es ist also jetzt deine Absicht, eine so ungeheure Fabrik zu bauen, daß alle andern zu Grunde gehen?"

„O nein!“ rief Smolin aus und machte bei den Worten des Alten eine abwehrende Handbewegung. „Warum sollte ich die andern übervorteilen? Welches Recht habe ich darauf? Mein Ziel ist, die Bedeutung und den Wert des russischen Leders im Auslande zu erhöhen, und jetzt baue ich, mit der Kenntnis der Produktion bewaffnet, eine moderne Fabrik und fülle den Markt mit mustergültiger Ware. Die Ehre des Handels . . .“

„Wieviel Kapital, sagst du, wird man dazu brauchen?“ fragte Majakin nachdenklich.

„Etwa dreihunderttausend Rubel.“

‚So viel Mitgift wird mir der Vater nicht geben,‘ dachte Ljuba.

„Meine Fabrik wird auch bearbeitetes Leder in den Handel bringen, in der Form von Koffern, Schuhen, Pferdegeschirr, Riemen und so weiter.“

„Und auf wieviel Prozent hoffst du?“

„Ich hoffe nicht, ich berechne alles mit der Genauigkeit, die bei unsern russischen Verhältnissen nur möglich ist,“ sagte Smolin mit Nachdruck. „Der Produzent muß ebenso streng nüchtern sein, wie ein Mechaniker, der eine Maschine baut. Man muß die Reibung jeder winzigen Schraube in Betracht ziehen, wenn man eine ernste Sache ernst vollenden will. Ich kann Ihnen eine von mir verfaßte Notiz zu lesen geben, die auf meinem persönlichen Studium der Viehzucht und des Fleischkonsums in Rußland begründet ist.“

„So was!“ sagte Majakin lächelnd. „Bringe mir die Notiz, das ist interessant! Man sieht, du hast deine Zeit im westlichen Europa nicht vergeudet. Und jetzt wollen wir nach russischem Brauche etwas essen.“

„Wie geht es Ihnen, Ljubowj Jakowlewna?“ fragte Smolin, indem er Messer und Gabel zur Hand nahm.

„Sie hat es langweilig bei mir,“ antwortete Majakin an ihrer Statt. „Sie ist meine Haushälterin, die ganze Wirtschaft liegt auf ihren Schultern, sie hat also keine Zeit, sich zu amüsieren.“

„Ich muß auch hinzufügen, daß ich keine Gelegenheit dazu habe," sagte Ljuba. „Ich liebe die kaufmännischen Bälle und Abende nicht."

„Und das Theater?" fragte Smolin.

„Ich gehe auch dorthin selten, ich habe keine Gesellschaft."

„Das Theater!" rief der Alte aus. „Da soll nur einer sagen, woher diese Mode entstanden ist, den Kaufmann als einen wilden Dummkopf darzustellen? Das ist sehr komisch, aber unverständlich, denn es ist nicht wahr. Was bin ich für ein Dummkopf, wenn ich im Stadtrat ebenso wie im Handel der Herr bin und auch das Theater mir gehört? Wenn man im Theaterstück einen Kaufmann sieht, fühlt man, daß er dem Leben nicht entspricht! Natürlich, wenn man etwas Historisches darstellt, zum Beispiel: ‚Das Leben für den Zaren', mit Gesang und Tanz, oder: ‚Hamlet', ‚Die Zauberin' und ‚Wassilissa', da ist die Wahrheit nicht notwendig, denn das alles ist vergangen und geht uns nichts an. Es ist gleich, ob das wahr oder unwahr ist, wenn es nur gefällt. Wenn man aber die Gegenwart darstellt, darf man sich nichts ausdenken! Dann muß man den Menschen so zeigen wie er ist."

Smolin hörte die Worte des Alten mit einem höflichen Lächeln auf den Lippen an und warf Ljuba Blicke zu, als fordere er sie auf, dem Vater etwas zu entgegnen. Sie sagte ein wenig verlegen:

„Und doch ist der kaufmännische Stand ungebildet und wild, Vater."

„Ja," sagte Smolin bedauernd, indem er mit dem Kopf nickte, „das ist eine traurige Wahrheit."

„Zum Beispiel Foma . . ." sprach das Mädchen weiter.

„So?" rief Majakin aus. „Nun, ihr seid junge Leute, ihr müßt ja alles besser wissen."

„Nehmen Sie an keinerlei Vereinen teil?" fragte Smolin Ljuba. „Es giebt hier ja eine Menge verschiedener Vereine."

„Ja," ſagte Ljuba ſeufzend, „ich lebe aber ganz zurückgezogen.

„Das macht die Wirtſchaft," fügte ihr Vater hinzu. „Wir haben hier eine Menge Kram ... das alles muß vollzählig, rein und in Ordnung erhalten werden."

Er wies ſelbſtgefällig mit dem Kopf auf den Tiſch, der mit funkelndem Kryſtall und Silber bedeckt war, und auf den Glasſchrank hin, deſſen Bretter unter der Laſt der Gegenſtände zu brechen ſchienen und an eine Ausſtellung im Fenſter eines Ladens erinnerten. Smolin ſah ſich das alles an, und auf ſeinen Lippen erſchien ein ironiſches Lächeln. Dann blickte er Ljuba ins Geſicht; ſie fing in dieſem Blick etwas Freundſchaftliches, Mitfühlendes auf. Eine leichte Röte bedeckte ihre Wangen, und ſie ſagte mit ſchüchterner Freude zu ſich:

‚Gott ſei Dank!'

Das Licht der ſchweren Bronzelampe ſchien in den geſchliffenen Kryſtallvaſen aufzuflammen, und das Zimmer ſah heller aus.

„Und mir gefällt unſre liebe alte Stadt," ſagte Smolin, indem er das Mädchen freundlich lächelnd anblickte, „ſie iſt ſo ſchön und lebendig ... es iſt etwas Friſches darin, das zur Arbeit aufmuntert ... ſchon das Maleriſche an ihr wirkt anregend. Man will darin intenſiv leben ... man haſt Luſt, viel und ernſt zu arbeiten. Und außerdem iſt es eine intelligente Stadt. Sehen Sie, was für eine ſachliche Zeitung hier herausgegeben wird, ... apropos, wir wollen ſie kaufen."

„Wer denn?" fragte Majakin.

„Ich, Urwanjew und Schtſchukin."

„Das iſt lobenswert," ſagte der Alte und ſchlug mit der Hand auf den Tiſch. „Das iſt was Rechtes. Es iſt Zeit, daß man ihnen den Mund verſtopft — es iſt höchſte Zeit! Beſonders dem Jeſchow, der drin iſt ... der iſt wie eine ſcharfe Säge. Dem ſolltet ihr einmal zu Leibe gehen, aber tüchtig!"

Smolin warf Ljuba wieder einen lächelnden Blick zu, und ihr Herz erbebte freudig. Mit heller Röte im Gesicht, sagte sie zu dem Vater, indem sie sich innerlich an Smolin wandte:

„Soweit ich Afrikan Dmitrijewitsch verstanden habe, glaube ich, daß er die Zeitung gar nicht deswegen kauft, um ihr den Mund zu verstopfen ... wie Sie meinen ..."

„Was soll man denn sonst damit machen?" fragte der Alte und zuckte die Achseln. „Es kommt dabei nichts als leeres Geschwätz und Zwietracht heraus. Natürlich, wenn ein tüchtiges Volk, wenn die Kaufleute selbst darin schreiben werden ..."

„Die Herausgabe einer Zeitung," begann Smolin belehrend, indem er den Alten unterbrach, „kann, selbst wenn man sie nur vom kommerziellen Standpunkt aus betrachtet, ein sehr vorteilhaftes Unternehmen sein. Aber außerdem hat eine Zeitung einen andern, wichtigeren Zweck: die Verteidigung der Rechte des Einzelnen und der Interessen der Industrie und des Handels."

„Ich sage ja auch, daß die Zeitung gut sein wird, wenn die Kaufleute sie selbst leiten."

„Erlauben Sie, Vater," sagte Ljuba. Sie begann das Bedürfnis zu fühlen, sich vor Smolin auszusprechen; sie wollte ihn davon überzeugen, daß sie die Bedeutung seiner Worte verstand, und daß sie keine gewöhnliche Kaufmannstochter sei, die sich nur für Kleider und Bälle interessiert. Smolin gefiel ihr. Sie sah zum erstenmal einen Kaufmann, der lange im Ausland gelebt hatte und der so überzeugend sprach, sich so anständig benahm, so hübsch gekleidet war, und mit ihrem Vater, dem klügsten Kopf in der Stadt, im herablassenden Ton eines Erwachsenen einem Kinde gegenüber sprach.

‚Nach der Hochzeit werde ich ihn bitten, mich ins Ausland mitzunehmen,' fiel es ihr plötzlich ein; dieser Gedanke machte sie verlegen, und sie vergaß, was sie zu ihrem Vater hatte sagen wollen. Sie errötete tief und schwieg ein paar Sekunden, von

der Angſt erfüllt, Smolin könne dieſes Schweigen unvorteilhaft für ſie auslegen.

„Sie haben beim Sprechen ganz vergeſſen, dem Gaſte Wein anzubieten," ſagte ſie endlich nach ein paar peinlichen Sekunden des Schweigens.

„Das iſt deine Sache; du haſt zu bewirten, erwiderte der Vater.

„O, bemühen Sie ſich, bitte, nicht!" rief Smolin lebhaft aus. „Ich trinke ja faſt gar nicht."

„Wirklich?" fragte Majakin.

„Ich verſichere Sie! Nur manchmal ein Gläschen oder zwei bei einer Ermüdung oder einem Unwohlſein. Doch das Weintrinken als Zeitvertreib iſt mir unbekannt. Es giebt andre Vergnügungen, die eines Kulturmenſchen würdiger ſind."

„Die Dämchen, nicht wahr?" fragte der Alte und blinzelte ihn an.

Smolins Hals und Wangen wurden von Blut übergoſſen, das ihm in den Kopf geſtiegen war. Er blickte Ljuba mit gleichſam um Entſchuldigung bittenden Augen an und ſagte zu ihrem Vater trocken:

„Das Theater, die Bücher, die Muſik."

Seine Worte erfüllten Ljuba mit Freude.

Und der Alte blickte den würdigen jungen Mann von der Seite an, lächelte beißend und platzte plötzlich heraus:

„Ja, das Leben geht vorwärts! Früher hat der Hund jede Rinde gefreſſen, und jetzt iſt dem Köter der Rahm zu dünn. Verzeiht mir das ſaure Wort, meine Herrſchaften ... es iſt hier aber zu ſehr am Platze. Es iſt nicht auf euch gemünzt, ſondern gilt nur im allgemeinen."

Ljuba erbleichte und blickte Smolin erſchrocken an. Er ſaß ruhig da, indem er ein altertümliches, mit Emaille verziertes Salzfaß, das die Form einer Arche hatte, betrachtete und ſich den Schnurrbart drehte; er ſchien die Worte des Alten nicht gehört zu haben. Aber ſeine Augen hatten ſich verdunkelt, und die Lippen waren ſehr feſt geſchloſſen, ſo daß das raſierte Kinn eigenſinnig hervortrat.

„Also, Herr zukünftiger Fabrikant allerersten Ranges," begann Majakin, als sei nichts geschehen, „dreihunderttausend Rubel, und dein Geschäft wird wie eine Feuersbrunst aufleuchten?"

„Und nach anderthalb Jahren lasse ich die erste Warenpartie heraus, die man mir aus den Händen reißen wird," sagte Smolin einfach und mit unerschütterlicher Ueberzeugung und richtete einen harten, kalten Blick auf den Alten.

„Also, das Haus Smolin und Majakin und sonst nichts? Ja—a ... Nur das eine ... Ist es für mich nicht zu spät, ein neues Geschäft anzufangen, was? Ich glaube, daß für mich schon längst ein Grab vorbereitet ist ... wie denkst du darüber?"

Statt einer Antwort lachte Smolin ein paar Sekunden lang klangvoll, aber gleichgültig und kalt, und sagte dann:

„Aber, lassen Sie das doch."

Der Alte fuhr bei seinem Lachen zusammen und taumelte mit einer kaum sichtbaren Körperbewegung erschrocken zurück. Nach Smolins Worten schwiegen alle drei eine Weile.

„Ja—," sagte Majakin, ohne den tiefgesenkten Kopf zu heben. „Man muß darüber nachdenken ... ich muß es mir überlegen." Dann hob er den Kopf, blickte die Tochter und den Freier forschend an und sagte finster und grob, indem er sich von seinem Sitz erhob: „Ich gehe für ein paar Minuten in mein Arbeitszimmer. Ihr werdet euch wohl ohne mich nicht langweilen."

Und er ging mit gebeugtem Rücken und gesenktem Kopf, indem er schwer mit den Füßen schlurrte.

Als die jungen Leute allein waren, wechselten sie ein paar leere Phrasen, und da sie wohl fühlten, daß das sie einander nur entfremdete, schwiegen sie, und es entstand ein schweres, unbehagliches, abwartendes Schweigen.

Ljuba nahm eine Apfelsine und begann sie mit übertriebener Achtsamkeit zu schälen, während Smolin mit gesenkten Augen seinen Schnurrbart betrachtete,

ihn dann sorgfältig mit der linken Hand glättete und eine Weile mit dem Messer spielte; dann fragte er plötzlich das Mädchen mit gesenkter Stimme:

„Entschuldigen Sie meine Unbescheidenheit! Es fällt Ihnen wohl in der That nicht leicht, mit Ihrem Vater zu leben, Ljubowj Jakowlewna ... er hat so veraltete Ansichten und — verzeihen Sie — er ist ein wenig hartherzig!"

Ljuba fuhr zusammen, blickte Smolin mit dankbaren Augen an und sagte ihm:

„Es ist nicht leicht, ich habe mich aber daran gewöhnt. Er hat auch seine Vorzüge."

„O, das ist unzweifelhaft! Aber Sie, die Sie so jung, schön, gebildet sind und solche Ansichten haben ... ich habe ja manches von Ihnen gehört."

Er lächelte so freundlich und mitfühlend, und seine Stimme klang so weich. Durch das Zimmer ging ein Hauch, der die Seele erwärmte. Und im Herzen des Mädchens leuchtete immer heller die schüchterne Hoffnung auf, das Glück zu finden und aus der engen Gefangenschaft der Einsamkeit erlöst zu werden.

Zwölftes Kapitel.

Ein dichter, grauer Nebel lag über dem Fluß, und ein Dampfschiff schwamm, dumpf ächzend, langsam gegen die Strömung. Die feuchten, kalten einfarbig-starren Wolken preßten das Dampfschiff von allen Seiten zusammen und verschlangen alle Töne, die sie in ihrer trüben Nässe auflösten. Das Brüllen der Signale, das sich aus den Pfeifen losriß, klang gedämpft, traurig und seltsam kurz: der Ton schien in der von dichtem Nebel durchtränkten Luft keinen Platz zu finden und sank naß und erstickt herab. Und das Plätschern der Dampfschiffräder klang so phantastisch dumpf, als werde es nicht hier, am Bord des Dampfers, erzeugt, sondern irgendwo tief unten, auf dem dunkeln Grund des Flusses.

Man ſah vom Dampfſchiff aus weder das Waſſer, noch die Ufer, noch den Himmel: es war von allen Seiten von etwas Bleigrauem und Trübem umfaßt, das keinerlei Abtönungen hatte, beklemmend eintönig und regungslos war, das Dampfſchiff mit ſeiner unermeßlichen Schwere niederdrückte, ſeine Bewegung hemmte und es gleichſam in ſich ſaugen wollte, wie es die Töne in ſich ſog. Trotz der dumpfen Schläge der Schaufeln auf dem Waſſer und des gleichmäßigen Zitterns des Schiffskörpers ſchien das Fahrzeug auf einer und derſelben Stelle ſchwer zu ringen, in der Agonie zu erſticken, wie ein verendendes Märchenungeheuer zu ziſchen und in der Todespein vor Schmerz und Angſt zu heulen.

Die Lichter des Dampfſchiffes waren leblos. Um die Laterne am Maſtbaum hatte ſich ein gelber, unbeweglicher Fleck gebildet; er ſtand glanzlos im Nebel über dem Schiff und beleuchtete nichts als das graue Dunkel. Das rote Bordfeuer glich einem rieſengroßen Auge, das von irgend einer grauſamen Hand herausgedrückt, jetzt blind und blutüberſtrömt war. Bleiche Lichtſtrahlen fielen aus den Schiffsfenſtern in den Nebel und hoben nur deſſen kalten, freudloſen Triumph über das von der reglosen Maſſe der drückenden Feuchtigkeit zuſammengepreßte Dampfſchiff hervor.

Der Rauch aus dem Schornſtein ſank herab und durchdrang zugleich mit den Nebelfetzen alle Ritzen des Decks, auf dem die Paſſagiere der dritten Klaſſe ſich ſchweigend in ihre Lumpen hüllten und ſich wie Schafe in einzelne Haufen zuſammendrängten. Aus dem Maſchinenraum drangen ſchwere, angeſtrengte Seufzer, zitterndes Läuten, dumpfe Kommandorufe und abgeriſſene Worte des Maſchiniſten herüber:

„Jawohl — langſamer Gang! ... Jawohl — Mittelgang.“

Auf dem Hinterteil des Schiffs, in einer mit Salzfiſchfäſſern gefüllten Ecke hatte ſich eine Menſchengruppe gelagert, die von einem elektriſchen Lämpchen beleuchtet war. Das waren geſetzte, warm und

sauber gekleidete Bauern; der eine von ihnen lag mit nach oben gekehrtem Rücken auf einer Bank, ein zweiter saß zu seinen Füßen, ein dritter stand da und lehnte sich an ein Faß, und zwei hatten sich einfach aufs Deck gesetzt. Ihre nachdenklichen, aufmerksamen Gesichter waren einem untersetzten Mann in einem verblichenen Meßgewand und in einer zerrissenen Pelzmütze zugewandt. Dieser Mann saß mit gebeugtem Rücken auf einer Kiste, blickte auf seine Füße und sprach mit leiser, sicherer Stimme:

„Gottes Langmut wird ein Ende nehmen, und sein Zorn wird sich über die Menschen entladen. Wir alle sind wie Würmer vor ihm, — wie können wir seinen Zorn von uns abwenden, mit welchen Klagen sollen wir seine Gnade anrufen?"

Von seiner trüben Stimmung gejagt, war Foma aus seiner Kajüte aufs Deck gestiegen und stand schon lange im Schatten eines mit Segeltuch bedeckten Warenhaufens, indem er der ermahnenden, sanften Stimme des Predigenden lauschte. Beim Spazierengehen auf dem Deck war er auf diese Gruppe gestoßen und blieb stehen, von der Gestalt des Wallfahrers angezogen. In diesem großen, festen Körper mit dem strengen, dunkeln Gesicht und den großen, ruhigen Augen schien ihm etwas bekannt zu sein. Das krause, halbergraute Haar, das unter dem Käppchen hervorschaute, der ungekämmte, dichte Bart, der sich in dicke Strähnen teilte, die lange, gebogene Nase, die spitzen Ohren und die dicken Lippen — das alles hatte Foma schon einmal gesehen, er konnte sich aber nicht erinnern, wann und wo das gewesen war.

„Ja—a, wir sind vor dem Herrn tief verschuldet!" sagte einer von den Bauern schwer seufzend.

„Man muß beten," flüsterte kaum hörbar der Bauer, der auf der Bank lag.

„Kann man denn mit den Worten des Gebets die sündhafte Ruchlosigkeit von der Seele wegscheuern?" rief jemand seitwärts mit lauter und fast verzweifelnder Stimme aus.

Niemand von denen, die die Gruppe um den Wallfahrer bildeten, wandte sich nach dieser Stimme um, aber die Köpfe aller senkten sich tiefer herab, und diese Menschen saßen lange Zeit unbeweglich und schweigend da. Der Wallfahrer musterte alle Zuhörer mit einem ernsten, sinnenden Blick seiner blauen Augen und sagte leise:

„Bei Jefrem Sirin heißt es: ‚Bilde deine Seele durch die Beschaulichkeit deiner Gedanken und festige deinen Willen, indem du dich von der Sünde befreist.‘“

Er senkte wieder den Kopf und ließ den Rosenkranz langsam durch seine Finger gleiten.

„Man muß also nachdenken,“ sagte einer von den Bauern. „Und wann soll der Mensch, der im Weltgetriebe lebt, nachdenken?“

„Man ist von einer Wirrnis umringt.“

„Man muß in eine Wüstenei fliehen!“ sagte der liegende Bauer.

„Nicht jeder kann das . . .“

Nach diesen Bemerkungen schwiegen die Bauern wieder. Ein Pfiff ertönte, im Maschinenraum läutete eine Glocke. Von irgendwo drang der laute Ruf herüber:

„Iwan! Zum Pegel!“

„O Gott, o heilige Jungfrau!“ ertönte ein schwerer Seufzer.

Und eine tonlose, halberstickte Stimme verkündigte:

„Neu—eun, neu—eun.“

Die Nebelfetzen drangen auf das Deck herein und schwammen als ein nackter, grauer Rauch darüber hin.

„Jetzt hört die Worte des Königs David an, liebe Leute!“ sagte der Wallfahrer und begann deutlich zu lesen, indem er den Kopf hin und her bewegte:

„Herr, leite mich in deiner Gerechtigkeit um meiner Feinde willen; richte deinen Weg vor mir her. Denn in ihrem Munde ist nichts Gewisses; ihr

Inwendiges ist Herzeleid; ihr Rachen ist ein offenes Grab; mit ihren Zungen heucheln sie. Schuldige sie, Gott, daß sie fallen von ihrem Vornehmen . . ."

„A—acht . . . Sie—ieben . . ." ertönte es in der Ferne in schweren Seufzern.

Das Dampfschiff zischte zornig auf und fuhr weiter. Das tosende Zischen des Dampfes übertönte die Worte des Wallfahrers, und Foma sah nur, wie seine Lippen sich bewegten.

„Mach, daß du weiter kommst!" ertönte ein ärgerlicher, lauter Aufschrei. „Das ist mein Platz!"

„Dein Platz?"

„Gewiß ist das mein Platz!"

„Ich werde dir eins herunterhauen, dann wirst du schon einen Platz finden. So ein Prinz!"

„Fort!"

Jetzt begann ein Handgemenge. Die Bauern, die dem Wallfahrer zuhörten, wandten ihre Köpfe dorthin, wo sich die Streitenden befanden, und der Wallfahrer schwieg seufzend. Um den Maschinenraum herum flammte gleich trockenen Aesten, die in ein verlöschendes Feuer geworfen werden, ein lebhaftes, lautes Gespräch auf.

„Wartet nur, ihr Teufel! Fort mit euch!"

„Führt sie zum Kapitän."

„Ha—ha—ha! Das ist aber ein kurzer Prozeß!"

„Er hat ihn tüchtig auf den Nacken gehauen!"

„Die Matrosen sind ein geschicktes Volk!"

„A—acht . . . Ne—eun . . ." rief der Lotse aus.

„Jawohl — mehr Dampf!" ertönte der laute Ausruf des Maschinisten.

Foma schmiegte sich, von der Bewegung des Dampfschiffs wankend, an das Segeltuch und lauschte wachsam allem, was um ihn tönte, und das alles verschmolz für ihn in ein ihm bekanntes Bild.

In Nebel und Ungewißheit, auf allen Seiten von einem undurchdringlichen Dunkel umringt, gleitet das Leben der Menschen langsam und schwer irgendwohin. Und die Menschen grämen sich ihrer Sünden

wegen, seufzen schwer, um gleich darauf eines bequemen Platzes wegen miteinander zu raufen, und nachdem sie sich des Eigentumsrechtes wegen geprügelt haben, lassen sie noch die Schläge derer, die die Ordnung im Leben überwachen, über sich ergehen. Sie suchen schüchtern nach einem freien Weg zu ihrem Ziel.

„Neu—eun . . . A—acht . . .“

Der ächzende Schrei hallt leise über das Schiff hin, und das heilige Gebet des Wallfahrers geht im Lärm des Lebens unter. Und derjenige, der über das Schicksal sinnt, kann sich von seiner Trauer nicht befreien und findet keine Freude. Foma hatte Lust, mit diesem Wallfahrer zu sprechen, in dessen stillen Worten inniger Glaube an Gott und die Furcht für die Menschen vor seinem Antlitz erklang. Die sanfte, ermahnende Stimme dieses Mannes besaß eine eigenartige Kraft, und Foma lauschte ihrem tiefen Brustton.

‚Den sollte man fragen, wie er lebt,‘ dachte Foma und musterte eingehend die große, gebeugte Gestalt. ‚Wo habe ich ihn nur gesehen? Oder sieht er einem Bekannten ähnlich?‘

Plötzlich fiel es Foma mit seltsamer Deutlichkeit ein, dieser sanfte Prediger sei niemand anders als der Sohn des alten Ananij Schtschurow. Von diesem Gedanken verblüfft, trat er zu dem Wallfahrer hin, setzte sich neben ihn und fragte ungezwungen:

„Kommst du vom Irgis, Vater?“

Dieser erhob den Kopf, wandte sein Gesicht langsam und schwer zu Foma hin, blickte ihn forschend an und sagte sanft, mit ruhiger Stimme:

„Ich war auch am Irgis!“

„Stammst du von dort?“

„Nein.“

„Und kommst du jetzt von dort?“

„Ich komme vom heiligen Stephan.“

Das Gespräch stockte. Foma hatte nicht den Mut, den Wallfahrer zu fragen, ob er Schtschurow sei.

„Wir werden uns bei dem Nebel verſpäten," ſagte jemand.

„Wie wäre es anders möglich?"

Alle ſchwiegen und blickten Foma an. Jung, hübſch, rein und reich gekleidet, wie er war, erregte er durch ſein plötzliches Auftauchen die Neugierde aller Anweſenden, er fühlte dieſe Neugierde, begriff, daß alle ein paar Worte von ihm erwarteten und erfahren wollten, warum er zu ihnen gekommen war, und das alles verwirrte und erzürnte ihn.

„Mir ſcheint, ich habe dich irgendwo geſehen, Vater," ſagte er endlich.

Der Wallfahrer antwortete, ohne ihn anzublicken:

„Das kann ſein."

„Ich möchte mit dir ſprechen," entgegnete Foma leiſe und ſchüchtern.

„Gut. Sprich nur."

„Komm mit mir."

„Wohin?"

„In meine Kajüte."

Der Wallfahrer blickte Foma ins Geſicht und willigte nach einigem Schweigen ein.

„Gehen wir."

Beim Fortgehen fühlte Foma auf ſeinem Rücken die Blicke der Bauern, und es war ihm jetzt angenehm, zu wiſſen, daß er ihr Intereſſe erweckt hatte.

In der Kajüte angelangt, fragte er freundlich:

„Vielleicht willſt du etwas eſſen? Sag's nur, ich werde beſtellen."

„Gott bewahre. Was brauchſt du denn?"

Dieſer ſchmutzige, zerlumpte Menſch, in einem vom Alter abgeblichenen, geflickten Meßgewand, ſah ſich mißtrauiſch in der Kajüte um, und als er ſich auf den Plüſchdiwan ſetzte, breitete er ſich einen von den Schößen ſeines Gewandes unter, als fürchte er, ſich am Plüſch zu beſchmutzen.

„Wie heißt du, Vater?" fragte Foma, der den Ausdruck des Widerwillens auf ſeinem Geſicht bemerkte.

„Miron.“

„Nicht Michail?“

„Warum denn Michail?“ fragte der Wallfahrer.

„Ja ... bei uns in der Stadt ... iſt der Sohn eines Kaufmanns, der Schtſchurow heißt ... auch nach dem Jrgis gegangen ... und er hieß Michail.“

Foma ſprach und blickte dabei ununterbrochen den Vater Miron an; dieſer war aber ruhig wie ein Taubſtummer.

„Ich bin ihm nicht begegnet ... ich kann mich nicht erinnern, daß ich ihm begegnet wäre,“ antwortete er nachdenklich. „Wollteſt du nach ihm fragen?“

„Ja.“

„Ich bin Michail Schtſchurow nicht begegnet. Nun leb wohl in Chriſti Namen!“ Und der Wallfahrer erhob ſich vom Diwan, verneigte ſich vor Foma und ging zur Thür.

„Aber warte doch ... bleib ſitzen ... wir wollen miteinander reden!“ rief Foma aus und ſtürzte ihm unruhig nach.

Jener blickte ihn forſchend an und ſetzte ſich wieder auf den Diwan.

Von irgendwo drang ein dumpfer Ton herein, der einem ſchweren Seufzer glich, und gleich darauf heulte über den Köpfen Fomas und ſeines Gaſtes gedehnt und gleichſam erſchrocken die Schiffspfeife auf. Man antwortete ihr ſchon deutlicher aus der Ferne, und ſie brüllte wieder in abgeriſſenen, ängſtlichen Schreien auf. Foma öffnete das Fenſter. Jm Nebel in der Nähe des Dampfſchiffs bewegte ſich etwas lärmend, Flecken von geiſterhaftem Licht ſchwammen vorüber, der Nebel wallte auf und erſtarrte dann wieder in totenähnlicher Regloſigkeit.

„Wie ſchrecklich!“ rief Foma aus und ſchloß das Fenſter.

„Wovor ſollte man ſich fürchten?“ fragte der Wallfahrer.

„Sieh nur, es iſt weder Tag noch Nacht, weder Licht noch Dunkelheit! Man ſieht nichts ... wir

schwimmen irgendwohin und irren auf dem Fluß herum."

„Wenn man ein inneres Feuer und Licht in der Seele hat, dann sieht man alles," sagte der Wallfahrer belehrend und streng.

Foma fühlte bei diesen kalten Worten ein Mißbehagen und blickte den Wallfahrer von der Seite an. Er saß unbeweglich, mit gesenktem Kopfe da und schien in seinen Gedanken und im Gebet erstarrt zu sein. Der Rosenkranz raschelte leise in seinen Händen.

Seine Stellung erweckte in Foma eine ungezwungene Kühnheit, und er fragte:

„Sag, Vater Miron, es ist gut so ... in voller Freiheit zu leben ... ohne Arbeit, ohne Verwandte ... und so wie du herumzuwandern?"

Vater Miron hob den Kopf und lachte seltsam, kindlich und sanft auf. Sein ganzes Gesicht, das vom Wind und von der Sonne gebräunt war, leuchtete in innerlicher Freude auf. Er war jetzt ein andrer Mensch, nicht der Prediger eines rechtschaffenen Lebens und der Gottesfurcht, sondern ein einfacher, guter Bauer, dessen sanftes Lachen auch bei Foma ein gutmütiges Lächeln hervorrief. Doch nachdem Miron zu lachen aufgehört und Foma angeblickt hatte, seufzte er tief auf und sagte kurz:

„Wie könnte das schlecht sein?"

„Du bist also mit deinem Leben zufrieden?"

„Ich belästige Gott nicht mit meinem Murren ... es geht, ich lebe! Das Bettlerleben ist wahrhaft göttlich ... es ist das einzige, das von den Fesseln der Welt frei ist."

„Und ich —" wollte Foma beginnen, er brach aber ab und schwieg. Ihm klang noch immer dieses beneidenswerte, frohe Lachen in den Ohren.

„Warum bist du aus der Welt gegangen?" fragte er nach einem Schweigen.

„Ich war den Meinigen fremd," antwortete Miron ruhig, dann betrachtete er die Kajüte mit

einem aufmerksamen, beobachtenden Blick und sagte mit geringschätzigem Bedauern:

„Wie das gebaut ist! Sie schmücken und schmücken sich immer von außen, und innen ist alles Plunder."

„Ja," sagte Foma gedehnt und blickte durchs Fenster. „Du fühlst dich also wohl beim Wandern? Man ist frei, wenn man allein lebt?"

„Ach, mein Bruder!" rief der Wallfahrer leise aus, rückte zu Foma hin und blickte ihm freundlich und traurig ins Gesicht. „Ich fühle — deine Seele ist verwirrt ... ist's so?"

Foma nickte schweigend mit dem Kopf und blickte Miron erwartungsvoll an. Das Gesicht des Wallfahrers leuchtete in stiller Freude, er berührte Fomas Kniee mit der Hand und begann mit herzlicher Stimme:

„Wirf alles Weltliche von dir, denn es ist nur Bitternis darin. Ich sage dir ein wahres Wort, — kehre dich vom Bösen ab. Erinnerst du dich, es heißt: ‚Wohl dem, der nicht wandelt im Rat der Gottlosen, noch tritt auf den Weg der Sünder!' Kehre dich davon ab, labe deine Seele an der Einsamkeit, und fülle sie mit dem Gedanken an Gott. Denn nur der Gedanke an ihn kann den Menschen vor Unreinheit bewahren."

„Das ist nicht das Richtige," sagte Foma. „Ich brauche mein Seelenheil nicht zu suchen ... habe ich denn viel gesündigt? Da braucht man nur die andern anzusehen ... Ich möchte nur alles verstehen."

„Du wirst alles verstehen, wenn du dich von der Welt lossagst. Geh einmal auf die freie Landstraße hinaus, in die Felder, die Steppen, die Thäler und Berge. Geh hin und sieh dir die Welt in der Freiheit und aus der Ferne an."

„Das ist's!" rief Foma aus. „Das glaube ich auch. Aus der Ferne sieht man's besser!"

Miron beachtete seine Worte nicht und sprach so leise, als handle es sich um ein großes Geheimnis, das nur ihm bekannt war.

„Die dichten Wälder um dich herum werden dir mit süßer Stimme von Gottes Weisheit rauschen; die Vögel des Herrn werden dir von seinem heiligen Ruhm singen, und die Steppengräser spenden der heiligen Jungfrau Weihrauch.“

Bald hob sich die Stimme des Wallfahrers und bebte vor Gefühlsandrang, bald senkte sie sich bis zum heimlichen Flüstern. Er schien sich verjüngt zu haben; seine Augen glänzten so sicher und klar, und sein ganzes Gesicht leuchtete von dem glücklichen Lächeln eines Menschen, der für sein Gefühl und seine Freude einen Ausdruck gefunden hat und der jauchzt, indem er sie in Worte kleidet.

„In jedem Grashalm schlägt das Herz des Herrn; jedes Insekt in der Luft und auf der Erde atmet seinen heiligen Atem ein: überall lebt der Herr Jesus Christus! Wie viel Schönheit ist auf der Erde, in den Feldern und in den Wäldern! Warst du auf dem Kerschenz? Dort herrscht eine unvergleichliche Stille, dort sind paradiesische Bäume und Gräser ...“

Foma hörte zu, und seine durch die stille, bezaubernde Erzählung gebannte Phantasie malte ihm weite Felder und dichte Wälder aus, voller Schönheit und Stille, die die Seele mit Frieden erfüllen.

„Man liegt unter einem Strauch und schaut in den Himmel, und der Himmel sinkt immer mehr herab, als wollte er einen umarmen ... Es wird einem warm, still und freudig ums Herz, man wünscht nichts und hat keinen Neid in sich. Es ist, als ob man auf der ganzen Welt mit Gott allein wäre ...“

Der Wallfahrer sprach, und seine Stimme und seine singende Rede erinnerten Foma an die herrlichen Märchen der alten Tante Anfissa. Er hatte das Gefühl, als trinke er nach einem langen Weg an einem heißen Tage das reine, kühle, nach Gräsern und Blumen duftende Wasser einer Waldquelle. Immer deutlicher entrollten sich vor ihm lichte Bilder. Da ist ein Fußweg in einem Walddickicht; durch die Aeste der Bäume dringen seine Sonnen-

ſtrahlen und zittern in der Luft und unter den Füßen des Wanderers. Es riecht appetitlich nach Pilzen und nach morſchem Laub; der Honigduft der Blumen und der intenſive Harzgeruch der Föhren ſteigt unſichtbar in die Luft und durchdringt die Bruſt als eine warme, dichte Welle. Ringsumher iſt Stille, nur die Vögel ſingen, und dieſe Stille iſt ſo herrlich, daß es ſcheint, auch die Vögel ſingen in der eignen Bruſt. Man geht ohne Eile, und das Leben vergeht wie ein Traum ...

Und hier iſt alles vom grauen, toten Nebel umfangen, und wir irren pfadlos darin umher, indem wir uns nach Freiheit und Licht ſehnen ... Jetzt ſingt man unten mit kaum hörbaren Stimmen, es iſt halb ein Lied, halb ein Gebet. Jetzt ſchreit und ſchimpft wieder jemand. Und alle ſuchen den Weg:

„Siebeneinhalb ... Sieben!“

„Und du ſorgſt dich um nichts,“ ſprach der Wallfahrer, und ſeine Stimme murmelte wie ein Bach, „ein Stück Brot giebt man dir überall; und was brauchſt du ſonſt noch in deiner Freiheit? In der Welt legen ſich die Sorgen wie Feſſeln um die Seele.“

„Du ſprichſt ſo ſchön,“ ſagte Foma ſeufzend.

„Mein lieber Bruder!“ rief der Wallfahrer leiſe aus und rückte noch näher zu ihm hin. „Wenn die Seele erwacht iſt und nach Freiheit verlangt, ſchläfere ſie nicht gewaltſam ein, höre auf ihre Stimme ... Die Welt und ihre Reize haben nichts Schönes und Heiliges in ſich — weswegen ſollte man ſich ihren Geſetzen unterwerfen? Bei Johannes Chryſoſtomus heißt es: ‚Jeder Menſch iſt ein wahres Schekinach!‘ Schekinach iſt ein hebräiſches Wort und bedeutet: das Allerheiligſte. Alſo —“

Das langgezogene Heulen der Pfeife übertönte ſeine Stimme. Er horchte auf, erhob ſich raſch vom Diwan und ſagte:

„Wir kommen gleich zur Halteſtelle; ich muß hier ausſteigen. Leb wohl, Bruder! Gott gebe dir

Mut und Kräfte, den Wunsch deiner Seele zu erfüllen! Leb wohl, mein Teurer!"

Er verneigte sich tief vor Foma. Es war etwas Weiblichsanftes und Liebes in seinen Abschiedsworten und in seinem Gruß. Auch Foma verneigte sich tief vor ihm und erstarrte mit gesenktem Kopf, indem er sich mit der Hand auf den Tisch stützte.

„Komme zu mir, wenn du in der Stadt bist," bat er den Wallfahrer, der eifrig an dem Griff der Kajütenthür drehte.

„Ich werde kommen ... Leb wohl! Gott schütze dich! ..."

Als das Schiffsbord gegen die Landungsbrücke stieß, trat Foma auf die Galerie hinaus und blickte in den Nebel hinab. Viele Menschen gingen vom Dampfschiff über die Stege, doch er konnte unter diesen dunkeln Gestalten, die vom dichten Nebel umhüllt waren, den Wallfahrer nicht erkennen. Alle, die aus dem Dampfschiff ausstiegen, waren gleich undeutlich zu sehen, und alle verschwanden rasch aus den Augen, als zergingen sie in den grauen Dämpfen. Man sah weder das Ufer noch sonst etwas Festes, die Landungsbrücke schaukelte sich bei den Stößen des Dampfschiffs, darüber hob sich die Laterne als ein gelber Fleck ab, das Geräusch der Schritte und des geschäftigen Treibens der Menge war dumpf.

Das Dampfschiff setzte sich in Bewegung und drang in die Nebelwolken hinein. Der Wallfahrer, die Landungsstelle, der Lärm der Menschenstimmen — das alles verschwand plötzlich wie ein Traum, und wieder blieb nur das undurchdringliche Dunkel und das Dampfschiff zurück, das sich schwer darin fortbewegte. Foma blickte auf das tote Nebelmeer vor sich und dachte an den blauen, wolkenlosen, freundlichen und warmen Himmel — wo war er?

Am nächsten Tag gegen Mittag saß er in Jeschows Zimmer und ließ sich von seinen Kameraden die Stadtneuigkeiten erzählen. Jeschow hatte sich auf den mit Zeitungen besäten Tisch gesetzt und erzählte, indem er die Füße baumeln ließ:

„Jetzt hat der Wahlkampf begonnen; die Kaufmannschaft schlägt deinen Paten, den alten Teufel, zum Bürgermeister vor. Er ist unsterblich wie der Teufel, obgleich er wohl schon sein hundertundfünfzigstes Jahr vollendet hat. Er verheiratet seine Tochter mit Smolin ... kannst du dich an diesen Rothaarigen erinnern? Man sagt, daß er ein anständiger Mensch ist ... doch wie jetzt die Zeiten sind, nennt man auch kluge Schurken anständig ... denn es giebt keine — Menschen! Jetzt spielt sich der Afrikan auf den gebildeten Mann hinaus, es ist ihm schon gelungen, in die intelligentere Gesellschaft einzudringen; er hat irgendwo etwas gespendet und ist gleich in den Vordergrund getreten. Nach seinem Gesicht zu urteilen, ist er ein Schuft erster Ordnung, er wird aber trotzdem eine Rolle spielen, denn er versteht sich zu mäßigen. Ja, Bruder, der Afrikan ist ein Liberaler. Und ein liberaler Kaufmann ist eine Kreuzung des Wolfs und Schweines mit der Kröte und Schlange."

„Der Teufel hole sie alle!" sagte Foma gleichgültig. „Was gehen sie mich an? Was treibst du? Trinkst du immer?"

„Ich trinke! Warum sollte ich denn nicht trinken?"

Halbangekleidet und zerrauft, sah Jeschow einem abgerupften Vogel ähnlich, der soeben einen Kampf bestanden hat und bei dem die Erregung noch nicht überwunden ist.

„Ich trinke, weil ich von Zeit zu Zeit die Flamme meines gekränkten Herzens bändigen muß ... Und du, morscher Baumstumpf, glimmst du noch immer langsam weiter?"

„Ich muß zum Alten gehen," sagte Foma und runzelte die Stirn.

„Wag es nur."

„Ich hab' keine Lust ... er wird mir eine Predigt halten."

„Geh also nicht hin."

„Ich muß aber!"

„Dann geh!“

„Was machst du für Faxen!“ sagte Foma unzufrieden. „Als ob es dir wirklich froh zu Mut wäre!“

„Mir ist, bei Gott, froh zu Mut!“ rief Jeschow aus und sprang vom Tisch herab. „Wie hab' ich gestern einen Kerl in der Zeitung abgekanzelt! Und dann habe ich einen klugen Witz gehört: Eine Gesellschaft sitzt am Meeresstrand und philosophiert lang und breit über das Leben. Und ein Jude sagt: ‚Meine Herren! Wozu braucht's so viel verschiedene Worte? Ich werde euch alles auf einmal sagen: Unser Leben ist nicht eine Kopeke wert, ebenso wie dieses wilde Meer!‘“

„Laß das doch!“ sagte Foma. „Adieu, ich gehe!“

„Geh nur! Ich bin heute in gehobener Stimmung und kann nicht mit dir stöhnen . . . um so mehr, als du nicht einmal stöhnst, sondern grunzst.“

Foma ging, und Jeschow blieb zurück und sang aus voller Kehle:

„Schlage die Trommel und — fürchte dich nicht.“

‚Die Trommel . . . du bist selbst eine Trommel,‘ dachte Foma gereizt, indem er langsam auf die Straße trat.

Bei Majakins wurde er von Ljuba empfangen. Erregt und freudig erschien sie plötzlich vor ihm und sagte rasch:

„Du bist es? Mein Gott! Wie blaß du bist . . . wie mager . . . Man sieht, daß du ein nettes Leben führst!“

Dann wurde ihr Gesicht von Erregung verzerrt, und sie rief beinahe flüsternd aus:

„Ach, Foma! Du weißt ja nichts! Hörst du? Es läutet! Vielleicht ist er es!“

Das Mädchen stürzte aus dem Zimmer und ließ das Rascheln ihres Seidenkleides in der Luft zurück. Foma blieb erstaunt stehen; er hatte nicht einmal Zeit gehabt, sie nach ihrem Vater zu fragen.

Jakow Taraſſowitſch war zu Hauſe. Er ſtand im langen Galarock und mit Orden auf der Bruſt in der Thür und hielt ſich mit den ausgeſtreckten Händen an den Thürpfoſten feſt. Seine grünen Augen muſterten Foma, und als dieſer ihren Blick auf ſich ſpürte, hob er den Kopf und begegnete ihnen.

„Guten Tag, mein lieber Herr!“ begann der Alte und wiegte vorwurfsvoll den Kopf. „Woher geruhen Sie zu kommen? Wer hat Ihnen Ihr ganzes Fett ausgeſaugt? Iſt's denn wahr, daß die Sau nach einer Pfütze ſucht, und Foma nach einem Ort, wo es ihm recht ſchlecht geht?“

„Haben Sie keine andern Worte für mich?“ fragte Foma düſter, indem er den Alten ſtarr anblickte.

Und plötzlich ſah er, daß der Alte zuſammenfuhr, ſeine Füße begannen zu zittern, die Augen blinzelten oft, und die Hände krallten ſich mit Anſtrengung an die Thürpfoſten.

Foma machte eine Bewegung zu ihm hin, da er glaubte, dem Alten ſei übel, aber Jakow Taraſſowitſch ſagte mit dumpfer, zorniger Stimme:

„Geh zur Seite, mach Platz.“ Und ſein Geſicht nahm den gewohnten Ausdruck an.

Foma trat zurück und ſah, daß neben ihm ein kleiner, runder Menſch ſtand, der ſich vor Majakin verneigte und mit heiſerer Stimme ſagte:

„Guten Tag, Vater!“

„Gu—uten Tag, Taraß Jakowlewitſch, guten Tag!“ antwortete der Alte, und verneigte ſich mit einem verwirrten Lächeln, ohne die Thürpfoſten loszulaſſen.

Foma trat verlegen zur Seite, ſetzte ſich auf einen Seſſel und begann, vor Neugierde verſteinert, die Begegnung des Vaters und des Sohnes mit weit offenen Augen zu beobachten.

Der Vater ſtand in der Thür und wiegte ſeinen hinfälligen Körper, indem er ſich mit den Händen gegen die Thürpfoſten ſtützte, er hatte den Kopf zur Seite geneigt und blickte mit zugekniffenen Augen

den Sohn schweigend an. Der Sohn stand drei Schritte von ihm entfernt, hielt den schon ergrauten Kopf hoch erhoben, runzelte die Brauen und blickte den Vater mit den großen, dunkeln Augen an. Der spitze schwarze Kinnbart und der kleine Schnurrbart zitterten auf seinem trockenen Gesicht, mit der Nase, die knorpelig wie beim Vater war. Auch der Hut zitterte in seiner Hand. Hinter seiner Schulter sah Foma Ljubas bleiches, zugleich erschrockenes und freudiges Gesicht; sie blickte den Vater mit flehenden Augen an, und es schien, sie würde gleich aufschreien. Ein paar Sekunden schwiegen alle und bewegten sich nicht, von der Macht dessen, was sie fühlten, überwältigt. Das Schweigen wurde von Jakow Majakins leiser, seltsam tonloser und zitternder Stimme gebrochen:

„Du bist alt geworden, Taraß."

Der Sohn lächelte schweigend dem Vater ins Gesicht und musterte ihn mit einem raschen Blick vom Kopf bis zu den Füßen.

Der Vater riß die Hände von den Pfosten los, schritt dem Sohn entgegen und blieb plötzlich mit einem finsteren Gesicht stehen. Jetzt kam Taraß Majakin mit einem einzigen großen Schritt auf den Vater zu und streckte ihm die Hand entgegen.

„Nun ... wollen wir uns küssen! ..." schlug der Vater leise vor.

Die beiden Männer umschlangen sich krampfhaft mit den Armen, küßten einander fest und traten zurück. Die Runzeln des älteren zuckten, das trockene Gesicht des jüngeren war unbeweglich und fast streng. Das Küssen hatte an der äußeren Seite dieser Scene nichts geändert, nur Ljuba schluchzte freudig auf, und Foma rückte auf seinem Sessel schwerfällig hin und her, da er fühlte, daß ihm der Atem versagte.

„Ach, ihr Kinder, ihr seid die Wunden des Herzens und nicht seine Freude," klagte Jakow Tarassowitsch mit schriller Stimme, und er hatte wohl vieles in diese Worte hineingelegt, denn gleich darauf begann er zu strahlen, nahm eine strammere Haltung

an und sagte mit gehobener Stimme, indem er sich an seine Tochter wandte:

„Und du bist vor Rührung ganz zerflossen! Also tummle dich, und richte für uns etwas her ... Thee und was dazu gehört ... Wir wollen den verlorenen Sohn bewirten! Du hast wohl vergessen, Alter, wie dein Vater aussieht?“

Taraß Majakin sah seinen Vater mit dem sinnenden Blick seiner großen Augen an und lächelte schweigend; er war ganz schwarz gekleidet, so daß das graue Haar auf seinem Kopfe und in seinem Bart noch krasser abstach.

„Nun, setze dich! Erzähle, wie du gelebt und was du gethan hast? Wohin schaust du? Ah! Das ist mein Taufkind ... Ignat Gordjejews Sohn, Foma ... Kannst du dich an Ignat erinnern?“

„Ich kann mich noch an alles erinnern,“ sagte Taraß.

„So? Das ist gut, wenn es nicht bloße Prahlerei ist. Nun, bist du verheiratet?“

„Ich bin verwitwet.“

„Hast du Kinder?“

„Sie sind gestorben, ich habe zwei gehabt.“

„Scha—ade! Ich hätte Enkel gehabt!“

„Darf ich rauchen?“ fragte Taraß den Vater.

„Nur los! Sieh mal an, du rauchst ja Zigarren!“

„Lieben Sie das nicht?“

„Ich? Nur los, mir ist es ganz einerlei. Ich meine nur, daß eine Zigarre so herrschaftlich aussieht.“

„Und warum sollte man sich geringer als die Herrschaften schätzen?“ sagte Taraß lächelnd.

„Schätze ich uns denn geringer?!“ rief der Alte aus. „Ich habe es nur so gesagt, mir kommt das komisch vor. So ein solider Alter, mit einem Bart nach der ausländischen Manier, und mit einer Zigarre zwischen den Zähnen. Wer ist das? Mein Sohn — ha—ha—ha!“ Der Alte stieß Taraß in die Schulter und sprang von ihm zurück, als fürchte

er, seine Freude sei zu frühzeitig, und als zweifle er, ob er diesen halbergrauten Mann richtig behandelte. Und er blickte forschend und mißtrauisch in die großen Augen des Sohnes, die von gelblichen Wülsten umringt waren.

Taraß lächelte den Vater freundlich und herzlich an und sagte sinnend zu ihm:

„So sind Sie mir im Gedächtnis geblieben, lustig und lebhaft. Es ist, als hätten Sie sich im Laufe dieser Jahre nicht im geringsten verändert."

Der Alte richtete sich stolz auf und sagte, indem er sich mit der Faust auf die Brust schlug:

„Ich werde mich niemals verändern! Denn das Leben hat keine Macht über den Menschen, der sich seines Wertes bewußt ist! Ist's so?"

„O! Wie stolz Sie sind!"

„Ich bin wohl meinem Sohn nachgeraten!" sprach der Alte mit einer schlauen Grimasse. „Weißt du, Bruder, mein Sohn hat siebzehn Jahre aus Stolz geschwiegen."

„Das war deshalb, weil der Vater ihn nicht hören wollte," berichtigte Taraß.

„Schon gut! Vergessen wir, was gewesen ist. Gott allein weiß, wer schuldig ist und vor wem. Er ist gerecht und wird es dir sagen, warte nur! Und ich werde schweigen. Wir haben jetzt keine Zeit, davon zu sprechen. Sage lieber, womit du dich in diesen Jahren beschäftigt hast. Wie bist du in die Sodafabrik geraten? Wie hast du dich fortgebracht?"

„Das ist eine lange Geschichte!" sagte Taraß seufzend und begann langsam, nachdem er eine ungeheure Rauchwolke herausgeblasen hatte: „Als ich die Erlaubnis erhielt, in der Freiheit zu leben, trat ich ins Comptoir des Verwalters der Remesowschen Goldgruben ein."

„Ich kenne sie, das sind steinreiche Leute! Es sind drei Brüder, ich kenne sie alle! Der erste ist ein Krüppel, der zweite ein Dummkopf und der dritte ein Geizhals. Erzähle weiter!"

„Ich habe zwei Jahre lang bei ihm gedient und habe dann seine Tochter geheiratet!“ erzählte Taraß mit heiserer Stimme.

„Die Tochter des Verwalters? Das war nicht dumm.“

Taraß wurde nachdenklich und schwieg eine Weile. Der Alte blickte in sein trauriges Gesicht und verstand den Sohn.

„Du hast also mit deiner Frau glücklich gelebt,“ sagte er. „Was ist denn da zu machen? Der Tote gehört ins Paradies, und der Lebendige muß weiterleben. Du bist ja nicht gar so alt. Bist du schon lange Witwer?“

„Das dritte Jahr.“

„So? Und wie bist du in die Fabrik gekommen?“

„Sie gehört meinem Schwiegervater.“

„So ist's! Wieviel bekommst du dort?“

„Ungefähr fünftausend Rubel.“

„Hm, das ist kein trockener Bissen. Ja—a! So weit hat es also der Zuchthäusler gebracht!“

Taraß blickte den Vater fest an und fragte ihn trocken:

„Sagen Sie einmal — warum glauben Sie, daß ich bei den Zwangsarbeiten war?“

Der Alte blickte den Sohn voll Erstaunen an, das bald in Freude überging.

„Also wie war's? Ist's nicht so?“

„Der Kuckuck hol's! Erzähle, wie es war! Sei nicht beleidigt! Kann man denn daraus klug werden? Es heißt — nach Sibirien! Nun, und dort sind die Zwangsarbeiten!“

„Um das ein für allemal festzustellen,“ sagte Taraß ernst und mit Nachdruck, indem er sich mit der Hand aufs Knie klopfte, „werde ich Ihnen jetzt gleich erzählen, wie sich das alles zutrug. Ich war für sechs Jahre als Ansiedler nach Sibirien verschickt und lebte während der ganzen Verbannungszeit im Lener Gebirgskreis. Außerdem war ich neun Monate in Moskau im Gefängnis, das ist alles!“

„So ist es! Warum hieß es denn anders?“

murmelte Jakow Taraſſowitſch freudig und verwirrt.

„Man hat hier dieſes ſinnloſe Gerücht verbreitet.“

„Das ſtimmt ſchon, daß es ſinnlos iſt,“ ſagte der Alte bedauernd.

„Und hat mir dadurch einmal ſehr geſchadet.“

„Wirklich? Iſt's möglich?“

„Ja! Ich war im Begriff, meine Geſchäfte zu beginnen, und habe aus dieſem Grunde meinen Kredit eingebüßt.“

„Pfui!“ ſagte Jakow Majakin und ſpuckte erbittert aus. „Solche Teufel! Da ſoll einer nur reden!“

Foma ſaß in ſeiner Ecke, hörte die ganze Zeit über aufmerkſam dem Geſpräch der Majakins zu, beobachtete unausgeſetzt den Neuangekommenen und blinzelte verblüfft mit den Augen. Da ihm Ljubas Verhalten ihrem Bruder gegenüber im Gedächtnis und er von ihren Erzählungen über Taraß einigermaßen beeinflußt war, erwartete er, in ihm etwas Ungewöhnliches zu finden, das den andern Menſchen nicht ähnlich ſah. Und vor ihm ſaß ein ſolider, dicker Menſch, der tadellos gekleidet war, ſtrenge Augen hatte, dem Vater ſehr ähnlich ſah und ſich nur durch die Zigarre und das ſchwarze Bärtchen von ihm unterſchied. Er ſprach kurz, ſachlich und von ganz gewöhnlichen Dingen — was war denn das Ungewöhnliche an ihm? Jetzt begann er dem Vater von den Vorteilen der Sodaproduktion zu erzählen. Er war auch gar nicht zu den Zwangsarbeiten verurteilt geweſen — Ljuba hatte das erdichtet. Und Foma hatte ein angenehmes Gefühl, als er ſich vorſtellte, wie er mit Ljuba von ihrem Bruder ſprechen würde.

Sie erſchien während der Unterredung des Vaters und des Bruders ab und zu an der Thür. Ihr Geſicht ſtrahlte vor Glück, und ihre Augen muſterten entzückt die ſchwarze Geſtalt des Bruders, der einen ſo ganz beſonderen, dicken Rock mit Taſchen an den Seiten und mit großen Knöpfen trug. Sie ging

auf den Fußspitzen und streckte immer den Hals in der Richtung des Bruders aus. Foma blickte sie fragend an, doch sie bemerkte ihn nicht und lief fortwährend mit Tellern und Flaschen in den Händen an der Thür vorbei.

Es kam so, daß sie gerade dann ins Zimmer hereinsah, als der Bruder dem Vater von Sibirien erzählte. Sie blieb regungslos, mit dem Präsentierbrett in den ausgestreckten Händen, stehen und hörte alles mit an, was der Bruder von der erduldeten Strafe erzählte. Nachdem sie das gehört hatte, ging sie langsam fort, ohne Fomas verblüfften und spöttischen Blick aufzufangen. Da er in seine Gedanken an Taraß versunken war und sich ein wenig gekränkt fühlte, weil ihn niemand beachtete, und weil Taraß, seitdem er ihm bei der ersten Bekanntschaft die Hand gedrückt hatte, ihn kein einzigesmal anblickte, hörte er für eine Weile auf, dem Gespräch der Majakins zu folgen, und fühlte plötzlich, daß er bei der Schulter gepackt wurde. Er fuhr zusammen und sprang auf, wobei er den Paten, der mit erregtem Gesicht vor ihm stand, fast umgeworfen hätte.

„Sieh her! Das ist ein Mensch! Das ist ein Majakin! Man hat ihn in Lauge ausgekocht, hat aus ihm Oel gepreßt, und er lebt! Und ist reich! Verstehst du? Ohne jede Hilfe ... Ganz allein hat er sich zu seinem Platz durchgerungen und ist stolz! Das heißt ein Majakin! Ein Majakin ist ein Mensch, der sein Schicksal in seinen Händen hält. Verstehst du? Lerne von ihm! Schau ihn an! Unter hundert Menschen giebt es so einen nicht, da mußt du unter Tausenden suchen ... Nun was? Wisse also: einen Majakin kann man aus einem Menschen weder zum Teufel, noch zum Engel schmieden."

Durch diese stürmische Anrede verblüfft, verlor Foma seine Fassung und wußte dem Alten auf dessen lautes Loblied nichts zu erwidern. Er sah, daß Taraß seine Zigarre ruhig rauchte, den

Vater anſah, und daß ſeine Mundwinkel in einem Lächeln erzitterten. Sein Geſicht war herablaſſend zufrieden, und ſeine ganze Geſtalt hatte etwas Herrſchaftliches und Stolzes. Ihn ſchien die Freude des Alten zu amüſieren.

Jakow Taraſſowitſch ſtieß Foma mit dem Finger auf die Bruſt und ſagte:

„Ich kenne ihn, meinen leiblichen Sohn, nicht ... er hat mir ſeine Seele nicht eröffnet ... Vielleicht iſt die Kluft zwiſchen uns ſo groß geworden, daß ein Adler nicht hinüberfliegen und ein Teufel nicht herüberkriechen kann ... Vielleicht iſt ſein Blut ſo verdunſtet, daß nicht einmal der Geruch des Vaters mehr drin iſt. Aber er iſt ein Majakin! Und ich fühle das gleich heraus. Ich fühle es und ich ſage: Heute ſprichſt du deinen Sklaven von ſeinen Sünden los, o Herr!“

Der Alte zitterte im Fieber ſeines Jubels und ſchien vor Foma zu tanzen.

„Beruhigen Sie ſich Vater,“ ſagte Taraß, indem er ſich gemächlich vom Seſſel erhob und zum Vater trat. „Warum verwirren Sie den jungen Mann? Kommen Sie und ſetzen Sie ſich.“

Er lächelte Foma flüchtig an, nahm den Vater beim Arm und führte ihn zum Tiſch hin.

„Ich glaube an das Blut!“ ſagte Jakow Taraſſowitſch. „An das erbliche Blut ... darin liegt die ganze Macht! Ich kann mich erinnern, wie mein Vater zu mir ſprach: ‚Jakow, du biſt mein echtes Blut!‘ So iſt's. Das Blut der Majakins iſt dicht, es fließt vom Vater zum Vater über, und kein Weib auf der Welt kann es jemals verdünnen ... Wir werden Champagner trinken! Wollen wir? Alſo gut! Erzähle mir wieder, erzähle von dir, wie war es dort, in Sibirien?“

Und als ihn wieder irgend ein Gedanke erſchreckte und ernüchterte, richtete der Alte ſeine forſchenden Augen auf das Geſicht des Sohnes. Nach ein paar Minuten erregten die eingehenden und doch kurzen Antworten des Sohnes ſeine lauten Freudekund-

gebungen. Foma hörte noch immer zu und beobachtete, indem er in seiner Ecke saß.

„Das Goldgraben ist natürlich ein solides Geschäft," sagte Taraß ruhig und mit wichtiger Miene, „es ist aber doch eine gewagte Spekulation und erfordert ein bedeutendes Kapital. Die Erde erzählt kein Wort davon, was sie in sich verbirgt. Es ist sehr einträglich, mit den Bewohnern von Sibirien zu thun zu haben. Der Handel wirft dort, selbst bei ungünstigen Verhältnissen, ungeheure Zinsen ab. Das ist schon ein ganz unfehlbares Unternehmen. Man muß aber hinzufügen, daß es langweilig ist. Es erfordert nicht viel Verstand, und ein hervorragender Mensch mit großem Unternehmungsgeist hat darin keinen Raum, um seine geistige Kraft zu entfalten."

Ljuba kam herein und forderte alle auf, ins Speisezimmer hinüberzugehen.

Als die Majakins vorausgegangen waren, zupfte Foma Ljuba leise am Aermel, und sie blieb mit ihm allein zurück, indem sie ihn eilig fragte:

„Was hast du?"

„Nichts!" sagte Foma lächelnd. „Ich wollte dich nur fragen, ob du dich freust."

„Und ob!" rief Ljuba aus.

„Worüber denn?"

„Das heißt, wieso?"

„Worüber?"

„Du bist seltsam!" sagte Ljuba und blickte ihn erstaunt an. „Siehst du denn nicht?"

„Was denn?" fragte Foma spöttisch.

„Was ist denn nur mit dir?" fragte Ljuba, indem sie ihn beunruhigt anblickte.

„Ach du!" sagte Foma laut mit geringschätzigem Bedauern. „Kann denn dein Vater, kann denn unser Kaufmannstand etwas Gutes erzeugen? Wie kann man von einer Rübe Himbeeren erwarten! Und du hast mir vorerzählt: Taraß ist so und so. Was steckt in ihm? Er ist ein Kaufmann wie alle andern. Er hat auch einen Bauch, wie ihn die

Kaufleute haben ... Ha, ha!“ Er war befriedigt, als er sah, daß das Mädchen über seine Worte entrüstet war und bald errötend und bald erbleichend an ihren Lippen nagte.

„Du ... du, Foma,“ begann sie keuchend und schrie ihn plötzlich an, indem sie mit dem Fuß stampfte: „Untersteh dich nicht, mit mir zu sprechen.“

Auf der Schwelle des Zimmers wandte sie ihm ihr zorniges Gesicht zu und warf ihm halblaut, doch voll Kraft hin:

„Du boshafter Mensch, du!“

Foma lachte auf. Er hatte keine Lust, zu Tische zu gehen und mit den drei glücklichen Menschen beisammen zu sein, die lebhaft miteinander sprachen. Er hörte ihre frohen Stimmen, ihr zufriedenes Lachen, das Klirren des Geschirrs und begriff, daß er mit der Schwere auf seinem Herzen keinen Platz neben ihnen hatte. Er hatte nirgends einen Platz. Er dachte, er würde sich unter den Menschen wohler fühlen, wenn sie ihn alle hassen würden, wie Ljuba es jetzt that. Dann würde er wissen, wie er sich ihnen gegenüber verhalten sollte, und würde etwas finden, was er ihnen sagen könnte. Jetzt konnte er nicht klar darüber werden, ob sie ihn bemitleideten oder ihn auslachten, weil er sich verirrt hatte und sich nirgends heimisch fühlte. Nachdem Foma eine Weile einsam in der Mitte des Zimmers gestanden hatte, faßte er, ohne sich dessen bewußt zu werden den Entschluß, aus diesem Hause, in dem die Menschen sich freuten und er überflüssig war, fortzugehen. Als er auf die Straße trat, fühlte er sich durch die Majakins verletzt: es waren ja trotz allem die einzigen Menschen auf der Welt, die ihm nahe standen.

Er glaubte das Gesicht des Paten vor sich zu sehen; die vor Erregung zuckenden Muskeln waren vom freudigen Glanz seiner grünen Augen erhellt und schienen ein phosphorescierendes Leuchten auszustrahlen.

‚Im Dunkel leuchtet auch faules Holz,‘ dachte

er boshaft. Dann tauchte vor ihm das ruhige und ernste Gesicht von Taraß und daneben die ihm zustrebende Gestalt Ljubas auf. Das erregte in ihm die Gefühle des Neides und der Traurigkeit.

„Wer wird mich so ansehen? ... Keine Seele!“

Er erwachte von seinem Brüten am Ufer bei den Landungsstellen, wo ihn der Lärm der Arbeit weckte. Ueberall trug und fuhr man verschiedene Waren; die Menschen bewegten sich eilig und geschäftig, sie trieben zornig die Pferde an, schrieen einander etwas zu und erfüllten die Straße mit dem ungeordneten Gewirr und dem betäubenden Lärm der eiligen Arbeit. Sie waren auf einem schmalen, mit Steinen gepflasterten Erdstreifen beschäftigt, der auf der einen Seite mit hohen Häusern bebaut war und auf der andern Seite sich als ein steiler Abhang zum Fluß herabsenkte; ihr eiliges Treiben rief in Foma die Vorstellung hervor, sie seien alle bereit, von dieser Arbeit, die im Schmutz, im Gedränge und im Lärm verrichtet werden mußte, irgend wohin zu entfliehen, und als beeilten sie sich, das Unvollendete, das sie nicht fortließ, möglichst schnell irgendwie fertig zu machen. Sie wurden schon von ungeheuren Dampfschiffen erwartet, die am Ufer standen und aus ihren Schornsteinen Rauchwolken aufsteigen ließen. Das trübe Wasser des Flusses, der mit Dampfschiffen dicht bedeckt war, plätscherte klagend und leise ans Ufer, als bitte es, auch ihm einen Augenblick der Ruhe und der Rast zu gönnen ...

„Euer Gnaden!“ ertönte dicht an Fomas Ohr ein heiserer Ausrnf. „Spenden Sie etwas für den Bau eines Heiligenschreines!“

Foma blickte den Bittenden gleichgültig an: das war ein reckenhafter, bärtiger barfüßiger Kerl in einem zerlumpten Hemd und mit einem zerschlagenen, verschwollenen Gesicht.

„Mach, daß du weiter kommst!“ brummte Foma und wandte sich von ihm ab.

„Du, Kaufmann! Wenn du stirbst, wirst du

das Geld ja nicht mitnehmen, gieb mir etwas zu einem Schnaps! Oder biſt du zu faul, die Hand in die Taſche zu ſtecken?“

Foma blickte ihn wieder an: er ſtand vor ihm, mehr durch den Schmutz als durch die Kleider bedeckt, zitterte vor Betrunkenheit und wartete beharrlich, indem er mit ſeinen blutunterlaufenen, verſchwollenen Augen Foma ins Geſicht ſah.

„Bittet man denn ſo?“ ſagte ihm Foma.

„Was — ſoll ich eines Zehnkopekenſtückes wegen vor dir hinknieen? fragte der Barfüßler keck.

„Da!“ und Foma ſteckte ihm eine Münze in die Hand.

„Danke! . . . Fünfzehn Kopeken . . . danke! Wenn du mir noch einmal ſo viel giebſt, werde ich bis zu der Schenke dort auf allen vieren hinkriechen — willſt du?“ ſchlug der Barfüßler vor.

„Geh nur!“ ſagte Foma und wehrte ihm mit der Hand ab.

„Ich habe dir eine Ehre anthun wollen; wenn du nicht willſt, iſt es nicht mein Nachteil,“ ſagte der Barfüßler und trat zur Seite.

Foma blickte ihm nach und dachte: ‚Das iſt ja ein verlorener Menſch, und wie mutig er iſt . . . Er bittet um ein Almoſen, wie man eine Schuld zurückfordert. Woher haben dieſe Menſchen ſo viel Mut?‘

Er ſeufzte tief auf und antwortete ſich ſelbſt:

„Von der Freiheit . . . Sie ſind durch nichts gebunden . . . was hat man da zu verlieren, was hat man zu fürchten? Und wovor fürchte ich mich? Was habe ich zu verlieren?“

Dieſe beiden Fragen ſchienen Foma einen Stoß ins Herz zu verſetzen und riefen in ihm ein ſtumpfes Nichtbegreifen hervor. Er ſah die arbeitenden Menſchen an und dachte unausgeſetzt daran, was er zu verlieren hatte und wovor er ſich fürchtete . . .

„Ich werde wohl allein, durch meine eigne Kraft, keinen Ausweg finden . . . ich werde mich, wie bisher, als ein Dummkopf unter den Menſchen herumtreiben, und alle werden mich verſpotten und über-

vorteilen ... Wenn sie mich doch fortstoßen ... und hassen würden ... dann, dann — würde ich in die weite Welt hinausgehen ... Ob ich da wollte oder nicht, ich müßte gehen!"

Von einer Landungsstelle drang schon längst ein lustiges Lied durch die Luft. Die Lastträger waren mit einer Arbeit beschäftigt, die rasche Bewegungen erforderte und paßten diesen die Strophen und den Refrain an.

„In der Schenke sitzt ein Kaufmann
Und trinkt sich mit feinem Schnaps an" —

erzählte der Vorsänger in lustigem Recitativ. Die Arbeiter fielen alle auf einmal ein. Und die Bässe schleuderten harte Töne in die Luft, während die Tenorstimmen sekundierten.

Foma lauschte dem Lied und ging zur Landungsstelle. Dort sah er, daß die Lastträger zwei Linien bildeten und aus dem Schiffsraum ungeheure Fässer mit Salzfischen auf Stricken herausrollten. Schmutzig, in roten Hemden mit offenen Krägen, mit Faust-handschuhen an den Händen und mit bis zum Ellbogen entblößten Armen standen sie über dem Schiffsraum und zogen lustig scherzend, mit von der Arbeit belebten Gesichtern, nach dem Takt des Liedes, an den Stricken. Aus dem Schiffsraum drang die hohe, lachende Stimme des unsichtbaren Vorsängers:

„Und die armen Bauernmagen
Können sich mit Fusel plagen ..."

Und die Arbeiter fielen laut und einig wie eine einzige große Brust ein.

Foma sah dieser Arbeit, die rhythmisch wie Musik war, voll Freude und Neid zu. Die gebräunten Gesichter der Lastträger wurden durch ein Lächeln erhellt, die Arbeit war leicht und ging schnell vorwärts, und der Vorsänger hatte seinen guten Tag. Foma dachte, es wäre schön, mit guten Kameraden bei einem lustigen Lied tüchtig zu arbeiten, von der Arbeit müde zu werden, ein Glas Schnaps zu trinken und fette Schtschi zu essen, die

die dralle, luſtige Wirtin der Arbeitergenoſſenſchaft zubereitet hätte.

„Flink, Kinder, flink!“ ertönte neben ihm eine unangenehm heiſere Stimme.

Foma wandte ſich um. Ein dicker Menſch mit einem ungeheuren Bauch klopfte mit dem Stock auf die Bretter der Landungsbrücke, blickte die Auflader mit ſeinen kleinen Augen an und ſagte:

„Schwatzt nicht ſo viel und arbeitet raſcher . . .“

Sein Geſicht und ſein Hals trieften vor Schweiß, er wiſchte ihn ſich mit der linken Hand ab und atmete ſo ſchwer, als gehe er bergauf.

Foma blickte dieſen Menſchen feindſelig an und dachte:

‚Jene arbeiten und er ſchwitzt . . . Und ich bin noch ſchlechter . . . ich bin wie eine Krähe auf einem Zaun . . . Ganz unnütz.‘

Aus jedem Eindruck löſte ſich bei Foma ſogleich der ſtechende Gedanke an ſeine Lebensunfähigkeit aus. Alles, worauf er ſeine Aufmerkſamkeit richtete, hatte für ihn etwas Kränkendes, das ſich ihm wie ein Stein auf die Bruſt legte. Neben ihm, bei der Warenwage, ſtanden zwei Matroſen, und der eine von ihnen, ein feſter Burſche mit einem roten Geſicht, erzählte ſeinem Kameraden:

„Wie ſie über mich hergefallen ſind, da iſt's losgegangen! Es waren ihrer vier, und ich war allein! Ich hab' aber nicht nachgegeben . . . denn ich wußte, ſie würden mich dann totprügeln! Auch ein Hammel ſchlägt ja aus, wenn man ihm bei lebendigem Leibe das Fell abzieht . . . Wie ich mich auf einmal losgeriſſen habe! Da ſind ſie nach allen Himmelsgegenden hingerollt.“

„Du haſt aber doch etwas abbekommen?“ erkundigte ſich der zweite Matroſe.

„Ja gewiß! Ich hab' ſchon was zu koſten gekriegt . . . ich hab' ſo fünf Schläge einſtecken müſſen . . . Was thut das aber? Sie haben mich nicht totgeſchlagen, und ich danke Gott dafür!“

„Da haſt du recht.“

„Man sagt euch ja, zum unteren Ende, ihr Teufel!“ brüllte der schweißtriefende Mann mit wilder Stimme zwei Lader an, die ein Faß mit Fischen über das Deck rollten.

„Was schreist du?“ wandte sich Foma streng an ihn, der bei seinem Zuruf zusammengezuckt war.

„Was geht das Sie an?“ fragte dieser mit einem Blick auf Foma.

„Das will ich Ihnen sagen ... Die Menschen arbeiten, und bei dir schwitzt das Fett ... und da glaubst du, daß du sie anschreien mußt?“ sprach Foma drohend und rückte zu ihm hin.

„Sie ... mäßigen Sie sich ...“

Der Schweißtriefende riß sich auf einmal vom Platz los und ging ins Comptoir. Foma blickte ihm nach und ging auch fort, von dem Wunsch erfüllt, über jemand zu schimpfen, irgend etwas zu thun, um seine Gedanken nur für kurze Zeit von sich abzuwenden. Doch sie ließen ihm keine Ruhe:

‚Der Matrose hat sich losgerissen und ist ganz geblieben! ... Ja—a ... und ich ...‘

Am Abend ging er wieder zu Majakins. Der Alte war nicht zu Hause, und im Speisezimmer saßen Ljuba und ihr Bruder beim Thee. Als Foma zur Thüre schritt, hörte er die heisere Stimme von Taraß.

„Was zwingt denn den Vater dazu, sich mit ihm abzugeben?“

Als er Foma sah, schwieg er und richtete seinen ernsten, forschenden Blick auf dessen Gesicht. Ljuba konnte ihre Verlegenheit nicht verbergen und sagte unzufrieden und zugleich sich entschuldigend zu Foma:

„Ah! Das bist du ...“

‚Es war von mir die Rede,‘ dachte Foma, indem er sich an den Tisch setzte.

Taraß wandte seine Augen von ihm ab und setzte sich bequemer in seinen Sessel. Eine Minute lang dauerte das unbehagliche Schweigen, und das war für Foma angenehm.

„Gehst du zum Festessen?“ fragte endlich Ljuba.

„Zu was für einem denn?“

„Weißt du das nicht? Kononow weiht ſein neues Dampfſchiff ein ... Zuerſt wird eine Meſſe abgehalten, und dann fährt man die Wolga hinauf ...“

„Man hat mich nicht eingeladen,“ ſagte Foma.

„Man hat niemand eingeladen ... Er hat einfach auf der Börſe erklärt: jeder, der mich beehren will, iſt willkommen!“

„Ich habe keine Luſt dazu.“

„So? Es wird aber ein grandioſes Trinkgelage werden,“ ſagte Ljuba und blickte ihn von der Seite an.

„Ich kann für mein eignes Geld trinken, wenn ich will.“

„Das weiß ich,“ ſagte Ljuba und nickte vielſagend mit dem Kopf.

Taraß ſpielte mit einem Theelöffel, indem er ihn zwiſchen den Fingern drehte, und warf den beiden ab und zu einen Blick hin.

„Wo iſt der Pate?“ fragte Foma.

„Er iſt in der Bank. Heute iſt die Sitzung des Verwaltungsrats. Es werden Wahlen ſtattfinden.“

„Man wird ihn wieder wählen.“

„Gewiß.“

Das Geſpräch ſtockte wieder. Foma begann den Bruder und die Schweſter zu beobachten. Taraß hatte den Löffel hingelegt und trank den Thee langſam in großen Zügen, dann ſchob er der Schweſter das Glas ſchweigend hin und lächelte ſie an. Auch ſie lächelte freudig und glücklich, griff nach dem Glas und begann es eifrig auszuſpülen. Dann nahm ihr Geſicht einen geſpannten Ausdruck an, ſie ſchien ſich auf etwas vorzubereiten und fragte den Bruder halblaut und faſt andächtig:

„Darf ich unſer Geſpräch wieder aufnehmen?“

„Bitte!“ erteilte Taraß kurz ſeine Erlaubnis.

„Du haſt etwas geſagt ... ich habe aber nicht verſtanden, wie du es meinſt. Ich habe gefragt: wenn das alles deiner Anſicht nach unausführbare

Träume und Phantasiebilder sind, was soll dann ein Mensch beginnen, den die gegenwärtige Form des Lebens nicht befriedigt?“

Das Mädchen streckte sich mit ihrem ganzen Körper ihrem Bruder entgegen, und ihre Augen blieben mit gespannter Erwartung an seinem ruhigen Gesicht haften. Er blickte sie müde an, rückte auf dem Sessel herum und begann ruhig und eindringlich mit gesenktem Kopfe:

„Man muß es sich klar machen, aus welcher Quelle die Unzufriedenheit mit dem Leben stammt. Mir scheint, sie rührt erstens von dem Unvermögen zu arbeiten her, von dem Mangel an Achtung vor der Arbeit. Und zweitens von der falschen Vorstellung von den eignen Kräften. Das Unglück der Mehrzahl der Menschen liegt darin, daß sie sich zu etwas Größerem befähigt glauben, als sie thatsächlich vollbringen können. Und dabei wird von einem Menschen nicht viel gefordert: er soll sich eine Arbeit nach seinen Kräften aussuchen und sie möglichst gut und aufmerksam ausführen. Man muß das lieben, was man thut, dann erhebt sich selbst die gröbste Arbeit zur Kunst. Ein Stuhl, der mit Liebe gearbeitet worden, ist ein guter, hübscher und haltbarer Stuhl ... Und so geht es bei allem ... Hast du Smiles gelesen? Lies ihn nur. Es ist ein sehr vernünftiges und gesundes Buch. Lies auch Lubbock. Vergiß überhaupt nicht, daß die Engländer das arbeitsamste Volk sind und daß ihre erstaunlichen Fortschritte auf dem Gebiet der Industrie und des Handels nur dadurch zu erklären sind. Bei ihnen ist die Arbeit fast ein Kultus. Die Höhe der Kultur steht immer im direkten Verhältnis zur Liebe zur Arbeit. Und je höher die Kultur ist, desto vollkommener werden die Bedürfnisse der Menschen erfüllt, und desto weniger Hindernisse findet die weitere Entwicklung der menschlichen Bedürfnisse ... So ist es also ... Wie du siehst, ist das Glück des Menschen durch sein Verhältnis zu seiner Arbeit bedingt.“

Taraß Majakin ſprach ſo langſam und gedehnt, als ſei es ihm ſelber unangenehm und langweilig zu ſprechen. Und Ljubowj hörte ihm mit gerunzelten Brauen und, ſich zu ihm beugend, mit gieriger Aufmerkſamkeit in den Augen zu und war bereit, alles in ihre Seele aufzunehmen und einzuſaugen.

„Nun, und wenn einem Menſchen alles widerwärtig iſt," ſprach auf einmal Foma mit tiefer Stimme, indem er Taraß ins Geſicht blickte.

„Das heißt, was iſt denn dem Menſchen widerwärtig?" fragte Taraß, ohne Foma anzublicken.

Dieſer ſenkte den Kopf, ſtützte ſich auf den Tiſch und begann in dieſer Stellung ſeine Auseinanderſetzungen:

„Wenn alles nicht nach dem Herzen iſt ... Die Geſchäfte und die Arbeit ... Alle Menſchen und Handlungen ... Wenn ich zum Beiſpiel ſehe, daß alles Betrug iſt ... Daß die Arbeit nur ein bloßer Zeitvertreib iſt ... Wir verſtecken dahinter unſre Herzensleere. Die einen arbeiten, die andern kommandieren nur und ſchwitzen dabei .... bekommen aber mehr. Warum iſt denn das ſo? Was?"

„Ich kann Ihren Gedanken nicht erfaſſen," erklärte Taraß, als Foma ſchwieg und Ljubas geringſchätzigen, zornigen Blick auf ſich fühlte.

„Sie verſtehen das nicht?" fragte Foma und blickte Taraß lächelnd an. „Nun ... ich will's anders ſagen: ein Menſch fährt in einem Kahn über den Fluß. Der Kahn iſt vielleicht feſt, darunter iſt aber doch immer die Tiefe. Der Kahn iſt ſicher ... wenn der Menſch aber dieſe dunkle Tiefe unter ſich ſpürt ... kann ihn ſein Kahn nicht mehr retten."

Taraß blickte Foma gleichgültig und ruhig an. Er ſchwieg dabei und klopfte mit den Fingern auf den Rand des Tiſches. Ljuba rückte unruhig auf ihrem Seſſel herum. Der Pendel der Uhr ſchlug mit einem tonloſen, ſeufzenden Laut die Sekunden.

Und Fomas Herz pochte langsam und schwer, als fühlte es, daß niemand hier ein warmes Wort für seine schweren Zweifel hatte.

„Die Arbeit ist noch nicht alles für den Menschen," sagte er mehr zu sich selbst als zu den Anwesenden, die an die Aufrichtigkeit seiner Worte nicht glaubten. „Es ist nicht wahr, daß die Arbeit eine Rechtfertigung ist. Die Menschen, die ihr ganzes Leben gar nicht arbeiten, leben besser als diejenigen, die arbeiten ... wieso kommt das? Und die Arbeitenden sind einfach unglückliche Lastpferde! Man reitet auf ihnen herum, sie leiden, und das ist alles. Sie haben aber ihre Rechtfertigung vor Gott. Man wird sie fragen: wozu habt ihr gelebt? Dann werden sie sagen: wir haben keine Zeit gehabt, darüber nachzudenken ... wir haben unser ganzes Leben gearbeitet. Was für eine Rechtfertigung habe ich? Und wodurch werden sich alle Menschen, die das Kommando führen, rechtfertigen? Wozu haben sie gelebt? Ich bin der Meinung, daß alle durchaus mit Bestimmtheit wissen müssen, wozu sie leben!"

Er schwieg eine Weile, warf den Kopf zurück und rief mit tonloser Stimme aus:

„Ist's denn möglich, daß der Mensch nur deswegen geboren wird, um zu arbeiten, sich Geld zu ersparen, Häuser zu bauen, Kinder zu zeugen und zu sterben? Nein, das Leben hat etwas zu bedeuten. Der Mensch wurde geboren, hat gelebt und ist gestorben ... wozu? Es ist nötig, bei Gott, es ist nötig, daß alle sich darüber klar werden — wozu wir leben! Es ist kein Sinn in unserm Leben, es ist gar kein Sinn darin! Außerdem ist alles so ungleich, das sieht man auf den ersten Blick. Die einen sind reich und haben so viel Geld, daß es für tausend Menschen gereicht hätte, und dabei leben sie, ohne zu arbeiten ... die andern beugen ihr ganzes Leben ihren Rücken bei der Arbeit und haben keinen Groschen. Und dabei ist der Unterschied zwischen diesen Menschen ganz klein ... Mancher hat keine

Beinkleider und ſpricht ſo, als wäre er in Seide gekleidet."

Foma war von ſeinen Gedanken erfüllt und hätte ſie noch lange auseinandergeſetzt, aber Taraß rückte ſeinen Seſſel vom Tiſch weg, erhob ſich und ſagte leiſe und aufſeufzend:

„Nein, ich danke! Ich mag nicht mehr."

Foma brach kurz ab, zuckte die Achſeln und blickte Ljuba lächelnd an.

„Woher haſt du dir dieſe ... Philoſophie angeeignet?" fragte ſie mißtrauiſch und trocken.

„Das iſt keine Philoſophie ... Das iſt ... ſchon ſo ... eine Qual iſt's!" ſagte Foma halblaut. „Oeffne die Augen und ſieh dir alles an, dann wird es dir von ſelbſt einfallen."

„Jetzt haſt du Gelegenheit, deine Aufmerkſamkeit darauf zu richten, Ljuba," begann Taraß, der dem Tiſch den Rücken wandte und auf die Uhr ſah, „der Peſſimismus iſt der angelſächſiſchen Raſſe gänzlich fremd. Das, was man bei Swift und Byron Peſſimismus nennt, iſt nur der leidenſchaftliche, beißende Proteſt gegen die Unvollkommenheit des Lebens und des Menſchen. Man findet bei ihnen aber keinen kalten, paſſiven, überlegten Peſſimismus."

Dann wandte er ſich zu Foma um, als hätte er ſich plötzlich an ihn erinnert, legte die Hände auf den Rücken und ſagte, indem er mit dem Fuß baumelte:

„Sie werfen da wichtige Fragen auf, und wenn das Sie ernſtlich intereſſiert, müſſen Sie manches leſen. Sie werden in den Büchern viele ſehr wertvolle Betrachtungen über den Sinn des Lebens finden. Leſen Sie?"

„Nein!" erwiderte Foma kurz.

„So!"

„Ich liebe das nicht."

„So iſt's! Die Bücher könnten Ihnen aber bei mancherlei helfen," ſagte Taraß, und ein Lächeln glitt über ſeine Lippen.

„Die Bücher? Wenn mir die Menſchen bei

meinen Gedanken nicht helfen können, werden es die Bücher um so weniger thun ..." antwortete Foma düster.

Er langweilte sich und fühlte sich in der Gegenwart dieses gleichgültigen Menschen unbehaglich. Er hatte Lust fortzugehen, doch zugleich wollte er Ljuba etwas Beleidigendes über ihren Bruder sagen und wartete, bis Taraß aus dem Zimmer gehen würde. Ljuba wusch das Geschirr ab; ihr Gesicht war in sich gekehrt und nachdenklich, und die Hände bewegten sich langsam.

Taraß ging im Zimmer auf und ab, blieb dabei vor den Glasschränken mit dem Silber stehen, pfiff, knipste mit den Fingern über das Glas und betrachtete die Gegenstände mit zusammengekniffenen Augen. Der Uhrpendel huschte wie eine breite, grinsende Fratze hinter dem Glas des Gehäuses vorüber und schlug eintönig die Sekunden. Foma bemerkte, daß Ljuba ihn ein paarmal fragend, feindselig und erwartungsvoll anblickte, und begriff, daß er sie störte und sie es nicht erwarten konnte, daß er fortging.

„Ich werde bei euch übernachten," sagte er und lächelte sie an. „Ich habe mit dem Paten zu sprechen. Und dann ist es mir unheimlich, ganz allein zu Hause zu sein."

„Also geh und sage Marfuscha, sie soll dir das Bett im Eckzimmer herrichten," riet ihm Ljuba eilig.

„Das kann ich ..."

Er erhob sich und ging aus dem Speisezimmer. Er hörte, wie Taraß sogleich die Schwester leise nach etwas fragte.

‚Ueber mich?' dachte er. Plötzlich tauchte in seinem Kopf der boshafte Gedanke auf: ‚Es wäre nicht übel, zuzuhören, worüber die klugen Leute sprechen.'

Er lachte leise auf und ging lautlos auf den Fußspitzen in ein andres Zimmer, das auch an das Speisezimmer stieß. Es war kein Licht darin, und nur ein schmaler Lichtstreifen, der durch die nicht ganz geschlossene Thür aus dem Speisezimmer drang,

lag auf dem dunkeln Fußboden. Foma trat leise, mit klopfendem Herzen und mit einem boshaften Lächeln dicht an die Thür heran und blieb stehen.

„Er ist ein schwerfälliger Bursche," sagte Taraß.

Jetzt ertönte Ljubas gesenkte Stimme, die eilig sprach:

„Er hat hier die ganze Zeit über ein liederliches Leben geführt. Er hat furchtbaren Unfug getrieben. Das hat bei ihm ganz plötzlich angefangen. Zuerst hat er im Klub den Schwiegersohn des Vizegouverneurs durchgeprügelt. Der Vater hat sich große Mühe geben müssen, um den Skandal zu vertuschen, zum Glück hat es sich ergeben, daß der Durchgeprügelte ein Mensch von sehr schlechtem Ruf ist. Er ist ein Falschspieler und überhaupt eine verdächtige Persönlichkeit. Die Geschichte hat den Vater aber trotzdem zweitausend Rubel gekostet. Und während der Vater sich dieses Skandals wegen bemühte, hätte Foma um ein Haar eine ganze Gesellschaft in der Wolga ertränkt."

„Ha—ha! So ein Ungeheuer! Und er beschäftigt sich noch mit der Erforschung des Lebenszweckes?"

„Einmal ist er mit einer Gesellschaft von derselben Sorte wie er selbst auf einem Dampfschiff gefahren, hat getrunken und sagt plötzlich zu seinen Begleitern: ‚Betet zu Gott! Ich werde euch alle gleich ins Wasser schleudern!' Er ist überaus kräftig ... Sie fingen alle an zu schreien ... Und er sagte: ‚Ich will dem Vaterland einen Dienst erweisen und will die Erde von gemeinen Menschen säubern.'

„So? Das ist geistreich!"

„Ein schrecklicher Mensch! Was für wilde Streiche er im Laufe dieser Jahre verübt hat! Wieviel Geld er verbraucht hat!"

„Sag einmal, weißt du nicht, unter welchen Bedingungen der Vater seine Geschäfte verwaltet?"

„Das weiß ich nicht! Er hat die unbeschränkte Vollmacht. Warum fragst du?"

„So ... Es ist ein solides Geschäft! Natürlich,

es ist auf echt russische Art, das heißt unter jeder Kritik eingerichtet ... Und es ist trotzdem ein ausgezeichnetes Geschäft! Wenn man sich damit ordentlich befaßt, kann es zu der ergiebigsten Goldgrube werden ..."

„Foma thut rein nichts. Alles liegt in den Händen des Vaters."

„So? Das ist vortrefflich."

„Weißt du, mir scheint manchmal, daß diese nachdenkliche Stimmung ... diese seine Reden aufrichtig sind, und daß er sehr anständig sein kann. Ich kann aber sein skandalöses Leben mit seinen Worten und Urteilen nicht in Einklang bringen. Das kann ich unmöglich!"

„Es lohnt sich auch gar nicht, darum Sorge zu tragen. Er ist ein Flegel und ein Faulenzer — und sucht seine Faulheit zu rechtfertigen."

„Nein, siehst du, er ist manchmal wie ein Kind. Besonders war er früher so."

„Ich habe ja gesagt, er ist in den Flegeljahren. Lohnt es sich denn, von einem wilden und ungebildeten Kerl zu sprechen, der es gar nicht verhehlt, daß er wild und ungebildet sein will? Du siehst ja, er urteilt ebenso, wie der Bär in der Fabel die Deichsel biegt."

„Du bist sehr streng."

„Ja, ich bin streng. Die Menschen verlangen es. Wir Russen lassen uns alle furchtbar gehen. Zum Glück gestaltet sich das Leben so, daß wir uns, ob wir wollen oder nicht, allmählich strammer halten müssen. Die Träume sind für die Jünglinge und jungen Mädchen, ernste Menschen müssen sich aber mit ernsten Dingen befassen."

„Manchmal thut mir Foma sehr leid. Was wird aus ihm werden?"

„Das geht mich nichts an. Ich glaube, es wird nichts Besonderes aus ihm werden, weder etwas Gutes, noch etwas Schlechtes. Er ist ein liederlicher Kerl. Er wird sein Geld verschleudern, wird sich zu Grunde richten, sonst nichts! Ach, lassen wir das!

Solche Exemplare wie er sind jetzt schon selten ... Jetzt versteht der Kaufmann die Macht der Bildung. Und er, dieser Bursche da, dein Milchbruder, wird verkommen."

„Das stimmt, mein Herr!" sagte Foma, indem er die Thür öffnete und auf der Schwelle erschien. Bleich, mit gerunzelten Brauen und verzogenem Mund blickte er Taraß starr an und sagte tonlos:

„Das stimmt! Ich werde zu Grunde gehen, Amen! Wenn's nur bald wäre."

Ljuba sprang mit erschrockenem Gesicht vom Sessel auf und lief zu Taraß hin, der die Hände in die Taschen steckte und ruhig in der Mitte des Zimmers stehen blieb.

„Foma! O! Schäme dich! Du hast gehorcht. Ach, Foma!" sagte sie verwirrt.

„Schweig! Schäfchen du," erwiderte ihr Foma.

„Ja—a, es ist nicht schön, an den Thüren zu horchen!" sprach Taraß langsam, ohne seinen geringschätzigen Blick von Foma zu wenden.

„Und wenn es nicht schön ist!" sagte Foma mit einer Geste der Resignation. „Ist es denn meine Schuld, daß man die Wahrheit nur auf diesem Wege zu hören bekommt?"

„Geh, Foma! Bitte!" sagte Ljuba, indem sie sich an ihren Bruder schmiegte.

„Haben Sie mir vielleicht etwas zu sagen?" fragte Taraß ruhig.

„Ich?" rief Foma aus. „Was kann ich sagen? Nichts! Sie, Sie können ja alles."

„Wir haben uns also nichts mitzuteilen?" fragte Taraß wieder.

„Nein!"

„Das freut mich."

Er wandte sich von Foma ab und fragte Ljuba:

„Glaubst du, daß der Vater bald zurückkehrt?"

Foma blickte ihn an und fühlte, daß er diesem Menschen gegenüber etwas wie Achtung empfand, dann verließ er bedächtig das Zimmer. Er hatte

keine Luſt, in ſein großes, leeres Haus zu gehen, wo jeder Schritt ein lautes Echo weckte, und er ging durch die Straßen, die in die traurige, graue Dämmerung des Spätherbſtes gehüllt waren. Er dachte an Taraß Majakin.

‚Wie hart er iſt! Ganz wie der Vater, nur iſt er ruhiger. Er iſt wohl ein ebenſo geriebener Kerl. Und Ljuba hat ihn faſt für einen Heiligen angeſehen, die Närrin! Wie er mich abgekanzelt hat! Als wäre er mein Richter. Und ſie war gut zu mir.‘

Aber alle dieſe Gedanken erweckten in ihm keinerlei Gefühle — weder das der Sympathie für Ljuba, noch das des Gekränktſeins Taraß gegenüber. Er trug in ſich etwas Schweres, Bedrückendes, das ihm unverſtändlich war. Es war in ſeiner Bruſt gewachſen, und ihm ſchien, ſein Herz ſei geſchwollen und ſchmerze wie ein Geſchwür. Er lauſchte dieſem unentrinnbaren, unbezähmbaren Schmerz, bemerkte, daß dieſer mit jeder Stunde wuchs und heftiger wurde, und da er nicht wußte, wie er dagegen aufkommen könne, wartete er ſtumpf, womit das enden würde.

Jetzt jagte der Traber des Paten an ihm vorüber. Foma ſah im Wagen die kleine Geſtalt Jakow Majakins, doch auch dieſer Anblick erregte in ihm nichts. Ein Laternenanzünder lief an Foma vorbei, überholte ihn, lehnte ſeine Leiter an die Laterne und ſtieg hinauf. Doch die Leiter fuhr unter ſeiner Laſt plötzlich auseinander, und er umfaßte den Laternenpfahl und ſchimpfte laut. Ein vorübergehendes Mädchen ſtieß Foma mit einem Bündel in die Seite und ſagte:

„Ach, verzeihen Sie!“

Er ſah ſie an und erwiderte nichts. Dann fiel Reif vom Himmel, — kleine, kaum ſichtbare, feuchte Tropfen verſchleierten die Laternenflammen und die Ladenfenſter mit einem grauen Nebel. Dieſer Nebel benahm den Atem.

‚Sollte ich nicht bei Jeſchow übernachten? Und mit ihm trinken?‘ dachte Foma und ging zu Jeſchow,

ohne auch nur den geringsten Wunsch zu haben, den Feuilletonschreiber zu sehen oder mit ihm zu trinken.

Bei Jeschow saß ein zottiger Bursche, in einer Bluse und in grauen Beinkleidern, auf dem Diwan. Sein Gesicht war dunkel, als sei es verraucht, die Augen waren groß, unbeweglich und zornig, und über den dicken Lippen ragte ein borstiger Soldatenschnurrbart in die Höhe. Er saß auf dem Diwan mit heraufgezogenen Füßen, die er mit seinen riesigen Händen umfaßt hielt, und stützte das Kinn auf die Kniee. Jeschow saß quer auf einem Sessel und ließ seine Beine über dessen Armlehne herabhängen. Auf dem Tisch stand zwischen den Büchern und Papieren eine Flasche mit Schnaps, und es roch nach etwas Gesalzenem im Zimmer.

„Was irrst du schon wieder herum?" fragte Jeschow Foma, deutete mit dem Kopf auf ihn und sagte zu dem Mann, der auf dem Diwan saß:

„Gordjejew!"

Dieser blickte den Eintretenden an und sagte mit scharfer, knarrender Stimme:

„Kraßnoschtschokow."

Foma setzte sich in eine Ecke des Diwans und erklärte Jeschow:

„Ich bin gekommen, um hier zu übernachten."

„Was ist denn dabei? Sprich weiter, Wassili."

Der Fremde blickte Foma von der Seite an und begann zu knarren:

„Meiner Ansicht nach fallen Sie zu sehr über die dummen Menschen her. Masaniello war ein Dummkopf, er hat aber das, was er sollte, auf die beste Weise vollendet. Und dieser Winkelried war auch sicher ein Dummkopf ... und doch hätte man die Schweizer gewiß durchgebleut, wenn er die Reichsspeere nicht in seine Brust gesteckt hätte. Hat es denn wenig solche Dummköpfe gegeben? Sie sind aber trotzdem Helden ... und die Klugen sind Feiglinge ... Anstatt mit voller Kraft auf das Hindernis loszuschlagen, überlegen sie sich: was wird daraus

entstehen? Werden wir nicht unnützerweise zu Grunde gehen? Und dann stehen sie da wie ein Pfahl ... bis zu ihrem letzten Atemzug. Und der Dummkopf ist mutig! Er stößt geradezu mit der Stirn gegen die Mauer! Und was macht es, wenn er sich den Schädel einschlägt? Kalbsköpfe sind nicht teuer ... Und wenn er eine Spalte in der Mauer macht ... werden die Gescheiten so lange daran herumstochern, bis ein Thor daraus wird, dann gehen sie hinein und schreiben sich die Ehre zu ... Nein, Nikolai Matwejitsch, der Mut ist auch ohne Verstand eine gute Sache."

„Wassili, du sprichst Unsinn!" sagte Jeschow und streckte ihm die Hand hin.

„Ja, gewiß!" gab Wassili zu. „Das ist nicht für meinen Schnabel. Ich bin aber trotzdem nicht blind. Und ich sehe: es giebt viel Verstand, er führt aber zu nichts. Während die Klugen nachdenken und sich überlegen, wie sie am gescheitesten handeln könnten, werden sie von den Dummen ins Bockshorn gejagt. Sonst nichts."

„Warte noch!" sagte Jeschow.

„Ich kann nicht! Ich habe heute Dienst. Ich habe mich wohl auch ohnedies schon verspätet. Ich komme morgen, wenn ich darf!"

„Komm nur! Du wirst schon was zu hören kriegen!"

„Das ist ja Ihre Beschäftigung."

Wassili streckte sich langsam, erhob sich vom Diwan, nahm Jeschows gelbe, trockene, kleine Hand in seine große, schwarze Tatze und drückte sie.

„Adieu!"

Dann nickte er Foma zu und ging schwerfällig zur Thür hinaus.

„Hast du gesehen?" fragte Jeschow Foma, indem er mit der Hand auf die Thür wies, hinter der man noch schwere Schritte hörte.

„Was ist das für ein Mensch?"

„Er ist der Gehilfe des Maschinisten, Wassjka Kraßnoschtschokow. Nimm dir ein Beispiel an ihm,

er hat mit fünfzehn Jahren leſen gelernt, und mit achtundzwanzig hat er ſchon eine Unmenge guter Bücher geleſen, daß ihn der Teufel hol', und hat zwei Sprachen vollkommen erlernt ... Jetzt fährt er ins Ausland."

„Wozu?" fragte Foma.

„Um zu lernen und zu ſchauen, wie die Menſchen dort leben. Und du hockſt hier ... und weswegen?"

„Das von den Dummköpfen war gut geſprochen!" ſagte Foma ſinnend.

„Ich weiß nicht, ich bin kein Dummkopf ..."

„Das war gut! Ein beſchränkter Menſch muß auf einmal handeln. Wenn er ſich auf etwas ſtürzt, dann wirft er's um."

„Jetzt geht's los!" rief Jeſchow aus. „Erzähle mir lieber etwas andres: iſt es wahr, daß Majakins Sohn zurückgekehrt iſt?"

„Es iſt wahr."

„So."

„Was iſt denn los?"

„Nichts!"

„Man ſieht deinem Geſicht aber an, daß etwas dahinter ſteckt. Ich kenne dieſen Sohn ... ich habe von ihm gehört."

„Und ich habe ihn geſehen ..."

„Nun? Wie iſt er?"

„Ach ... das weiß der Teufel! Was' geht er mich an?"

„Sieht er ſeinem Vater ähnlich?"

„Er iſt dicker ... runder ... und ernſter ... er iſt ſo ... kalt ..."

„Er wird alſo noch ſchlimmer ſein als der Jakow ... Nun, Bruder, ſieh dich jetzt vor! Sonſt werden ſie dich ganz ausſaugen ..."

„Nun, und wenn!"

„Sie werden dich vollſtändig ausplündern und zum Bettler machen. Dieſer Taraß hat ſeinen Schwiegervater in Jekaterinburg ſo geſchickt bearbeitet .. "

„Er ſoll auch mich bearbeiten, wenn er will. Ich werde ihm dafür nur dankbar ſein.“

„Spielſt du immer noch auf das Alte an?“

„Ja.“

„Um dich zu befreien?“

„Gewiß . . .“

„Laß das! Wozu brauchſt du die Freiheit? Was willſt du damit anfangen? Du biſt ja zu nichts fähig, biſt ungebildet . . . und wirſt ſicher nicht einmal ein Holzſcheit ſpalten können! Ja, wenn ich mich von der Notwendigkeit befreien könnte, Schnaps zu trinken und Brot zu eſſen!“

Jeſchow ſprang auf, blieb vor Foma ſtehen und begann mit erhobener Stimme zu ſprechen, als deklamiere er:

„Ich würde die Reſte meiner zerriſſenen Seele ſammeln und ſie zugleich mit meinem Herzblut in die Schnauzen unſrer Intelligenz ſchleudern, daß ſie der Teufel hol'! Ich würde ihnen ſagen: ‚Ihr Gewürm! Ihr ſeid der beſte Saft meines Landes! Die Thatſache eurer Exiſtenz iſt mit dem Blut und den Thränen vieler Dutzende von Generationen ruſſiſcher Menſchen erkauft! O ekliges Gezücht! Wie teuer hat euer Land euch bezahlt! Was thut ihr denn dafür? Habt ihr die Thränen der Vergangenheit in Perlen verwandelt? Was habt ihr dem Leben gegeben? Was habt ihr gethan? Ihr habt euch beſiegen laſſen! Was thut ihr? Ihr laßt euch verhöhnen . . .‘“

Er ſtampfte wütend mit den Füßen, preßte die Zähne aufeinander und blickte Foma mit einem brennenden, boshaften Blick an, der ihn einem gereizten Raubtier ähnlich machte.

„Ich würde ihnen ſagen: ‚Ihr! Ihr habt zu viel räſonniert, ihr ſeid aber nicht genügend klug, ihr ſeid ganz kraftlos, und ihr ſeid alle Feiglinge! Euer Herz iſt mit Moral und guten Vorſätzen vollgeſtopft, es iſt aber weich und warm wie ein Federbett, der Schöpfungsgeiſt ſchläft ruhig und feſt darin, und es ſchlägt bei euch nicht, ſondern ſchaukelt ſich

leiſe wie eine Wiege.' Ich werde meinen Finger in mein Herzblut tauchen und ihre Stirnen mit dem Brandmal meiner Vorwürfe zeichnen, und ſie, die an Geiſt arm und in ihrer Selbſtzufriedenheit unglücklich ſind, würden leiden ... O, dann würden ſie ſchon leiden! Meine Geißel iſt ſcharf, und meine Hand iſt feſt! Und ich liebe zu ſehr, um zu bemitleiden! Sie würden leiden! Jetzt leiden ſie aber nicht, denn ſie ſprechen zu viel, zu oft und zu laut von ihren Leiden. Sie lügen! Das wahre Leiden iſt ſchweigſam, und die wahre Leidenſchaft kennt keine Hinderniſſe! Leidenſchaften, ja Leidenſchaften! Wann werden ſie in den Herzen der Menſchen auferſtehen? Wir alle ſind durch die Leidenſchaftsloſigkeit unglücklich ..."

Er kam außer Atem und huſtete lange, während er durch das Zimmer ſprang und wie wahnſinnig mit den Händen herumfuchtelte. Und dann blieb er wieder mit bleichem Geſicht und blutunterlaufenen Augen vor Foma ſtehen. Er atmete ſchwer, und ſeine Lippen zuckten, indem ſie die kleinen, ſcharfen Zähne entblößten. Zerrauft, wie er war, ſah er mit ſeinem kurzen Kopfhaar einem Barſch ähnlich, der aus dem Waſſer geſchleudert worden iſt ... Es war nicht zum erſtenmal, daß Foma ihn ſo ſah, und wie immer wurde er von ſeiner Erregung angeſteckt. Er hörte die brauſende Rede des kleinen Mannes ſchweigend an, ohne zu verſuchen, ihren Sinn zu verſtehen, ohne wiſſen zu wollen, gegen wen ſie gerichtet war, und atmete nur ihre Kraft ein. Jeſchows Worte ſprühten brühheiß auf ihn herab und erwärmten ſeine Seele.

„Ich werde ihnen, dieſen unglücklichen Nichtsthuern, ſagen: ‚Seht nur! Das Leben geht vorwärts und läßt euch hinter ſich zurück!'"

„Ach, das ſitzt feſt!" rief Foma entzückt aus und rückte auf dem Diwan herum. „Du biſt ein Held, Nikolai! Nur zu! Hau los! Streu es ihnen in die Augen!"

Doch Jeſchow benötigte keiner Anſpornung, er

schien sogar Fomas Ausrufe gar nicht zu hören und sprach weiter:

„Ich weiß, wie meine Kräfte bemessen sind; ich weiß, man wird mir zurufen: ‚Schweig!‘ Man wird mir sagen: ‚Pst!‘ Man wird es herablassend, ruhig und mit Hohn sagen, mit dem Gefühl ihrer Ueberlegenheit werden sie es sagen ... Ich weiß, ich bin ein kleiner Vogel, o, ich bin keine Nachtigall! Ich bin im Vergleich mit ihnen ganz ungebildet, ich bin nur ein Feuilletonschreiber, der das Publikum belustigt ... Man soll mich nur anschreien und zu schweigen zwingen! Eine Ohrfeige wird die Wange treffen, aber das Herz wird trotzdem schlagen! Und ich werde ihnen sagen: ‚Ja ich bin ungebildet! Und mein Hauptvorzug vor euch ist der, daß ich keine einzige Buchweisheit kenne, die mir teurer wäre als ein Mensch! Der Mensch ist das Weltall, und er, der die ganze Welt in sich trägt, soll für alle Ewigkeit hochleben! Und ihr,‘ werde ich sagen, ‚verwundet einander oft eines Wortes wegen, dessen Inhalt euch vielleicht nicht immer verständlich ist, eines Wortes wegen begeifert ihr einander mit Galle und thut eurer Seele Gewalt an. Glaubt mir, das Leben wird euch dafür streng bestrafen; ein Sturm wird sich entladen und wird euch von der Erde fegen und fortwaschen, wie der Regen und der Wind den Staub vom Baum schüttelt! In der menschlichen Sprache giebt es nur ein Wort, dessen Inhalt allen klar und teuer ist, und wenn dieses Wort ausgesprochen wird, lautet es Freiheit!‘“

„Zertrümmere nur alles!“ brüllte Foma, indem er sich vom Diwan erhob und Jeschow bei den Schultern packte. Er sah ihm mit glänzenden Augen ins Gesicht, beugte sich zu ihm herab und stöhnte voll Gram und Trauer fast auf:

„A—ach! Nikolai ... mein Lieber, du thust mir so furchtbar leid! So sehr, daß ich's gar nicht sagen kann!“

„Was denn? Was hast du?“ schrie Jeschow auf und stieß ihn von sich. Fomas unerwarteter

Gefühlsausbruch und deſſen ſeltſame Worte hatten ihn in Erſtaunen geſetzt und aus der Stimmung gebracht.

„Ach, Bruder,“ ſagte Foma und ſenkte die Stimme, wodurch ſie überzeugender und tiefer wurde, „du haſt eine lebendige Seele ... warum gehſt du denn zu Grunde?“

„Wer? Ich gehe zu Grunde? Das iſt nicht wahr!“

„Mein Lieber! Du wirſt ja niemand etwas ſagen. Es iſt ja niemand da. Wer wird dich hören? Nur ich ...“

„Geh zum Teufel!“ rief Jeſchow zornig aus und prallte von ihm zurück, als habe er ſich verbrannt.

Foma folgte ihm und ſprach mit Nachdruck und mit großer Trauer:

„Sprich nur! Sprich zu mir! Ich werde deine Worte dorthin tragen, wohin ſie gehören. Ich verſtehe ſie. Ach, wie werde ich die Menſchen damit in Brand ſtecken! Warte nur! Die Gelegenheit wird ſich ſchon bieten.“

„Geh fort!“ ſchrie Jeſchow hyſteriſch und ſchmiegte ſich unter Fomas Andrang mit dem Rücken an die Wand. Er ſtand verwirrt, niedergeſchlagen und erboſt da und wehrte Fomas nach ihm ausgeſtreckte Arme ab. Jetzt öffnete ſich die Zimmerthür, und auf der Schwelle erſchien eine ganz ſchwarz gekleidete Frau. Ihr Geſicht drückte Zorn und Entrüſtung aus, und die eine Wange war mit einem Tuche verbunden. Sie warf den Kopf zurück, wies mit der Hand auf Jeſchow und begann ziſchend und pfeifend:

„Nikolai Matwejitſch! Verzeihen Sie ... das iſt aber unmöglich! So ein tieriſches Heulen und Brüllen! Jeden Tag ſind Gäſte da ... Die Polizei kommt her ... Nein, ich kann das nicht länger ertragen! Ich habe Nerven ... Haben Sie die Güte, morgen die Wohnung zu räumen. Sie leben nicht in einer Wüſte ... um Sie herum ſind Menſchen ...

Und Sie wollen ein gebildeter Mann sein! Ein Dichter! Alle Menschen brauchen ihre Ruhe ... Ich habe Zahnweh ... Ich bitte Sie also, gleich morgen auszuziehen ... Ich werde einen Zettel ankleben und es der Polizei melden."

Sie sprach schnell, und ein großer Teil ihrer Worte verschwand im Zischen und Pfeifen; man hörte nur jene Worte deutlich, die sie mit ihrer quietschenden, gereizten Stimme herausschrie. Die Enden ihres Tuches standen wie kleine Hörner auf ihrem Kopfe und zitterten bei den Bewegungen ihrer Kiefern.

Foma begann beim Anblick ihrer erregten und komischen Gestalt allmählich zum Diwan zurückzuweichen, während Jeschow dastand, sich die Stirne rieb, sie angestrengt anblickte und ihren Worten folgte.

„Daß Sie's also wissen!" schrie sie auf und wiederholte hinter der Thür: „Gleich morgen! Das ist unerhört!"

„Der Teufel hol's!" flüsterte Jeschow und blickte stumpf auf die Thür.

„Ja—a! Die ist aber streng," sagte Foma, indem er ihn erstaunt anblickte, und setzte sich auf den Diwan.

Jeschow zuckte die Achseln, trat an den Tisch, schenkte ein Theeglas bis zur Hälfte mit Schnaps voll, trank es aus und setzte sich mit tief gesenktem Kopf an den Tisch. Eine Minute lang schwiegen beide. Dann sagte Foma schüchtern und leise:

„Wie ist das alles gekommen? Wir haben nicht einmal Zeit gehabt, mit dem Auge zu blinzeln, und auf einmal ein solches Donnerwetter, was?"

„Du," sagte Jeschow halblaut, indem er den Kopf zurückwarf und Foma erbost und wild anblickte, „schweige! Daß dich der Teufel hol'! Leg dich hin und schlafe! Du Ungeheuer ... du Alpdrücken ... o!"

Und er drohte Foma mit der Faust. Dann

ſchenkte er ſich noch einmal Schnaps ein und trank ihn aus . . .

Nach ein paar Minuten lag Foma ausgekleidet auf dem Diwan und beobachtete mit halbgeſchloſſenen Augen Jeſchow, der in einer verrenkten Stellung unbeweglich am Tiſch ſaß. Er blickte auf den Fußboden, und ſeine Lippen bewegten ſich leiſe. Foma war erſtaunt. Er begriff nicht, weshalb Jeſchow ihm zürnte. Doch nicht deswegen, weil man ihm die Wohnung gekündigt hatte? Er hatte ja ſelbſt geſchrieen . . .

„O, zum Teufel!“ flüſterte Jeſchow und knirſchte mit den Zähnen.

Foma hob vorſichtig den Kopf vom Kiſſen. Jeſchow ſeufzte tief und laut auf und ſtreckte die Hand wieder nach der Flaſche aus. Jetzt ſagte Foma leiſe:

„Wollen wir lieber in irgend ein Hotel gehen? Es iſt noch nicht ſpät.“

Jeſchow blickte ihn an und lachte ſeltſam, indem er ſich den Kopf mit den Händen rieb. Dann erhob er ſich vom Seſſel und ſagte kurz:

„Zieh dich an!“

Und als er ſah, wie langſam und unbeholfen Foma ſich auf dem Diwan bewegte, ſchrie er ungeduldig und zornig auf:

„Nun, mach, daß du bald fertig wirſt! . . . Du Verkörperung der Dummheit . . . Du ſymboliſcher Maſtbaum, du!“

„Schimpfe nicht!“ ſagte Foma friedfertig lächelnd. „Lohnt es ſich denn, deswegen zornig zu ſein, weil ein Frauenzimmer dich angeſchnattert hat?“

Jeſchow blickte ihn an, ſpuckte aus und begann laut zu lachen.

Dreizehntes Kapitel.

„Sind alle hier?“ fragte Ilja Jefimowitsch Kononow, der auf dem Vorderteil seines neuen Dampfschiffs stand und die Schar der Gäste mit strahlenden Augen musterte. „Mir scheint, es sind alle da!“

Er hob sein dickes, rotes, glückliches Gesicht in die Höhe und rief dem Kapitän zu, der schon beim Sprachrohr auf der Schiffsbrücke stand:

„Abfahren, Pjetrucha!“

„Jawohl!“

Der Kapitän entlößte seinen riesengroßen, kahlen Kopf, bekreuzte sich, schaute nach dem Himmel, fuhr mit der Hand durch den breiten, schwarzen Bart, räusperte sich und kommandierte:

„Zurück!“

Die Gäste beobachteten aufmerksam und schweigend alle Bewegungen des Kapitäns und bekreuzten sich auch, seinem Beispiel folgend, wobei ihre Hüte und Cylinder wie ein Zug schwarzer Vögel durch die Luft huschten.

„Gott spende uns seinen Segen!“ rief Kononow gerührt aus.

„Mit dem Bug ausweichen! Vorwärts!“ kommandierte der Kapitän.

Der reckenhafte „Ilja Muromez“ blies mit einem mächtigen Seufzer eine dichte weiße Dampfwolke nach der Landungsbrücke hin und schwamm stolz wie ein Schwan gegen die Strömung.

„Wie er losgerückt ist!“ sagte entzückt der Kommerzienrat Lup Grigorjewitsch Resnikow, ein großer, magerer und anständig aussehender Mensch. „Ohne zu zittern! Wie eine Dame zum Tanz geht!“

„Mittelgang!“

„Das ist kein Schiff, sondern ein Leviathan,“ sprach der pockennarbige, untersetzte Trofim Subow, der Kirchenrat und erster Wucherer der Stadt, indem er fromm aufseufzte.

Es war ein grauer Tag; der dicht mit Herbstwolken bedeckte Himmel spiegelte sich im Flußwasser wider und verlieh ihm eine kalte, bleierne Färbung. Durch die Frische seiner Farben glänzend, schwamm das Schiff als ein ungeheurer, greller Fleck über den einfarbigen Hintergrund des Flusses, und der schwarze Rauch seines Atems stand als eine schwere Wolke in der Luft. Ganz weiß, mit rosa Radkasten und grellroten Rädern, zerschnitt es mit dem Bug leicht das kalte Wasser und trieb es den Ufern zu, während die Scheiben in den runden Fenstern am Bord und am Roof hell leuchteten, als lächelten sie selbstzufrieden und triumphierend.

„Meine sehr geehrten Herrschaften!“ verkündete Kononow mit gezogenem Hut und verneigte sich tief vor den Gästen. „Da wir jetzt sozusagen Gott geboten haben, was Gott gebührt, gestatten Sie, daß die Musikanten dem Kaiser bieten, was dem Kaiser gebührt!“

Und ohne die Antwort der Gäste abzuwarten, preßte er die Faust an den Mund und schrie:

„Musikanten, spielt: ‚Sei geehrt!‘“

Das Militärorchester, das sich hinter der Maschine befand, donnerte einen Marsch.

Und Makar Bobrow, der Direktor und Gründer der städtischen Kommerzbank, begann mit angenehmer Baßstimme mitzusingen, indem er auf seinem ungeheuren Bauch mit den Fingern den Takt schlug:

„Sei geehrt, sei geehrt, unser Russen-Zar! Tra-ta-ta! Bum!“

Bitte, zu Tische, meine Herrschaften! Bitte schön! Ich will Sie damit bewirten, was Gott mir gegeben hat ... ha, ha! Bitte höflichst ...“ lud Kononow ein, indem er sich in der engen Gruppe der Gäste herumdrängte.

Es waren ihrer dreißig, lauter solide Menschen, die Blüte der städtischen Kaufmannschaft. Diejenigen unter ihnen, die älter waren und Glatzen und graue Haare hatten, trugen altmodische Röcke, Mützen und hohe Stiefel. Es waren aber nur wenige:

die Cylinder, Stiefeletten und modernen Gehröcke herrschten vor. Sie alle drängten sich auf dem Bug des Dampfschiffs und begaben sich langsam, den Bitten Kononows Folge leistend, nach dem rückwärtigen Teil, der mit Segeltuch überdeckt war und auf dem die Tische mit dem Imbiß standen. Lup Resnikow ging mit Jakow Majakin Arm in Arm und flüsterte ihm etwas zu, indem er sich gegen sein Ohr neigte. Majakin hörte zu und lächelte fein. Foma, den der Pate nach langem Zureden zu der Festlichkeit mitgebracht hatte, fand unter allen diesen ihm unangenehmen Leuten keinen Kameraden und hielt sich mit bleichem, düsterem Gesicht einsam und zurückgezogen. In den letzten zwei Tagen hatte er in Jeschows Gesellschaft stark getrunken, und jetzt brummte ihm der Kopf. Er fühlte sich in dieser soliden, lustigen Gesellschaft unbehaglich. Das Summen der Stimmen, das Donnern der Musik und der Lärm des Dampfschiffs — das alles reizte ihn.

Er fühlte das dringende Bedürfnis, etwas zu trinken, und unablässig verfolgte ihn der Gedanke, warum der Pate mit ihm heute so freundlich war und warum er ihn in die Versammlung der angesehensten Kaufleute der Stadt mitgenommen hatte. Warum hatte er ihm so inständig zugeredet und ihn sogar darum gebeten, zu der Einweihung und dem Festessen zu Kononow zu kommen?

„Mache keine Dummheiten, komm nur!“ hatte ihm der Pate zugeredet. „Warum bist du so menschenscheu? Der Mensch hat seinen Charakter von Natur aus, und deinem Geld nach kannst du dich nur mit wenigen nicht messen. Man muß sich mit allen auf gleicher Höhe halten. Komm!“

„Wann werden Sie mit mir ernsthaft sprechen, Vater?“ fragte Foma und verfolgte das Mienenspiel und den Blick von Jakow Tarassowitschs grünen Augen.

„Ueber deine Befreiung von den Geschäften? Haha! Wir werden schon darüber sprechen, mein

Freund! Du bist ein seltsamer Kauz ... Also wie ist's? Willst du dein Geld von dir werfen und ins Kloster gehen? Nach dem Beispiel der Heiligen? ... was?"

„Ich werde es mir schon überlegen," antwortete Foma.

„So ... Also vorläufig, bevor du ins Kloster gehst, wollen wir hinfahren! Mache dich schnell fertig. Reibe dir die Visage mit etwas Nassem ab, denn sie ist bei dir sehr geschwollen. Und bespritze dich mit Eau de Cologne — bitte Ljuba darum —, daß du nicht so nach der Schenke riechst. Also los!"

Foma kam während des Gebets aufs Dampfschiff, blieb abseits stehen und beobachtete die Kaufleute während des ganzen Gottesdienstes.

Sie standen in andächtigem Schweigen da; ihre Gesichter hatten einen frommen, in sich gekehrten Ausdruck; sie beteten eifrig, seufzten dabei schwer, verneigten sich tief und erhoben die Augen gerührt zum Himmel. Foma schaute bald den einen, bald den andern an und dachte an das, was er von ihnen wußte.

Da stand Lup Resnikow; er hatte seine Laufbahn als Besitzer eines Freudenhauses begonnen und war auf einmal reich geworden. Man erzählte, er hätte einen von seinen Gästen, einen reichen Sibirier, erdrosselt ... Subow hatte sich in seiner Jugend mit dem Einkauf des von den Bauern gesponnenen Garns beschäftigt. Er hatte zweimal bankerottiert ... Kononow hatte vor etwa zwanzig Jahren wegen Brandlegung mit dem Gericht zu thun, und jetzt wurde gegen ihn die Voruntersuchung wegen Notzüchtigung einer Minderjährigen eingeleitet. Zugleich mit ihm wurde schon zum zweitenmal auf Grund derselben Anklage Sachar Kirilowitsch Robustow vom Gericht belangt; er war ein kleiner, dicker Kaufmann mit einem runden Gesicht und lustigen blauen Augen. Unter diesen Menschen gab es fast keinen, von dem Foma nicht irgend etwas Gemeines wußte.

Und er wußte, daß sie alle sicherlich auf die Erfolge Kononows neidisch waren, der jahraus jahrein die Zahl seiner Dampfschiffe vergrößerte. Viele von ihnen waren miteinander verfeindet, im Geschäftskampf kannte niemand von ihnen Schonung für die andern, und sie alle wußten schlechte, ehrlose Handlungen voneinander. Doch jetzt hatten sie sich um den triumphierenden, glücklichen Kononow versammelt, waren zu einer dichten, dunkeln Masse verschmolzen, standen schweigend da, atmeten wie ein Mensch und waren von etwas Festem, wenn auch Unsichtbarem umringt, das Foma von ihnen abstieß und in ihm Furcht vor ihnen erregte.

‚Sie sind Betrüger,‘ dachte er, indem er sich zu ermutigen suchte.

Sie hüstelten leise, seufzten, bekreuzten sich, verneigten sich, umringten die Geistlichkeit wie eine starke Mauer und standen unbeweglich und fest da, wie große, schwarze Steine.

„Sie heucheln!“ rief Foma innerlich aus.

Der neben ihm stehende bucklige und krumme Pawlin Guschtschin, der noch vor kurzem die Kinder seines halb wahnsinnigen Bruders an den Bettelstab gebracht hatte, flüsterte inbrünstig, indem er mit seinem einzigen Auge in den trüben Himmel schaute:

„O Herr! Durchschaue mich nicht in deiner Strenge, und strafe mich nicht in deinem Zorn...“

Und Foma fühlte, daß dieser Mensch Gott mit einem unerschütterlichen, tiefen Glauben an seine Barmherzigkeit anrief.

„Herr unser Vater, der du Noah, deinem Sklaven, anbefohlen hast, eine Arche zur Rettung der Welt zu bauen,“ sprach der Geistliche mit tiefer Baßstimme, indem er die Augen zum Himmel emporhob und die Arme ausbreitete, „beschirme auch dieses Schiff, gieb ihm einen gütigen Schutzengel ... und beschütze diejenigen, die darauf schwimmen wollen!“

Die Kaufmannschaft bekreuzte sich einmütig, wobei die Hände mit vollem Schwunge die Brust

berührten, und alle Gesichter drückten dasselbe Gefühl, den Glauben an die Macht des Gebetes aus.

Alle diese Bilder prägten sich Fomas Gedächtnis ein und erregten in ihm das Gefühl der Verblüfftheit diesen Menschen gegenüber, die an Gott so fest glauben konnten und zugleich sich gegen die Menschen so grausam verhielten. Er beobachtete sie beharrlich und wollte sie bei ihrer Heuchelei ertappen und sich von ihrer Verlogenheit überzeugen.

Ihn erboste ihre solide Standhaftigkeit, dieses einmütige Selbstbewußtsein, ihre lauten Stimmen und ihr Lachen. Sie setzten sich schon an die mit Speisen bedeckten Tische und bewunderten lüstern den ungeheuren, fast eine Saschenj langen Stör, der mit Laub und großen Krebsen malerisch geschmückt war. Trofim Subow band sich die Serviette um, blickte mit glücklichen, selig zugekniffenen Augen den Riesenfisch an und sagte zu seinem Nachbar, dem Mühlenbesitzer Jona Juschkow:

„Jona Nikiforowitsch, sieh mal den Walfisch an! Er könnte für deine Person vollkommen als Futteral dienen, was? Haha! Du wirst wie der Fuß in einen Stiefel hineinpassen, haha!“

Der kleine, runde Jona streckte seine kurze Hand vorsichtig nach dem silbernen Kübel mit frischem Kaviar aus, schmatzte gierig mit den Lippen und schielte nach den vor ihm stehenden Flaschen hinüber, die er umzuwerfen fürchtete.

Kononow gegenüber stand auf einem Gestell ein Halbeimerfaß mit altem Branntwein, den er aus Polen verschrieben hatte. In einer riesengroßen, in Silber eingefaßten Muschel lagen Austern, und über allen Schüsseln erhob sich eine bunte Pastete, die die Form eines Turmes hatte.

„Meine Herrschaften, ich bitte! Jeder soll nach seinem Wunsche zugreifen!“ schrie Kononow. „Bei mir ist alles da ... nach dem Wunsche von jedermann ... Unser Eignes, das Russische, und das Fremde, das Ausländische ... es ist alles beisammen. So ist's am besten. Was wünschen die Herren?

Wer wünscht diese Schnecken und Muscheltiere? Sie sollen aus Indien gekommen sein . . ."

Und Subow sagte zu seinem Nachbar Majakin:

„Das Gebet ‚Zur Einweihung des Schiffes' paßt nicht auf einen Schleppdampfer, der auf dem Fluß fährt, das heißt, es paßt schon, genügt aber nicht. Der Flußdampfer ist der beständige Wohnort der Mannschaft und müßte mit einem Haus verglichen werden. Man muß also außer dem Gebet ‚Zur Einweihung des Schiffes' noch das Gebet ‚Zur Einweihung des Hauses' beten . . . Was willst du denn trinken?"

„Ich bin kein Freund von Wein, schenke mir einen Kümmel ein," antwortete Jakow Tarassowitsch.

Foma saß am Ende des Tisches zwischen ihm unbekannten, bescheidenen und schüchternen Menschen und fühlte unablässig die scharfen Blicke des Alten auf sich.

‚Er fürchtet, daß ich einen Skandal mache,' dachte Foma.

„Brüder," krächzte der unförmig dicke Dampfschiffbesitzer Jaschtschurow. „Ich kann ohne Hering nicht leben! Ich fange unbedingt mit dem Hering an . . . so bin ich einmal."

„Musikanten, spielt den ‚Persischen Marsch'!"

„Wartet! Spielt lieber: ‚Wie herrlich thront der Herr' . . ."

„Also los: ‚Wie herrlich . . .'"

Das Stöhnen der Maschinen und das Lärmen der Dampfschiffräder verschmolz mit den Musiktönen und bildete in der Luft etwas, was dem wilden Gesang des Wintersturmes ähnlich war. Das Pfeifen der Flöte, der schrille Ton der Klarinette das düstere Brummen der Bässe, das Wirbeln der kleinen Trommel und das Donnern der großen — das alles vereinigte sich mit dem monotonen, dumpfen Plätschern der das Wasser zerteilenden Räder, drang ruhelos durch die Luft, verschlang den Klang der Menschenstimmen, folgte wie eine Windsbraut dem Dampfschiff und machte die Leute noch lauter schreien.

Manchmal ertönte in der Maschine das boshafte Zischen des Dampfes, und in diesem Ton, der unerwartet in das Chaos des Dröhnens, Heulens und Schreiens drang, war etwas Gereiztes und Geringschätziges.

„Warum wolltest du mir meinen Wechsel nicht diskontieren? Das werde ich dir bis bis ans Ende nicht vergessen!“ schrie jemand mit wilder Stimme.

„Laßt das! Ist denn hier der Ort, um miteinander abzurechnen?“ ertönte Bobrows Baßstimme.

„Brüder, man muß Reden halten!“

„Die Musik — pst!“

„Komme zu mir in die Bank, ich werde dir erklären, warum ich ihn nicht diskontiert habe . . .“

„Eine Rede! Ruhe . . .“

„Die Musik soll aufhören!“

„Spielt ‚Auf der Wiese . . .‘“

„‚Madame Angot!‘“

„Nein! Jakow Tarassowitsch — wir bitten!“

„Das heißt ‚Straßburger Pastete‘ . . .“

„Wir bitten! Wir bitten!“

„Die Pastete? Nein, ich glaube nicht . . . nun, ich werde aber doch essen . . .“

„Tarassitsch, fange an . . .“

„Meine Brüder! Es ist lustig! Bei Gott . . .“

„Und in der ‚Schönen Helena‘ ist sie fast ganz nackt aufgetreten,“ erklang plötzlich im Lärm Robustows dünne, gerührte Stimme.

„Wart einmal! Jakob hat Esau betrogen? Na, also!“

„Ich kann nicht! Meine Zunge ist ja kein Hammer, und ich bin nicht mehr jung . . .“

„Jakow! Wir alle bitten!“

„Thu uns die Ehre an!“

„Wir werden dich zum Bürgermeister wählen!“

„Tarassitsch, laß dich nicht bitten!“

„Pst! Still! Meine Herren, Jakow Tarassowitsch will ein paar Worte sagen!“

„Pst!“

Und gerade jetzt, als der Lärm verstummte, ertönte ein lautes, entrüstetes Flüstern:

„Und wie sie mich da gekniffen hat, das Luder!“

Und Bobrow fragte mit lauter Baßstimme:

„An welcher Stelle?“

Ein donnerndes Lachen ertönte, verstummte aber bald, denn Jakow Tarassowitsch erhob sich, räusperte sich, strich über seine Glatze und musterte die Versammlung mit einem ernsten Blick, der nach Aufmerksamkeit heischte.

„Nun, Brüder, öffnet die Ohren!“ rief Komonow vergnügt aus.

„Meine Herren Kaufleute!“ begann Majakin lächelnd. „In den Reden der Gebildeten und Gelehrten kommt ein Fremdwort vor, das Kultur heißt. Ich will also über dieses Wort reden, wie mir der Schnabel gewachsen ist.“

„Sieh mal an, wo der hinaus will!“ ertönte ein zufriedener Ausruf.

„Pst! Ruhig!“

„Verehrte Herren!“ sprach Majakin mit erhobener Stimme. „Man schreibt in den Zeitungen unablässig davon, daß wir Kaufleute mit der Kultur nicht bekannt sind, sie nicht wollen und nicht verstehen. Und man nennt uns wild und unkultiviert. Was ist denn die Kultur? Mich alten Mann hat es gekränkt, solche Reden zu hören; ich habe dieses Wort untersucht und habe finden wollen, was es enthält.“

Majakin machte eine Pause, musterte das Publikum und sprach deutlich weiter, indem er triumphierend lächelte:

„Nach meinen Untersuchungen hat es sich ergeben, daß dieses Wort Vergötterung bedeutet, das heißt Liebe, höchste Liebe zur Lebensarbeit und Lebensordnung. ‚So!‘ habe ich gedacht, ‚also das!‘ Ein Kulturmensch ist also derjenige, der die Arbeit und die Ordnung liebt ... der es überhaupt liebt, das Leben zu ordnen, der zu leben liebt, der sich seines eignen Wertes und des Wertes des Lebens bewußt ist. Gut!“

Jakow Taraſſowitſch zuckte zuſammen; die Runzeln zogen ſich ſtrahlenförmig von den lächelnden Augen zu den Lippen hin, und ſein ganzer kahler Kopf ſah einem dunkeln Stern ähnlich.

Die Kaufmannſchaft ſah ihm ſchweigend und aufmerkſam in den Mund, und alle Geſichter waren voll geſpannter Aufmerkſamkeit. Die Leute waren in der Stellung erſtarrt, in welcher Majakins Rede ſie vorgefunden hatte.

„Wenn dieſes Wort ſo gedeutet werden muß, wenn es ſo iſt — es iſt aber ſo —, dann verleumden und läſtern die Menſchen, die uns unkultiviert und wild nennen! Denn ſie lieben nur das Wort und nicht deſſen Sinn, und wir lieben die Wurzel des Wortes und deſſen wahren Inhalt, wir lieben die That! Wir haben ja den richtigen Kultus des Lebens, das heißt die Vergötterung des Lebens in uns, nicht ſie! Sie lieben das Räſonnieren und wir das Handeln ... Und das Beiſpiel unſrer Kultur, das heißt der Liebe zur That, iſt die Wolga, meine Herren Kaufleute! Hier iſt ſie, unſer teures Mütterchen! Sie kann mit jedem Tropfen ihres Waſſers unſre Ehre aufrecht erhalten und die leeren Verleumdungen widerlegen ... Meine Herren, es ſind nur hundert Jahre vergangen, ſeit unſer Zar, Peter der Große, auf dieſen Fluß Segelboote geſetzt hat, und jetzt ſchwimmen darauf Tauſende von Dampfſchiffen ... Wer hat ſie gebaut? Der ruſſiſche Bauer iſt ganz unwiſſend! Wem gehören alle dieſe ungeheuren Dampfſchiffe und Barken? Uns! Wer hat ſie ſich ausgedacht? Wir! Hier gehört alles uns, hier iſt alles die Frucht unſers Verſtandes, unſers ruſſiſchen Scharfblicks und der großen Liebe zur Arbeit! Niemand hat uns dabei geholfen! Wir haben auf der Wolga ſelbſt Fiſchereien eingerichtet, haben für unſer eignes Geld Arbeiter gemietet, und haben dann auf all den Tauſenden von Werſten ihres Laufes Tauſende von Dampfſchiffen und allerlei Booten ſchwimmen laſſen. Welche iſt die beſte Stadt an der Wolga? Die, wo die meiſten Kaufleute wohnen.

Welche Häuser sind die besten in der Stadt? Die der Kaufleute! Wer sorgt sich am meisten um die Armen? Der Kaufmann! Er sammelt Groschen und Kopeken und spendet so Hunderte von Tausenden. Wer hat die Kirchen errichtet? Wir! Wer giebt dem Staat am meisten Geld? Die Kaufleute! Meine Herren! Nur wir lieben die Arbeit um der Arbeit willen, um unsrer Liebe zur Regelung des Lebens willen, nur wir lieben die Ordnung und das Leben! Und wer über uns anders spricht, der spricht Unsinn und sonst nichts! Lassen wir sie nur reden! Wenn der Wind weht, rauscht die Weide, und wenn er zu wehen aufhört, schweigt die Weide. Und man kann aus der Weide weder eine Deichsel, noch einen Besen machen, es ist ein nutzloser Baum! Sie lärmt auch nur ihrer Nutzlosigkeit wegen. Was haben denn unsre Richter gethan, wodurch haben sie das Leben verschönt? Das ist uns unbekannt. Und unsre Thaten sind allen sichtbar! Meine Herren Kaufleute! Da ich in euch die lebensfähigsten, arbeitsamsten Menschen sehe, die ihre Arbeit lieben, da ich in euch die Menschen sehe, die alles gethan haben und alles thun können, erhebe ich von ganzem Herzen, voll Liebe und Achtung für euch diesen vollen Becher und trinke auf das Wohl der tüchtigen, seelenstarken, arbeitsamen russischen Kaufmannschaft. Hoch soll sie leben! Gedeiht zum Wohl des Vaterlandes! Hurra—a!"

Majakins schriller, zitternder Aufschrei rief ein betäubendes, begeistertes Brüllen der Kaufleute hervor. Alle diese großen, fleischigen Körper, die vom Wein und von der Rede des Alten erregt waren, fuhren auf und ließen einen so einigen, massiven Schrei aus ihrer Brust dringen, daß alles um sie herum sich zu bewegen und zu zittern schien.

„Jakow! Du bist Gottes Posaune!" schrie Subow und streckte sein Glas Majakin hin.

Die Kaufleute stürmten erregt, manche mit Thränen in den Augen, die Gläser in den Händen, auf Majakin zu, wobei sie die Sessel umwarfen

und gegen den Tisch stießen, so daß das Geschirr und die Flaschen klirrten und fielen.

„Weißt du, was da gesagt wurde?“ fragte Kononow, indem er Robustow bei der Schulter packte und ihn schüttelte. „Begreife nur! Das war eine bedeutungsvolle Rede!“

„Jakow Tarassowitsch! Erlaube, daß ich dich umarme!“

„Hoch Majakin!“

„Musikanten spielt . . .“

„Einen Tusch! Den Persischen Marsch!“

„Wir brauchen keine Musik, zum Kuckuck!“

„Hier ist die Musik! Ach, Jakow Tarassowitsch! Der hat einen Verstand!“

„Gering war ich unter meinen Brüdern, ich war aber mit Verstand begnadet . . .“

„Du lügst Trofim!“

„Jakow! Du wirst bald sterben . . . ach, das ist schade! Es ist gar nicht zu sagen, wie schade!“

„Aber was das für eine Beerdigung sein wird!“

„Meine Herren, wollen wir einen Majakin-Fonds stiften? Ich gebe einen Tausender her.“

„Schweigt! Wartet!“

„Meine Herren!“ begann Jakow Tarassowitsch zitternd wieder zu sprechen. Und wir sind auch noch darum die lebenstüchtigsten Menschen und die wahren Herren in unserm Vaterland, weil wir Bauern sind!“

„Das ist wahr!“

„So! Ist das aber ein Alter!“

„Wartet! Laßt ihn sprechen!“

„Wir sind Urrussen, und alles, was von uns kommt, ist urrussisch! Es ist also das Richtige, das Nützlichste und Notwendige!“

„Wie zweimal zwei vier ist!“

„Das ist einfach!“

„Er ist klug wie eine Schlange!“

„Und sanft wie . . .“

„Ein Geier! Ha-ha!“

Die Kaufleute bildeten einen engen Ring um ihren Redner; sie blickten ihn mit glänzenden Augen an und konnten vor Aufregung seiner Rede nicht mehr ruhig folgen. Um ihn herum erhob sich ein Stimmengewirr, das mit dem Lärm der Maschine und mit dem Plätschern des Wassers unter den Rädern verschmolz und einen Wirbelwind von Tönen bildete, der die zitternde Stimme des Alten verschlang. Die Aufregung der Kaufleute wuchs immer mehr; alle Gesichter strahlten vor Genugthuung. Hände mit Gläsern streckten sich zu Majakin hin; man klopfte ihm auf die Schultern, stieß ihn, küßte ihn und blickte ihm gerührt ins Gesicht. Jemand quietschte vor Entzücken:

„Die Komarinskaja! Den Nationaltanz!"

„Das alles haben wir gemacht!" schrie Jakow Tarassowitsch und wies auf den Fluß hin. „Das alles gehört uns! Wir haben das ganze Leben aufgebaut!"

Plötzlich erklang ein lauter Ausruf, der alle Laute übertönte:

„So! Ihr seid es? Ach ihr . . ."

Und gleich darauf drang deutlich durch die Luft ein gemeines Schimpfwort, das in großem Zorn mit dumpfer, doch kräftiger Stimme ausgesprochen wurde. Alle hörten es auf einmal und schwiegen eine Sekunde lang, indem sie mit den Augen denjenigen suchten, der sie beschimpft hatte. Man hörte jetzt nur das schwere Stöhnen der Maschine und das Knarren der Ruderketten.

„Wer schimpft da?" fragte Kononow mit gerunzelten Brauen.

„Ach! Es kann bei uns nie ohne Skandal abgehen!" sprach Resnikow und seufzte bekümmert.

„Wer hat grundlos geschimpft?"

Die Gesichter der Kaufleute spiegelten Unruhe, Neugierde, Erstaunen und einen Vorwurf wider, und alle Anwesenden gerieten in Verwirrung. Nur Jakow Tarassowitsch war ruhig und schien von dem Vorfall sogar befriedigt zu sein. Er hob sich auf

die Fußspitzen, sah mit ausgestrecktem Halse irgend wohin an das Ende des Tisches, und seine Augen glänzten seltsam, als habe er dort etwas Angenehmes erblickt.

„Gordjejew . . .“ sagte Jona Juschkow leise.

Alle Köpfe wandten sich nach der Richtung, wohin Jakow Majakin blickte. Dort stand Foma und stützte sich mit den Händen auf den Tisch. Sein Gesicht war vor Zorn verzerrt, er fletschte mit den Zähnen und blickte mit flammenden, weit offenen Augen schweigend auf die Kaufleute. Seine untere Kinnlade zitterte, die Schultern zuckten und die Finger, die sich an den Tischrand festkrallten, kratzten krampfhaft am Tischtuch. Beim Anblick seines wolfsähnlichen, zornigen Gesichts und seiner erregten Stellung schwieg die Kaufmannschaft von neuem eine Weile.

„Was glotzt ihr so?“ fragte Foma und begleitete seine Frage wieder mit einem kräftigen Schimpfwort.

„Er ist betrunken!“ sagte Bobrow kopfschüttelnd.

„Warum hat man ihn nur eingeladen?“ flüsterte Resnikow leise.

„Foma Ignatjewitsch!“ sagte Kononow ernst. „Mache keinen Skandal. Wenn es dir etwa schwindlig ist, geh still und friedlich in die Kajüte und leg dich dort hin, Bruder! Leg dich hin, mein Lieber, und . . .“

„Pst, du!“ brüllte Foma und wandte die Augen auf ihn. „Unterstehe dich nicht, mit mir zu sprechen! Ich bin nicht betrunken . . . ich bin hier am nüchternsten! Hast du verstanden?“

„Aber warte, mein Herz . . . wer hat dich denn hierher eingeladen?“ fragte Kononow und errötete über die ihm zugefügte Beleidigung.

„Ich habe ihn mitgebracht!“ ertönte Majakins Stimme.

„So! Nun, dann ist es was andres. Verzeihen Sie, Foma Ignatjewitsch. Da du ihn aber mitgebracht hast, Jakow, mußt du ihn auch zähmen. So geht das doch nicht!“

Foma schwieg und lächelte. Auch die Kaufleute schwiegen, indem sie ihn anblickten.

„Ach, Foma!“ sprach Majakin. „Du machst mir altem Mann wieder Schande.“

„Pate,“ sagte Foma und fletschte mit den Zähnen. „Ich habe noch nichts gethan, es ist also noch zu früh, mir Predigten zu halten. Ich bin nicht betrunken, ich habe nicht getrunken, sondern habe immer zugehört. Meine Herren Kaufleute! Wollt ihr mir erlauben, eine Rede zu halten? Soeben hat mein von euch verehrter Pate gesprochen, hört jetzt seinem Taufkind zu.“

„Was für eine Rede?“ sagte Resnikow. „Wozu sind diese Gespräche? Wir haben uns versammelt, um uns zu amüsieren.“

„Nein, laß das lieber, Foma Ignatjewitsch!“

„Trink lieber etwas.“

„Trinken wir! Ach, Foma ... du bist der Sohn eines ausgezeichneten Vaters!“

Foma prallte vom Tisch zurück, richtete sich auf und hörte noch immer lächelnd die freundlichen, ermahnenden Worte an. Er war der jüngste und hübscheste unter diesen soliden Menschen. Seine schlanke, vom Rock fest umspannte Gestalt hob sich vorteilhaft von dem Haufen der fetten Körper mit den dicken Bäuchen ab. Sein gebräuntes Gesicht mit den großen Augen war regelmäßiger und frischer als die aufgedunsenen, roten Fratzen, die ihm mit dem Ausdruck der Erwartung und Verblüffung zugewandt waren. Er preßte die Brust heraus, biß die Zähne zusammen, schlug die Schöße seines Rockes auseinander und steckte die Hände in die Taschen.

„Mit Schmeichelei und Liebenswürdigkeiten werdet ihr mir jetzt den Mund nicht verstopfen!“ sagte er fest und drohend. „Ob ihr mir zuhört oder nicht, ich werde sprechen. Ihr könnt mich hier nirgends hinausjagen.“

Er wiegte den Kopf, hob die Schultern in die Höhe und erklärte ruhig:

„Wenn mich aber jemand auch nur mit dem Finger anrührt, so werde ich ihn totschlagen! Ich schwöre bei Gott, ich werde so viele totschlagen, als ich kann!“

Die Menschenmenge, die ihm gegenüberstand, bewegte sich wie Gebüsch im Wind. Man hörte erregtes Geflüster. Fomas Gesicht verdunkelte sich, seine Augen wurden rund.

„Man hat hier gesagt, daß ihr das Leben aufgebaut habt, und daß ihr das Richtige und Nötige gethan habt.“

Foma seufzte tief auf und musterte die Gesichter der Zuhörenden, die plötzlich seltsam aufgeblasen und gleichsam verschwollen aussahen, mit unaussprechlichem Haß.

Die Kaufleute schwiegen und drängten sich immer fester zusammen. In den rückwärtigen Reihen murmelte jemand:

„Was meint er denn?“

„O, ihr Schufte!“ rief Gordjejew aus und schüttelte den Kopf hin und her. „Was habt ihr gethan? Ihr habt nicht das Leben aufgebaut, sondern ein Gefängnis. Ihr habt nichts geordnet, sondern habt Ketten für den Menschen geschmiedet. Es ist schwül und eng, und eine lebendige Seele hat keinen Platz, sich zu entfalten. Der Mensch geht unter. Ihr seid Seelenmörder. Begreift ihr, daß ihr nur dank der menschlichen Langmut existiert?“

„Was ist denn das?“ rief Resnikow aus und schlug vor Entrüstung und Zorn die Hände zusammen. „Ilja Jefimowitsch? Was ist das? Ich kann solche Reden nicht mit anhören.“

„Gordjejew!“ rief Bobrow aus. „Sieh dich vor — das, was du sprichst, klappt nicht recht.“

„Für solche Reden kriegt man sein Teil!“ sagte Subow mit Nachdruck.

„Pst!“ brüllte Foma, und seine Augen füllten sich mit Blut. „Jetzt grunzen sie.“

„Meine Herren!“ ertönte die ruhige, unheilverkündende Stimme Majakins wie das Kreischen der

Feile auf dem Eisen. „Rührt ihn nicht an! Ich bitte euch höflichst. Hindert ihn nicht daran. Mag er in Gottes Namen schimpfen, mag er sich amüsieren. Seine Worte thun euch ja nichts.“

„Nun, ich danke schön!“ schrie Juschkow.

Und neben Foma stand Smolin und flüsterte ihm ins Ohr:

„Hören Sie auf, mein Lieber! Was ist denn mit Ihnen? Sind Sie verrückt? Die werden Sie ja . . .“

„Fort!“ sagte Foma fest, ihn mit seinen zornigen Augen anblitzend. „Geh nur zu Majakin hin, und thu ihm schön, vielleicht fällt dann ein Stück für dich ab!“

Smolin pfiff durch die Zähne und ging zur Seite. Und die Kaufleute begannen sich allmählich auf die andern Teile des Schiffs zurückzuziehen. Das reizte Foma noch mehr: er hatte ein Verlangen, sie mit seinen Worten an ihre Plätze festzuschmieden, und fand keine genügend kräftigen Ausdrücke.

„Ihr habt das Leben aufgebaut?“ schrie er. „Wer seid ihr? Schurken und Räuber . . .“

Einige von den Anwesenden wandten sich nach Foma um, als hätte er sie gerufen.

„Kononow, wird man dich des Mädchens wegen bald vors Gericht fordern? Man wird dich zur Zwangsarbeit verurteilen . . . leb wohl, Ilja. Du baust deine Dampfschiffe vergebens . . . Man wird dich auf einem Staatsdampfer nach Sibirien transportieren . . .“

Kononow ließ sich auf einen Sessel sinken; sein Gesicht füllte sich mit Blut, und er drohte schweigend mit der Faust. Er sagte heiser:

„Gut, ich werde das nicht vergessen.“

Foma sah sein verzerrtes Gesicht mit den bebenden Lippen und begriff, mit welcher Waffe er diese Leute am besten treffen könnte.

„Haha! Die Lebenseinrichter! Guschtschin, giebst du deinen Neffen Almosen? Du solltest ihnen wenigstens eine Kopeke täglich geben . . . du hast bei

ihnen ja ganze siebenundsechzigtausend gestohlen ... Bobrow! Warum hast du deine Geliebte verleumdet und wegen Diebstahls ins Gefängnis sperren lassen? Wenn du ihrer überdrüssig warst, hättest du sie ja deinem Sohn abtreten können ... jetzt hat er ja auch mit deiner zweiten Geliebten ein Techtelmechtel. Wußtest du das nicht? Ach, du dickes Schwein ... haha! Und du, Lup, solltest wieder ein Freudenhaus eröffnen und dann deine Gäste wie Gänse rupfen. Später werden dich die Teufel rupfen, haha! Mit einem so frommen Gesicht ist es bequem, ein Schuft zu sein! Wen hast du damals getötet, Lup?"

Foma unterbrach seine Rede durch ein schadenfrohes, lautes Lachen, und er sah, daß seine Worte auf diese Leute nicht ohne Wirkung blieben. Früher, als er noch seine Rede an sie alle richtete, wandten sie sich von ihm ab, gingen zur Seite, bildeten Gruppen und blickten ihren Ankläger mit verächtlichen, bösen Augen an. Er sah sie lächeln, fühlte in jeder ihrer Bewegungen etwas Geringschätziges und begriff, daß seine Worte sie zwar ärgerten, doch nicht so tief verletzten, wie er es wünschte. Das alles ließ seinen Zorn erkalten, und in ihm begann schon das bittere Bewußtsein des Mißlingens seines Angriffs aufzukeimen. Doch sobald er begonnen hatte, von jedem einzelnen zu sprechen, änderte sich das Verhalten der Zuhörer ihm gegenüber rasch und gänzlich.

Während Kononow sich schwer auf den Sessel sinken ließ, als ertrüge er die Wucht von Fomas strengen Worten nicht, bemerkte Foma, daß über die Gesichter einiger Kaufleute ein beißendes und boshaftes Lächeln huschte. Er hörte ein beifälliges, erstaunes Flüstern:

„Das ist gut gezielt!"

Dieses Flüstern verlieh Foma Kraft, und er begann voll Sicherheit und Leidenschaft diejenigen, die ihm unter die Augen kamen, mit Vorwürfen, Schimpfworten und mit Spott zu überschütten. Er brüllte freudig, als er die Wirkung seiner Worte

ſah. Man hörte ihm ſchweigend und aufmerkſam zu; einige von den Kaufleuten rückten näher zu ihm hin.

Es ertönten proteſtierende Ausrufe, doch waren ſie nicht laut und nur kurz, und jedesmal, wenn Foma irgend einen Namen herausſchrie, ſchwiegen alle, hörten zu und blickten den angeklagten Kameraden ſchadenfroh von der Seite an.

Bobrow lachte verlegen, doch ſeinen kleinen Augen drangen wie Bohrer in Foma ein. Lup Reſnikow fuchtelte mit den Armen, ſprang plump herum und ſprach keuchend:

„Seid meine Zeugen ... Was iſt denn das? Nein! Ich werde mir das nicht gefallen laſſen! Ich gehe zum Bezirksrichter. Was iſt das?“ Und plötzlich quietſchte er mit dünner Stimme heraus, indem er ſeine Hände gegen Foma ausſtreckte:

„Binden ſollte man ihn!“

Foma lachte.

„Man kann die Wahrheit nicht binden, das geht nicht! Sie verſtummt nicht, auch wenn ſie gebunden wird.“

„Das iſt gut,“ ſagte Kononow mit dumpfer, angeſtrengter Stimme.

„Seht, meine Herren Kaufleute,“ donnerte Majakin. „Ich bitte ihn zu bewundern, ſo iſt er!“

Die Kaufleute rückten einer nach dem andern an Foma heran, und er ſah auf ihren Geſichtern Zorn, Neugierde, ein ſchadenfrohes Gefühl des Vergnügens und Angſt. Jemand von den beſcheidenen Menſchen, unter denen Foma ſaß, flüſterte ihm zu:

„So iſt's recht! Gott vergelte es Ihnen! Nur los! Das wird Ihnen angerechnet werden!“

„Robuſtow!“ ſchrie Foma. „Was lachſt du? Worüber freuſt du dich? Auch du kommſt nach Sibirien ...“

„Setzt ihn ans Ufer!“ ſchrie plötzlich Robuſtow, indem er aufſprang.

Und Kononow rief dem Kapitän zu:

„Zurück! In die Stadt! Zum Gouverneur!“

Jemand sagte eindringlich, mit vor Erregung zitternder Stimme:

„Das ist abgekartet ... das ist mit Absicht so ... Man hat es ihm beigebracht ... man hat ihn betrunken gemacht, damit er Mut bekommt ..."

„Nein, das ist ein Aufstand!"

„Bindet ihn! Bindet ihn einfach!"

Foma griff nach einer Champagnerflasche und fuchtelte damit in der Luft herum.

„Versucht's nur! Nein, es bleibt euch wohl nichts anders übrig, als mich anzuhören."

Voll wilder Lust und wahnsinnig vor Freude, als er sah, wie sich diese Menschen unter den Streichen seiner Worte wälzten und wanden, begann er ihre Namen und gemeine Schimpfworte auszurufen, und der Lärm der Entrüstung legte sich wieder. Menschen, die Foma nicht kannte, blickten ihn voll gieriger Neugier, beifällig und selbst voll freudigen Staunens an. Einer von ihnen, ein kleiner, grauhaariger Greis mit rosigen Wangen und Mausaugen, wandte sich plötzlich an die von Foma beleidigten Kaufleute und sagte mit süßlicher Stimme:

„Das sind Gewissensworte! Das macht nichts! Man muß es ertragen ... Das ist eine hellseherische Anklage ... Wir sind ja Sünder! Wenn man die Wahrheit sagen soll, sind wir ja große Sünder."

Man zischte ihn aus, und Subow stieß ihn sogar in die Schulter. Er verneigte sich tief und verschwand in der Menge.

„Subow!" schrie Foma. „Wieviel Menschen hast du zu Bettlern gemacht? Erscheint dir Iwan Petrowitsch Mjakinnikow im Traume, der sich deinetwegen erdrosselt hat? Ist es wahr, daß du bei jeder Messe zehn Rubel aus dem Kirchenstock stiehlst?"

Subow hatte den Angriff nicht erwartet und erstarrte mit erhobener Hand auf seinem Platz. Doch dann piepste er mit hoher Stimme auf, indem er seltsam in die Höhe sprang:

„Ach! Du wendest dich auch gegen mich? Gegen mich?"

Und plötzlich blies er seine Wangen auf und begann Foma wütend mit der Faust zu drohen, indem er mit quietschender Stimme verkündete:

„Der Wahnsinnige sagt in seinem Zorn, daß es keinen Gott giebt! Ich fahre zum Erzbischof. Du Freidenker, du kommst nach Sibirien!“

Die Verwirrung auf dem Dampfschiff wuchs immer mehr, und Foma fühlte sich beim Anblick dieser erbosten, verlegenen, von ihm beleidigten Menschen als ein Märchenheld, der Ungeheuer vertilgt. Sie liefen hin und her, fuchtelten mit den Händen und sagten etwas zu einander — die einen waren rot vor Zorn, die andern bleich, und alle waren gleich machtlos, den Strom seiner Spottreden zu hemmen.

„Schickt Matrosen her!“ schrie Resnikow und zupfte Kononow bei der Schulter. „Was ist denn das, Ilja? Hast du uns eingeladen, um uns verhöhnen zu lassen?“

„Gegen den einen Grünschnabel!“ rief Subow aus.

Und Jakow Tarassowitsch Majakin versammelte sich eine Menge und hörte seinen leisen Worten voll Zorn zu, wobei sie beifällig mit den Köpfen nickten.

„Fange an, Jakow,“ sprach Robustow laut. „Wir alle sind Zeugen ... nur los!“

Der Klang all der Stimmen wurde von Fomas lauter, strafender Stimme verschlungen:

„Ihr habt nicht das Leben aufgebaut — ihr habt eine Mistgrube gemacht! Ihr habt durch eure Thaten Schmutz und Moder gezüchtet. Habt ihr ein Gewissen? Denkt ihr an Gott? Geld, das ist euer Gott! Und das Gewissen habt ihr fortgejagt. Wohin habt ihr es gejagt? Ihr Blutsauger! Ihr lebt durch fremde Kraft ... ihr arbeitet mit fremden Händen! Ihr werdet das alles bezahlen müssen! Wenn ihr sterbet, werdet ihr das zu verantworten haben! Alles, bis auf den letzten Thränentropfen ... wieviel Menschen haben bei euren großen Thaten Blut geweint? Selbst in der Hölle giebt es keinen Platz, den ihr Luder verdient. Man wird euch nicht

im Feuer, ſondern in ſiedendem Kot kochen. Jahrhundertelang werden eure Qualen dauern ... Die Teufel werden euch in die Keſſel werfen und werden etwas hineinſchütten ... haha! Sie werden etwas hineinſchütten, haha! Verehrte Kaufmannſchaft ... Aufbauer des Lebens ... o, ihr Teufel!"

Foma brach in lautes Lachen aus, faßte ſich an den Seiten und wiegte ſich auf den Beinen hin und her, indem er den Kopf emporhob.

In dieſem Augenblick winkten einige von den Anweſenden einander ſchnell zu, ſtürzten auf einmal über Foma her und preßten ihn mit ihren Körpern zuſammen. Es begann ein Gewühl.

„Hat man dich nun!" keuchte jemand.

„So macht ihr's?" ſchrie Foma heiſer auf.

Eine halbe Minute lang wälzte ſich ein ganzer Haufen ſchwarzer Geſtalten auf demſelben Fleck herum, ſtampfte ſchwer mit den Füßen, und man hörte halberſtickte Ausrufe:

„Stürzt ihn zu Boden!"

„Haltet ſeinen Arm ... o!"

„Beim Bart!"

„Gebt Servietten her ... bindet ihn mit Servietten ..."

„Du willſt beißen?!"

„So! Nun? Na alſo!"

„Schlage nicht! Unterſteh dich nicht, zu ſchlagen!"

„Jetzt ſind wir fertig."

„Er iſt aber kräftig."

„Tragen wir ihn dorthin ... zum Bord ..."

„In die Luft ... hihi!"

Sie ſchleiften Foma zum Bord hin, legten ihn an die Wand der Kapitänskajüte und traten beiſeite, indem ſie ſich die Kleider ordneten und die ſchweißigen Geſichter abwiſchten. Vom Kampf ermüdet und durch die Schmach ſeiner Niederlage entkräftet, lag Foma ſchweigend, zerlumpt, verſchmiert, mit Servietten und Handtüchern an Händen und Füßen gebunden da. Mit blutunterlaufenen runden Augen blickte er in den Himmel, ſein Blick war ſtumpf

und trübe wie bei einem Idioten, und die Brust hob sich schwer und ungleichmäßig.

Jetzt kam die Reihe an ihn, verspottet zu werden. Subow begann damit. Er trat zu Foma hin, stieß ihn mit dem Fuß in die Seite und fragte mit süßlicher Stimme, zitternd vor Vergnügen, sich rächen zu können:

„Nun, du donnergleicher Prophet? Koste jetzt einmal die Süßigkeit der babylonischen Gefangenschaft aus, haha!“

„Warte,“ sagte Foma mit heiserer Stimme, ohne ihn anzublicken. „Warte ... bis ich ausgeruht bin. Ihr habt mir meine Zunge nicht festgebunden.“ Doch während Foma das sagte, begriff er schon, daß er nichts mehr thun und sagen konnte. Nicht weil er gebunden war, sondern weil etwas in ihm verbrannt war, und es in seiner Seele dunkel und leer wurde.

Resnikow gesellte sich zu Subow. Dann kamen die andern ... Bobrow, Kononow und noch ein paar Kaufleute gingen unter der Führung Jakow Majakins auf das Roof zu, indem sie leise miteinander sprachen.

Das Schiff näherte sich mit vollem Dampf der Stadt. Von der Erschütterung des Schiffskörpers zitterten und klirrten die Flaschen auf den Tischen, und dieser klirrende, klagende Ton drang am deutlichsten zu Foma hin. Um ihn stand eine Menschenmenge, die ihm boshafte, kränkende Worte zurief.

Doch Foma sah die Gesichter dieser Menschen wie im Nebel, und ihre Worte drangen ihm nicht bis ans Herz. In ihm wuchs aus der Tiefe seiner Seele ein großes, bitteres Gefühl; er verfolgte dessen Wachstum, und obgleich er es noch nicht begriff, fühlte er schon etwas Banges und Erniedrigendes darin.

„Ueberleg dir's nur, du Windbeutel, wie du dich zugerichtet hast,“ sprach Resnikow. „Was für ein Leben ist für dich jetzt möglich? Jetzt wird

ja niemand von uns dich auch nur anspucken wollen."

„Was habe ich gethan?" fragte sich Foma. Die Kaufmannschaft stand als eine dichte, dunkle Masse um ihn herum.

„Ja," sagte Jaschtschurow, „jetzt ist es aus mit dir, Foma."

„Warte nur," brummte Subow leise.

„Macht mich frei!"

„Schon gut! Wirst auch so liegen können."

„Macht mich frei!"

„Nein. Wir danken schön dafür!"

„Ruft den Paten."

Doch Jakow Tarassowitsch kam jetzt selbst. Er trat heran, blieb vor Foma stehen, musterte dessen ausgestreckte Gestalt forschend mit den strengen Augen und seufzte schwer auf.

„Nun, Foma . . ." begann er.

„Bindet mich los!" bat Foma leise, mit tonloser Stimme.

„Du würdest wieder etwas anstellen. Nein, bleib nur so liegen," antwortete ihm der Pate.

„Ich werde kein Wort mehr sagen; ich schwöre bei Gott! Bindet mich los, ich schäme mich! Um Christi willen, ich bin ja nicht betrunken. Ihr braucht mir ja die Hände nicht freizugeben."

„Schwörst du, daß du nichts mehr anstellen willst?" fragte Majakin.

„O Gott! Nein, nein," stöhnte Foma.

Man band ihm die Füße los, während die Hände gefesselt blieben. Als er sich erhoben hatte, blickte er alle mit einem kläglichen Lächeln an und sagte leise:

„Ihr habt gesiegt!"

„Wir siegen immer," antwortete ihm der Pate, düster lächelnd.

Mit auf dem Rücken festgebundenen Händen ging Foma schweigend, ohne die Augen zu heben, zum Tisch hin. Er erschien kleiner und magerer. Die zerzausten Haare fielen ihm auf die Stirn

und die Schläfen; die zerrissene und zerdrückte Hemdbrust war aus der Weste herausgekrochen, und der Kragen bedeckte ihm die Lippen. Er drehte den Kopf hin und her, um den Kragen unter das Kinn zu schieben, doch es gelang ihm nicht. Da trat der grauhaarige Alte an ihn heran, brachte ihm alles wieder in Ordnung, blickte ihm lächelnd in die Augen und sagte:

„Man muß darüber hinwegkommen."

Jetzt, in Majakins Anwesenheit, schwiegen alle, die Foma verspottet hatten, blickten den Alten fragend und neugierig an und erwarteten etwas von ihm. Er war ruhig, doch seine Augen glänzten, dem Vorfall ganz unangemessen, zufrieden und hell.

„Gebt mir Schnaps," bat Foma, der sich an den Tisch gesetzt hatte und sich mit der Brust auf den Rand stützte. Seine gebückte Gestalt war armselig und hilflos. Um ihn herum sprach man halblaut und ging mit einer gewissen Vorsicht hin und her. Und alle blickten bald ihn, bald Majakin an, der sich ihm gegenüber hinsetzte. Der Alte gab seinem Taufkind nicht gleich Schnaps. Er blickte ihn erst forschend an, schenkte dann langsam ein Gläschen voll ein und brachte es endlich schweigend an Fomas Lippen. Foma saugte den Schnaps in sich und bat:

„Mehr!"

„Es ist genug," antwortete Majakin.

Gleich darauf trat eine bedrückende Minute des vollkommenen Schweigens ein. Alles trat lautlos auf den Fußspitzen zum Tisch hin und reckte dann den Hals aus, um Foma zu sehen.

„Nun, Foma, verstehst du jetzt, was du gethan hast?" fragte Majakin. Er sprach leise, doch alle hörten seine Frage.

Foma schüttelte den Kopf und schwieg.

„Dir wird nicht verziehen werden," sprach Majakin fest und mit erhobener Stimme weiter. „Trotzdem wir alle Christen sind, werden wir dir nicht verzeihen. Das sollst du wissen!"

Foma hob den Kopf und ſagte nachdenklich:

„Und Sie habe ich ganz vergeſſen, Vater. Sie haben von mir nichts zu hören bekommen.“

„Da haben wir's!“ rief Majakin erbittert aus und wies mit der Hand auf ſein Taufkind hin. „Seht ihr?“

Man hörte ein dumpfes Murmeln des Proteſtes.

„Nun, es iſt ja ganz einerlei,“ ſprach Foma ſeufzend weiter. „Es iſt einerlei. Es iſt nichts, gar nichts dabei herausgekommen.“

Und er beugte ſich wieder über den Tiſch.

„Was wollteſt du denn?“ fragte der Pate ſtreng.

„Was ich wollte?“ Foma hob den Kopf, blickte die Kaufleute an und lächelte. „Ich wollte etwas ...“

„Trunkenbold, Schurke!“

„Ich bin nicht betrunken!“ entgegnete Foma mürriſch. „Ich habe nur zwei Gläſer getrunken. Ich war ganz nüchtern ...“

„Du haſt alſo recht, Jakow Taraſſowitſch,“ ſagte Bobrow, „er iſt nicht bei vollem Verſtand ...“

„Ich?“ rief Foma aus.

Doch man achtete nicht auf ihn. Reſnikow, Subow und Bobrow neigten ſich zu Majakin hin und begannen von etwas zu ſprechen.

„Kuratel ...“ das eine Wort fing Foma auf. „Ich bin bei vollem Verſtand!“ ſagte er, lehnte ſich in den Seſſel zurück und ſchaute die Kaufleute mit trüben Augen an. „Ich weiß, was ich wollte. Ich wollte die Wahrheit ſagen. Ich wollte euch anklagen ...“

Er wurde von einer Aufregung erfaßt und machte plötzlich mit den Händen einen Ruck, in dem Beſtreben, ſie zu befreien.

„Nun, warte nur!“ rief Bobrow aus und packte ihn bei den Schultern. „Haltet ihn.“

„Haltet mich!“ ſagte Foma traurig und bitter. „Haltet mich ... Wozu braucht ihr mich denn?“

„Sitze ruhig!“ rief ihm der Pate ſtreng zu.

Foma ſchwieg. Er begriff ſchon, daß alles, was er gethan hatte, zu nichts geführt und daß ſeine

Worte die Kaufleute nicht wankend gemacht hatten. Sie umringten ihn jetzt in einem dichten Haufen und versperrten ihm jeden Ausweg. Sie waren ruhig und fest, behandelten ihn wie einen Trunkenbold und Krakeeler und führten etwas gegen ihn im Schilde. Er fühlte sich armselig, nichtig und durch diese dunkle Masse der an Geist starken, klugen und soliden Menschen vernichtet. Ihm schien, daß schon viel Zeit vergangen sei, seit er sie beschimpft hatte, so viel, daß er jetzt sich selbst fremd vorkam und nicht begriff, was er diesen Menschen gethan hatte und warum er es gethan hatte. Er fühlte etwas Kränkendes in sich, das einer Scham vor sich selbst ähnlich war. Es kratzte ihn im Hals, und er fühlte etwas Fremdes in seiner Brust, als hätte Staub oder Asche sein Herz verschüttet, und als schlüge es schwer und ungleichmäßig. Da er sein Handeln sich selbst erklären wollte, sagte er langsam und sinnend, ohne irgend jemand anzublicken:

„Ich wollte die Wahrheit sagen. Ist denn das ein Leben?"

„Dummkopf!" sagte Majakin verächtlich. „Was für eine Wahrheit kannst du sagen? Was verstehst du?"

„Mein Herz ist vom Schmerz verzehrt, ich verstehe das schon! Was für eine Rechtfertigung habt ihr alle vor Gott? Wozu lebt ihr? Nein, ich weiß, ich habe die Wahrheit gefühlt!"

„Er thut Buße!" sagte Resnikow lächelnd.

„Laß ihn nur!" antwortete Bobrow geringschätzig.

Jemand fügte hinzu:

„Man sieht auch aus seinen Worten, daß sein Verstand sich getrübt hat . . ."

„Es ist nicht jedem gegeben, die Wahrheit zu sagen!" sprach Jakow Tarassowitsch strenge und belehrend und streckte die Hand in die Höhe. „Man fängt die Wahrheit nicht mit dem Herzen, sondern mit dem Verstand auf, verstehst du das? Wenn du etwas fühlst, ist es nichts wert! Auch die Kuh fühlt es, wenn man ihr den Schwanz abhackt. Du

mußt aber verſtehen! Alles verſtehen ... Auch den Feind mußt du verſtehen. Errate, was er im Traum denkt, dann kannſt du losſchlagen!“

Majakin ließ ſich gewohnheitsmäßig durch die Auseinanderſetzung ſeiner praktiſchen Philoſophie hinreißen. Doch er begriff rechtzeitig, daß man den Beſiegten nicht kämpfen lehrt, und ſchwieg. Foma blickte ihn ſtumpf an und ſchüttelte ſeltſam den Kopf ...

„Du biſt ein Hammel!“ ſagte Majakin.

„Laß mich,“ bat Foma kläglich. „Alles gehört euch! Wozu braucht ihr mich noch? Ihr habt mich über den Haufen geworfen und ... beſiegt; es geſchieht mir ſchon recht! Wer bin ich? O Gott!“

Alle lauſchten aufmerkſam ſeinen Reden, und in dieſer Aufmerkſamkeit lag etwas Voreingenommenes und Unheilverkündendes ...

„Ich habe gelebt,“ ſagte Foma mit dumpfer Stimme. „Ich habe geſchaut ... gedacht. Mein Herz iſt wund von den Gedanken! Und jetzt iſt das Geſchwür aufgegangen ... Jetzt bin ich ganz entkräftet. Als ſei mir das ganze Blut ausgefloſſen. Bis zu dem Tage habe ich gelebt ... ich habe ja doch gedacht, daß ich ... einmal die Wahrheit ſagen werde ... Nun, ich habe ſie geſagt ...“ Er ſprach eintönig und farblos, und ſeine Rede glich einer Fieberphantaſie. „Ich habe ſie geſagt ... und habe mich nur ausgeplündert ... ſonſt nichts! Meine Reden haben keinerlei Spur hinterlaſſen ... Alles iſt unverſehrt! Und in mir iſt etwas aufgeflammt und verbrannt, und jetzt iſt nichts mehr da ... Auf was ſoll ich jetzt hoffen? Und alles iſt ſo geblieben, wie es war ...“

Jakow Taraſſowitſch lachte ſarkaſtiſch.

„Was, haſt du denn geglaubt, daß du einen Berg mit der Zunge fortlecken kannſt? Du haſt ſo viel Bosheit angeſammelt, um eine Wanze umzubringen, und gehſt auf die Bärenjagd? Iſt es ſo? Du biſt blödſinnig! ... Wenn dich dein Vater jetzt ſehen würde ... ach!“

„Und doch," sagte Foma plötzlich sicher und laut, und seine Augen flammten wieder auf, „und doch seid ihr an allem schuld! Ihr habt mein Leben verdorben! Ihr habt alles eingeengt ... ihr habt mich erwürgt ... ihr! Und obgleich meine Wahrheit gegen euch schwach ist, ist sie doch die Wahrheit! Ihr seid Verdammte! Seid alle verflucht ..."

Er begann auf dem Sessel hin und her zu fahren, indem er seine Hände zu befreien suchte, und schrie mit wild leuchtenden Augen auf:

„Bindet mir die Hände los!"

Man umringte ihn dichter; die Gesichter der Kaufleute wurden strenger, und Resnikow sagte mit Nachdruck:

„Lärme nicht, tobe nicht! Wir kommen gleich in die Stadt ... Thu dir und uns keine Schande an ... Sonst müßte man dich von der Landungsbrücke direkt ins Irrenhaus bringen ..."

„So—o?!" rief Foma aus. Ihr wollt mich ins Irrenhaus bringen?"

Er erhielt keine Antwort. Er blickte ihre Gesichter an und senkte den Kopf.

„Betrage dich ruhig ... dann werden wir dich losbinden," sagte jemand.

„Es ist nicht nötig!" bemerkte Foma leiser. „Es ist einerlei ... Ich pfeife drauf! Es wird zu nichts führen ..."

Und seine Rede nahm wieder den Charakter einer Fieberphantasie an.

„Ich gehe zu Grunde ... das weiß ich! Aber nicht durch eure Kraft, sondern durch meine Schwäche ... ja! Ihr seid vor Gott auch Würmer ... Und — wartet! Ihr werdet ersticken ... Ich bin durch meine Blindheit zu Grunde gegangen ... Ich habe viel gesehen und bin erblindet ... wie eine Eule. Ich erinnere mich ... ich habe als Knabe eine Eule in einer Schlucht verfolgt ... sie flog herum und schlug sich überall an. Die Sonne blendete sie ... Sie hat sich ganz zerschunden und ist zu Grunde gegangen ... Und der Vater hat mir

damals gesagt: so ist's auch mit den Menschen; mancher läuft hin und her, zerschindet sich, quält sich ab und stürzt sich dann irgendwohin ... nur um auszuruhen ... He! bindet mir die Hände los ..."

Sein Gesicht wurde bleich, die Augen schlossen sich, die Schultern zuckten. Zerlumpt und verwahrlost wiegte er sich auf dem Sessel hin und her, stieß mit der Brust gegen den Tischrand und begann etwas zu flüstern.

Die Kaufmannschaft wechselte vielsagende Blicke. Manche stießen einander in die Seite und wiesen schweigend mit dem Kopf auf Foma. Jakow Majakins Gesicht war unbeweglich und dunkel, als sei es aus Stein gemeißelt.

„Soll man ihn vielleicht losbinden?" flüsterte Bobrow.

„Wenn wir dann näher kommen ..."

„Nein, das ist nicht nötig," sagte Majakin halblaut. „Wir wollen ihn hier lassen, und jemand soll einen Wagen holen. Direkt ins Krankenhaus ..."

„Und wo kann ich ausruhen?" flüsterte Foma wieder. „Wo soll ich hin?" Er erstarrte in einer verrenkten, unbequemen Stellung und mit einem verzerrten Ausdruck von Schmerz im Gesicht.

Majakin erhob sich, ging zu Roof hin und sagte leise:

„Gebt acht, daß er nicht am Ende ins Wasser springt ..."

„Es ist schade um den Burschen," sagte Bobrow und blickte Jakow Tarassowitsch nach.

„Niemand ist an seiner Tollheit schuld ..." antwortete Resnikow düster.

„Seht Jakow an ..." flüsterte Subow, indem er mit dem Kopf auf Majakin hinwies.

„Was ist mit Jakow? Er hat dabei nichts verloren ..."

„Ja—a ... er wird jetzt ... ha-ha ..."

„... sein Vormund werden ... ha-ha-ha!"

Ihr leises Lachen und Flüstern verschmolz mit

dem Stöhnen der Maſchine und erreichte wohl kaum Fomas Ohr. Er ſtarrte unbeweglich mit trübem Blick vor ſich hin, und nur ſeine Lippen bebten kaum merklich.

„Sein Sohn iſt gekommen," flüſterte Bobrow.

„Ich kenne ſeinen Sohn," ſagte Jaſchtſchurow. „Ich habe ihn in Permj getroffen ..."

„Was iſt er für ein Menſch?"

„Ein tüchtiger, kluger Kerl ..."

„So?"

„Er verwaltet ein großes Geſchäft in Uſſolje..."

„Jakow braucht alſo den da nicht mehr ... Ja—a ... Alſo das iſt es!"

„Seht, er weint!"

„O!"

Foma lehnte ſich in den Seſſel zurück und ſenkte den Kopf auf die Schulter. Seine Augen waren geſchloſſen, und unter den Wimpern rollte eine Thräne nach der andern herab. Sie floſſen über die Wangen auf den Schnurrbart herab ... Fomas Lippen bebten krampfhaft, und die Thränen fielen vom Schnurrbart auf die Bruſt. Er ſchwieg und bewegte ſich nicht, nur ſeine Bruſt hob ſich ſchwer und ungleichmäßig. Die Kaufleute blickten auf ſein bleiches, vergrämtes, thränennaſſes Geſicht mit den geſenkten Mundwinkeln und wandten ſich langſam und ſchweigend von ihm ab ...

Und jetzt blieb Foma mit auf dem Rücken gebundenen Händen allein vor dem Tiſch, der mit ſchmutzigem Geſchirr und verſchiedenen Reſten des Mahles bedeckt war. Ab und zu hob er langſam die ſchweren, verſchwollenen Lider, und ſeine Augen blickten durch die Thränen hindurch trübe und traurig auf den Tiſch, wo alles ſchmutzig, umgeworfen und zerſtört war ...

*

Es ſind drei Jahre vergangen.

Vor etwa einem Jahr verſchied Jakow Taraſſowitſch Majakin. Er ſtarb bei vollem Bewußtſein und blieb ſich bis zuletzt treu; ein paar Stunden

vor dem Tode ſagte er zu ſeinem Sohn, ſeiner Tochter und ſeinem Schwiegerſohn:

„Nun, Kinder, lebt in Reichtum weiter! Jakow hat von allen Gerichten gekoſtet, es iſt alſo Zeit, daß er ſich trollt ... Ihr ſeht, ich ſterbe und laſſe den Kopf nicht hängen ... Gott wird mir das anrechnen ... Ich habe ihn, den Allgütigen, nur durch meine Witze, nie aber durch Seufzen und Klagen beläſtigt! O Gott! Ich freue mich, daß ich durch deine Gnade verſtändig gelebt habe! Lebt wohl, Kinder ... Lebt in Eintracht ... und grübelt nicht zu viel. Wißt, nicht derjenige iſt heilig, der ſich vor der Sünde verſteckt und ruhig liegen bleibt ... Feigheit ſchützt nicht vor Sünde ... das ſteht in der Parabel von den Talenten. Wer aber vom Leben etwas haben will, der fürchtet die Sünde nicht ... Gott wird ihm ſeine Irrtümer verzeihen. Der Herr hat den Menſchen zum Ordnen des Lebens beſtimmt ... Und hat ihm nicht allzuviel Verſtand gegeben ... er wird alſo die Schuld nicht gar ſo ſtreng einfordern ... denn er iſt heilig und allbarmherzig ...“

Er ſtarb nach einer kurzen, aber ſehr qualvollen Agonie.

Jeſchow wurde bald nach dem Vorfall auf dem Dampfſchiff aus irgend einem Grunde ausgewieſen.

In der Stadt wurde ein neues, großes Handelshaus unter der Firma „Taraß Majakin und Afrikan Smolin“ eröffnet. Während der ganzen drei Jahre war von Foma nichts zu hören. Man ſagte, Majakin hätte ihn bald nach dem Verlaſſen des Krankenhauſes irgendwohin nach dem Ural, zu den Verwandten ſeiner Mutter geſchickt.

Vor kurzem erſchien Foma in den Straßen der Stadt. Er ſieht verwahrloſt, vernachläſſigt und halb wahnſinnig aus. Er iſt faſt immer betrunken und geht bald finſter, mit gerunzelten Brauen und mit auf die Bruſt geſenktem Kopf einher, bald lächelt er — das traurige und klägliche Lächeln eines Blöd-

sinnigen. Manchmal wird er wild, doch das kommt selten vor. Er lebt bei seiner Milchschwester, in einem Seitengebäude auf dem Hof.

Die Kaufleute und Stadtbürger, die ihn kennen, lachen ihn oft aus. Wenn Foma durch die Straße geht, ruft ihm plötzlich jemand zu:

„He, du Prophet, komm her!“

Foma folgt dem Ruf selten, er meidet die Menschen und liebt es nicht, mit ihnen zu sprechen. Wenn er aber stehen bleibt, sagt man zu ihm:

„Nun, erzähle einmal vom Weltuntergang, was? Ha-ha-ha! Du Prophet!“

— — — — — — — — — — — — — —

Ende.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Werke von Emile Zola.

Arbeit. Der „Vier Evangelien“ zweiter Teil. Roman. 2 Bände. Geheftet M. 6.—, elegant gebunden M. 8.—

Ein Roman gleich großartig in Stoff und Komposition und mit einem hinreißenden Idealismus geschrieben.

Fruchtbarkeit. Roman in sechs Büchern. 9. Auflage. 2 Bände. Geheftet M. 6.—, elegant gebunden M. 8.—

Der Roman gehört in seiner künstlerischen Konzeption zu den kolossalsten Experimenten der Weltlitteratur. Die Gegenwart, Berlin.

Das Geld. Roman. 9. Auflage. 2 Bde. Geheftet M. 5.—, in 1 Band elegant gebunden M. 6.—

Wie kaum in einem andern vereinigen sich alle Vorzüge Zolas in diesem Werk. National-Zeitung, Berlin.

Doktor Pascal. Roman. 2. Auflage. 2 Bände. Geheftet M. 5.—, in 1 Band elegant gebunden M. 6.—

Das Werk, das die Schicksale der letzten Mitglieder der Familien Rougon und Macquard schildert, schließt sich den vorangegangenen Werken ebenbürtig an. Prager Abendblatt.

Der Zusammenbruch. (Der Krieg von 1870/71.)
Roman. 15. Aufl. 3 Bände. Geh. M. 5.—, eleg. geb. M. 8.—

Illustrierte Ausgabe mit zahlreichen Abbildungen von Adolf Wald, Fritz Bergen und Chr. Speyer. In Original-Einband M. 12.—

Ein Buch, das auch in Deutschland Beachtung verdient.
Straßburger Post.

Lourdes. Roman. 4. Auflage. 3 Bde. Geheftet M. 6.—, in 2 Bände elegant gebunden M. 8.—

Die Wucht und die Kraft der Zolaschen Darstellung sind auch in „Lourdes“ gewaltig. St. Galler Tagblatt.

Rom. Roman. 8. Auflage. 3 Bände. Geheftet M. 6.—, in 2 Bände elegant gebunden M. 8.—

Ein Buch, das auf verhältnismäßig so wenig Seiten dem Geiste so viel wirklich wertvollen Stoffes in so beteiligender Weise zuführt, ist jedenfalls lange nicht geschrieben worden. Der Kunstwart, München.

Paris. Roman. 10. Auflage. 3 Bände. Geheftet M. 6.—, in 2 Bände elegant gebunden M. 8.—

Das Sittengemälde ist an manchen Stellen erschütternd und sogar grandios. Vossische Zeitung, Berlin.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Romane ausländischer Autoren.

Auferstehung. Roman. Von **Leo Tolstoj.** Aus dem Russischen übersetzt von Adolf Heß. 10. Auflage. Geheftet **nur 2 Mark**, elegant gebunden **nur 3 Mark.**

Eine Meisterschöpfung, die der Bewunderung eines jeden würdig ist, und Bewunderung erfaßt uns allein schon, wenn wir sehen, welche Fülle von Gebieten Tolstoj im Rahmen seines Romans behandelt. **Speierer Zeitung.**

Um Verwechslungen mit andern Ausgaben des Romans zu vermeiden, bitten wir, bei der Bestellung stets die **„Ausgabe der Deutschen Verlags-Anstalt"** verlangen zu wollen.

Die Stütze der Familie. Roman. Von **A. Daudet.** Aus dem Französischen übersetzt von A. Berger. Geheftet *M.* 4.—, elegant gebunden *M.* 5.—

Die Stütze der Familie, der letzte Roman des berühmten Alphonse Daudet, ist, wie alle Werke des gefeierten Autors, ein Meisterstück spannender Erzählungskunst und stilistischer Feinheit. **Neue Badische Landeszeitung, Mannheim.**

Das Licht erlosch. Roman. Von **Rudyard Kipling.** Aus dem Englischen neu übersetzt von Leopold Rosenzweig. 5. Auflage. Geheftet *M.* 3.—, elegant gebunden *M.* 4.—

Der Roman ist ebensosehr ein poesievolles Kunstwerk als ein auch moralisch vortreffliches Buch, das uns mit Hochachtung sowohl des großen Talentes, wie noch mehr der hohen, edlen Sinnesart des Verfassers erfüllt. **Bund, Bern.**

Madame Chrysanthème. Roman. Von **Pierre Loti.** Aus dem Französischen übersetzt von Hans Krämer. 2. Auflage. Geheftet *M.* 2.—, elegant gebunden *M.* 3.—

Eine Dichtung in Prosa, welche in jedem für die Größe der Natur empfänglichen Gemüte ein lebendiges Echo wachrufen muß. **Straßburger Post.**

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

PG3464
.G5F6

Date Due

Digitized by Google

DO NOT REMOVE
SLIP FROM POCKET

ALF Collections Vault
3 0000 119 040 529